Casanova

193n. Rem II. I.

11

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Rem. II 11-2

<36621770960019

<36621770960019

Bayer. Staatsbibliothek

# Aus
# den Memoiren
von
# Jacob Casanova de Seingalt.

---

Zweiter Band.

# Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb.

Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von

Wilhelm von Schütz.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorrede des deutschen Herausgebers zum zweiten Theile.

Was sich besorgen ließ, ist theilweise, aber auch nur theilweise, wirklich eingetreten. Man hat den ersten Band von Casanova's Memoiren noch nicht gereinigt genug gefunden. Ein Glück für uns, daß es nur theilweise geschehen. Denn daraus folgt, daß doch auch solche Leser nicht gefehlt haben, die das Werk in einem höheren Sinne aufgefaßt, die das Verhältniß der Details zum Ganzen durchblickt haben und zu beurtheilen vermochten, wozu sich Einzelnheiten verwandeln, sobald sie in dem Gesammtzusammenhang der Beziehungen eine gerechtfertigte Begründung finden. Wir kennen doch nun die doppelte

Weise, wie das Buch genossen worden. Vergessen wir nämlich nicht, daß unsere Memoiren nie eine absichtliche Zweideutigkeit, nie eine versteckte Schlüpfrigkeit enthalten. Findet sich irgendwo ein doppelsinniger Ausdruck, so rührt er von der Uebertragung her, welche der Herausgeber nicht selten für zu unverholen hielt, und darum in Wendungen versteckte, was für diejenigen Leser angedeutet bleiben mußte, für deren Phantasie nicht nur, sondern auch für deren Nachdenken das Buch eine neue Welt aufschließt. Diese haben den Sinn des Ganzen nie verloren, haben in Darstellungen, welche, richtig aufgefaßt, weder kitzeln sollten, noch empören konnten, deren Zweck wohl nur war, die üppige Kraft des Autors wiederzugeben und ihn, der nie heuchelte, auch in gewissen Situationen nicht als Scheinheiligen zu bezeichnen, haben in diesen Darstellungen sich von Schilderungen der Wollust keineswegs so hinreißen lassen, daß sie, eines Urtheils über das Ganze nicht mehr mächtig und unzufrieden mit den selbsterfundenen Wirkungen, dagegen zu eifern anfingen. Diese Betrachtung mit dem in ihr verhüllten Vorwurf wäre unwahr,

wenn das Buch es nicht mit einer zwiefachen Art von Lesern zu thun hätte, mit befugten und mit unbefugten. Zu den letztern gehört die Jugend unbedingt, und nächst ihr der noch nicht ganz reife Theil des weiblichen Geschlechts. Aber dessen anderen Theil möchte ich wieder in zwei Classen sondern. In die eine bringe ich jene Gemüthlichen, die in aller Kunst und Poesie nur das ihrem Gemüthe Entsprechende suchen und sich von Hause aus gegen Universalität, gegen Allgemeinheit der Bildung, als gegen etwas erklären, das für sie nicht paßt. Wie Viele sind nicht, die, blos weil ihre Natur es so mit sich bringt, ohne sich Gründe und Rechtfertigungen darüber festgestellt zu haben, das ganze Leben hindurch den einen Dichter dem andern vorziehen, Schiller lieber lesen, wie Göthe, oder umgekehrt, Cervantes lieber, wie Calderon, oder umgekehrt, Tasso lieber, wie Ariost, oder umgekehrt, Petrarca lieber, wie Dante u. s. w. Solchen kann die Fülle von Leben und Wechsel in Casanova's Schicksal vielleicht keine große Unterhaltung gewähren, und das Buch ist für sie nicht da, nicht blos des Erotischen wegen, das darin vorkömmt,

sondern eben sowohl um des Politischen, Philosophischen, Literarischen und der Reflexionen des Autors willen. Kurz, sie lieben einmal Bücher anderer Art. Mit diesen ist nicht zu rechten. Sie hat eine Schrift nicht beleidigt, von der sie aus reiner Unbefangenheit des Gemüths keine Kenntniß nehmen. Ihr Ausspruch über Druckwerke bleibt auch stets nur Erklärung des empfundenen Wohlgefallens und Mißfallens, ohne sich zum Urtheil erheben zu wollen.

Aber wer kann leugnen, daß es auch Frauen gibt, die sich keineswegs in die Schranken einer beengten Gemüthsanlage wollen zurückdrängen lassen, die sich zu einem Blick in das Leben, ja in die Literatur und Geschichte, sogar den Staat berechtigt glauben, die sich bald befugt, bald verpflichtet fühlen, jede literarische Erscheinung ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen? Diese müssen eines Blicks genießen, der frei und sicher, ruhig und richtig genug ist, um nie die Bedingungen des Ganzen aus den Augen zu verlieren, mit dem sie zu thun haben, und um nie durch einzelne erotische Schilderungen aus demjenigen Gleichgewicht der Seele gesetzt zu werden, mit des-

sen Besitz allein sich ein richtiges Urtheil fällen läßt. Entbehren sie diese Fähigkeit, so sind sie mit ihren Urtheilen solchen Despoten zu vergleichen, die, weil der Genuß dieser oder jener Frucht, dieses oder jenes Thieres ihnen zuwider ist oder gefährlich werden kann, ein Gesetz gegen das Bestehen derselben in ihren Staaten erlassen, oder einen Kreuzzug dagegen predigen, mit Einem Worte, sie tyrannisiren und verfolgen. Denn wie wollen jene Frauen verlangen, daß Geister, von denen sie überflügelt werden, die da, wo sie Schlüpfrigkeiten verwirren, die Ruhe zur ernstern Betrachtung nie verläßt, und die da, wo sie nur bei der üppigen Carnation verweilen, unter der Färbung des Fleisches die Reinheit der Form, die Richtigkeit der Zeichnung, die Virtuosität des Pinsels aufsuchen, verfolgen, ja studiren, ihrethalb verkürzt werden sollen? —

Dies klingt ja fast, dürften Manche sagen, als böte Casanova's Werk auch dem Denker und Kunstsinnigen einen Schatz dar, klingt, als wäre dies von seinen Lesern oft verkannt worden, und als wäre mancher Mißgriff in der Beurtheilung geschehen. Alles das möchte der Fall seyn.

Merkwürdig z. B. und auf eine nicht eben befriedigende Weise belehrend ist mir gewesen, was man in dem erschienenen ersten Theile anstößig gefunden hat. Wenn ich es zergliedere, so geschieht es, weil es nicht blos das besondere Ereigniß aufhellt, sondern allgemeineren Betrachtungen und Aufschlüssen den Weg bahnt.

Casanova's Abenteuer mit Lucrezia scheint in jenem Theile am meisten verletzt zu haben. Aber ich frage: wenn der vorliegende erste Band einmal etwas Anstößiges enthält, ob Lucrezia's Geschichte das Anstößigste sey. Mir hat eine andere Episode mehr Bedenken erregt, wie jene, und ich will davon sprechen, um zu zeigen, wie unsere Memoiren nicht blos eine unterhaltende Lecture sind, sondern auch eine solche, die Stoff zum Nachdenken, Stoff zu künstlerischen Betrachtungen bietet, und die, wie sie Wahrheit in den Thatsachen, so Tiefsinn in den Verhältnissen und Anmuth in der Darstellung besitzt, einer Frucht gleich, die Nahrhaftigkeit, Würzung und Wohlgeschmack vereinigt.

Jede Liebschaft Casanova's hat einen andern Ton, und dieser Ton wird jedesmal durch die

geheimste Natur des weiblichen Wesens bestimmt, aus dem er anschlägt. Casanova fasse ich auf als diejenige Modification der Unersättlichkeit im Naturdienst eines Doctor Faust, welche der spanische Don Juan darstellt. Er ahnt in jedem weiblichen Wesen eine neue Eigenthümlichkeit, und diese wird ihm zu einer neuen Offenbarung der Natur. Letztere läßt aus der Mannichfaltigkeit ihrer Kräfte in den verschiedenen weiblichen Wesen bald diese bald jene Kraft hervortreten. Dadurch bestimmen sich alle übrigen anders, und so sucht Casanova freilich den sinnlichen Genuß, aber er vermählt sich durch ihn zugleich der geheimsten Eigenthümlichkeit seiner Geliebten. In jeder sind ihm die Natur- und Weltkräfte ein anderes Wesen geworden, und er dringt bis an das Geheimniß derselben. Bei der einen ist es die Sprödigkeit, bei der andern die Trunkenheit, bei der dritten die Gutmüthigkeit, bei der vierten die gefühlvolle Zärtlichkeit, bei der fünften der Stolz, bei der sechsten die Verständigkeit, bei der siebenten die Reinheit ihres Wesens, was ihrer Liebe den besondern Charakter und die besondere Eigenthümlichkeit gibt. Casanova's schar-

fer, kräftiger und richtiger Gefühlssinn, verbunden mit einem festen Blick, fühlt sogleich heraus, wohin die Natur eines Weibes gerichtet ist, welcher Eigenschaft ihres Wesens sie eigentlich dasjenige Begegnen wünscht, in welchem es seine Blüthen- und Schmetterlingsentfaltung sucht, die, einmal wenigstens zu feiern, der schuldlose Wunsch manches weiblichen Wesens wohl werden kann. Denn es muß diesem, wenn dies ausbleibt, scheinen, als ob etwas, das bestimmt war, zum Leben zu gelangen, nie das Leben erreicht hätte, als ob es gestorben wäre, ehe ihm die Stunde des Lebens geschlagen, die geheimste Ahnung sich erfüllt hätte. Diesem weiß Casanova jedesmal richtig und nie halb entgegenzukommen, dadurch gewinnt er sich die meisten seiner Geliebten, dadurch sind seine Abenteuer nicht gemeine Libertinage, und deshalb ist, damit sie jenes nicht werden, eine Schonung aller Nuancen nöthig, und jede Verflachung der Sache zu vermeiden. Vieles wäre gerade dadurch, daß man das Gewagteste wegließ, gemein und gewöhnlich geworden.

In dem Abenteuer mit der Lucrezia ist also

nicht zu übersehen, daß diese Frau eigentlich nie lüstern, nie coquett, nie übertrieben sinnlich, nicht unersättlich, sondern lediglich trunken war, und sich einmal nur so recht wollte berauschen lassen von der Liebe. Diese Erscheinung gehört zu den seltenen, auch hat sie Casanova nur einmal in dieser Art erlebt. Der Charakter jener Liebschaft ging ganz verloren, wenn gewisse Details fehl-ten. Sie wäre dann eine alltägliche Ausschwei-fung geworden, und Lucrezia erschiene wie eine gewöhnliche Person, sobald wir nicht alles von ihr wüßten. Sie wäre eine verbuhlte Frau, wie es deren viele gibt, die mit jedem andern Manne ihren unkeuschen Neigungen gefröhnt hätte. Das aber ist sie gerade nicht. Sie hat lange, zufrieden und ohne die eheliche Treue zu brechen, mit ih-rem Gemahl gelebt, der sich wenig aus ihrer Liebe macht, der sich sogar freut, daß sich ein Anbeter für sie gefunden. Aber mit einem Male ergreift die Trunkenheit einer Bacchantin ihr Wesen, und wozu alle Trunkenheit führt, da-hin führt auch sie ihr Liebesrausch. Was der Liebe unmöglich ist, das widerfährt ihr. Liebe führt nur zur Beruhigung, nie zur Uebersätti-

gung. Trunkenheit aber kennt eine Uebersättigung, in welcher der Gegenstand des Genusses anfängt widerlich zu werden; sie steigt jedesmal bis zu der Stufe, wo sie sich selbst zerstört, wo sie sich vernichtet, um damit zu enden und um dadurch inne zu werden, daß sie Täuschung blieb. Bis so weit ist Lucrezia gekommen, und daß dies geschehen, erfuhren wir nie, wenn ein gewisser Moment, vielleicht der bedenklichste im ersten Theile, völlig verschwiegen blieb. Gemildert ist er durch sehr bedeutende Auslassungen nicht wenig worden.

Aber selbst mit diesem Zuge ist jene Geschichte im Innern weniger anstößig, wie das frühere Verhältniß Casanova's mit Nannette und Marton. Schreckliche und empörende Folgen konnte das spätere Abenteuer mit der Advocatenfrau nicht haben; keine Folgen, welche das Gemüth des Lesers durch Betrachtungen über die Trübseligkeit und Nichtigkeit alles Daseyns, oder über den Unbestand und die Falschheit alles Schönen umdüstern könnten. Die wahrhaft arge Situation nimmt keine Unheil bringende Wendung. Dem Advocaten, Lucreziens Gemahl, ist

im Grunde nur begegnet, was er gewünscht hat, und Lucrezien traut man zu, Ausschweifungen aus Gewohnheit oder Langeweile werden sie nicht verschlechtert haben. Im Gegentheil ist ihr in dem Kinde, auf das sie sonst nicht hoffen durfte, und welches ihr nie geworden, der Keim zu einem befriedigenden Leben angeboten, und die Berauschung scheint ihr genügend gewesen zu seyn. Von ihrer Schwester wissen wir gewiß alles Gute. Sie hat einen gründlichen Haß gegen Casanova und gegen den verhängnißvollen Moment davon getragen, sie ist gewiß eine treue und glückliche Gattin geworden.

Unmöglich kann also die gewissenhaften Leser und Leserinnen das Wesentlichste bei der Sache, die innere Verderbniß, die Seelen- und Gemüthszerstörung Lucreziens und ihrer Schwester, beunruhigt haben. Dazu bietet sich kein Anlaß. Wie verhält es sich dagegen mit dem Schicksale von Nannette und Marton? Zwei unschuldige Mädchen, die Casanova in früher Jugend nicht blos verführt, sondern eigentlich auf solche Weise zu seinen Concubinen macht, daß jede derselben im Beiseyn der andern auf demselben La-

ger mit ihm die Liebe genießt? — Hat dies nicht empört? Oder hat es nicht wenigstens Besorgniß über das Schicksal der beiden Verführten erregt? Der erste Band der Memoiren gibt keine Andeutung darüber. Der Wohlwollende dürfte daher wohl fragen, ob die beiden elternlosen Mädchen nicht bald zu Töchtern der Freude herabgesunken?

Ich kann nicht bergen, daß diese Geschichte, wie sie im ersten Bande vorliegt, mir die anstößigste gewesen, und doch scheint sie am wenigsten angefochten zu werden. Wer möchte nicht sagen, wenn solch ein Verhältniß sich gut löset, so ist das Unmögliche geschehen?

Und wir finden diese Lösung auf jene Freude und Heiterkeit über alles verbreitende Weise, welche überhaupt in Casanova's Memoiren sehr vorherrschend ist. Doch hierüber behalte ich mir meine Betrachtungen noch vor.

Nannette und Marton waren beide ein Paar gutmüthige Kinder, und so wird der Einen ein seltenes zeitliches, und der Andern ein seltenes geistliches Glück. Die Eine vermählt sich mit einem Grafen und führt eine glückliche Ehe. Die

Andere geht in ein Kloster und schreibt nach einiger Zeit einen Brief an Casanova, worin sie, ihm dies meldend, ihn beschwört, sie nie wieder zu sehen. Sie versichert zugleich, daß sie ihm wegen dessen, das er an ihr gethan, nicht feind seyn könne, denn gerade der Reue darüber müsse sie es verdanken, den Weg zum Heile gefunden zu haben, den sie nunmehr wandle. Jeden Abend schließe sie ihn in ihr Gebet ein und beschwöre ihn, dem Wandel zu entsagen, welchem er sich ergeben.

Welch eine glückliche, befriedigende Wendung! Hätte sie ein Dichter gewählt, man hätte sie für unwahr und unwahrscheinlich erklärt. Hier aber ist es sichre, über allen Zweifel erhabene Wahrheit und Wirklichkeit. Doch was noch mehr, Casanova selbst ist eigentlich der Bestrafte. Diesen Menschen macht nur die Doppelheit unglücklich, welche ihm alles Beharren verbietet. Und wie bedeutend, daß seine erste Liebe ihn in Zweifel lassen muß, ob er geliebt oder angeführt worden, die zweite ihm nicht zur Erfüllung wird, und nun er sein Herz theilte, sogleich in Doppelheit versinkt!

Woher nun mag es wohl im Allgemeinen kommen, daß Casanova uns mehrentheils in Kreise führt, welche den Moralisten ein Gräuel sind, an ein Daseyn uns erinnert, welches sie vertilgen möchten, an Begebenheiten, welche die Menschheit in den Staub zu treten, die Herzen zu zerreißen scheinen; und daß trotz dem, Heiterkeit, Befriedigung und Versöhnung jedes herbe Gefühl von uns entfernt, ja daß wir überall die himmlische Gerechtigkeit bewundern müssen, die in den Verkettungen und Entwickelungen der Begebenheiten jedesmal Lohn und Strafe also vertheilt, daß wir zur Anerkennung gezwungen sind?

Darin ist dies zu setzen, daß bei den meisten Personen, welche wir Unrechtes thun sehen, die Religion noch nicht erloschen, viel weniger von ihnen verleugnet worden ist. Offenbar schwebt der Verfasser zwischen den Verführungen eines ihn verlockenden Atheismus und zwischen den Regungen einer ihm angebornen Religion, zwischen bewußter Vernunft und unbewußter Frömmigkeit, von deren Banden er sich freilich nach und nach immer mehr losmacht. Doch wie sehr und wie oft er auch in Widerspruch mit derselben

handelt und reflectirt, so hört sie doch nie auf sich seinen Reflexionen einzudrängen, aber als Betrachtungsweise. Hierdurch kömmt er zu mehreren, höchst wahren, treffenden und tiefsinnigen Bemerkungen über das Wesen und die Wirkungen der Religion. Der vorliegende Band gibt in den religiös-philosophischen Gesprächen mit einem Muhamedaner nicht nur, sondern auch auf vielfach andere Weise Zeugnisse davon. Namentlich mag ich nicht unterlassen, aus eben diesem Bande eine Stelle auszuzeichnen, die nicht genugsam beherzigt werden kann.

„Der Glaube an die ewige Vorsehung in der Mehrzahl derer, die Gewerben, welche bald das Gesetz, bald die Religion verbietet, sich hingegeben haben, ist keinesweges abgeschmackt, noch eingebildet, noch stammt er von Heuchelei. Er ist etwas Wahres und Wirkliches, ist, wie wir ihn finden, echt fromm, denn seine Quelle ist löblich und herrlich. Mögen am Ende die Wege, in denen wir wandeln, seyn, wie sie wollen, es ist und bleibt denn doch die

Vorsehung, welche sie bahnt, und die, welche jene anbeten, sind gewiß nicht verworfen, sondern im Innern gut, nur in Irrthum gesunken."

An einer andern Stelle macht unser Autor folgende Bemerkung: „Man wundert sich oft über den frommen Bösewicht, welcher den Schutz seines Heiligen anruft und ihm das Gelingen seiner Frevelthaten dankt. Man hat Unrecht. Es muß ein gutes Gefühl seyn, das in einem solchen wohnt, denn es bekämpft den Atheismus.

Einen Beweis von jener Gerechtigkeit der Vorsehung aber wie von der wohlthätigen Kraft jenes Glaubens, welcher hindert, daß die Menschen gänzlich auseinandertreten, um sich, jeder auf sich selbst beruhend, hinzustellen, liefert die Wendung, welche alle Liebesbegebenheiten unsers Autobiographen für ihn und für die Gegenstände seiner Neigungen nehmen. Im Wesentlichen leidet er am meisten, und trifft ihn mehr Unglück, wie jene. Denn für ihn führen Halbheit und Zweideutigkeit das Ende derselben herbei. So ist

es nicht mit seinen Geliebten oder mit den von ihm Verführten. Aus einer leichten Trauer darüber, ihn verloren zu haben, werden sie zur Ergebung in diesen Verlust hinübergeleitet, und diese wieder bahnt einer gewissen Selbsterkenntniß den Weg. Daß sie getäuscht worden und sich getäuscht hatten, daß ihrem Liebhaber, bei allen seinen glänzenden, seltenen und ungemeinen Eigenschaften, doch die letzte Wahrheit fehlte, die nur in der Beständigkeit und Unerschütterlichkeit anzutreffen ist, das empfinden sie tief. So suchen sie sich von ihm wieder zu entfernen, ohne daß sie Haß gegen ihn nähren, vielmehr behalten sie meistens eine nicht ganz unfreundliche Erinnerung in ihrem Gemüthe an ihn zurück.

Daher verunziert dies Buch denn auch keinesweges das weibliche Geschlecht. Vielmehr macht es uns mit der geheimen Schönheit ihres Wesens bekannt. Gerade die sind liebenswürdig, deren Verführung Casanova gelingt, und trotz jener Verführung möchte man die meisten abermals lieben, weil er nichts in ihnen verdirbt. Erliegen ihm die Weiber, so hängt es stets mit etwas Echtem und Schönem zusammen. Narr-

heit und Hoffahrt, Eitelkeit und Dummheit führt sie nie in seine Schlingen, kaum die Erregung ihrer Sinnlichkeit, sondern wirkliche Neigung, Wohlwollen im Gemüthe, Dankbarkeit und dergleichen. Wie anders ist das mit den Männern! Wie thöricht und stumpf, wie eitel und unverständig, wie eingebildet und innerlich abgestorben erscheinen sie nicht und werden dadurch seinem überwiegenden Geiste preisgegeben!

Zu dem allen aber kömmt noch eine bewundernswerthe Vielseitigkeit. Gaben und Anlagen, deren Beisammenseyn in einem und demselben Individuum sonst sie unter einander aufzuheben pflegt, sind in ihm mit gleicher Kraft vereinigt. Daß und wie sie mit seiner Sinnlichkeit, seinem wüsten Leben sich vertragen, ist so ungemein merkwürdig.

Jene scharfsehende Weltklugheit, die keinen Schritt absichtlos thut, die nie ihr Ziel verkennt, darf sie wohl sich mit ihrem ganzen Wesen in vorübergehende Anregungen und Genüsse tauchen? Casanova schwebt beständig darin, aber sieht und faßt doch zugleich für seine Zwecke die richtigen Mittel. Wie ist mit einem von beiden nur, mit sol-

chem politischen Streben zum Zweck hin und mit dem sinnlichen Fortgerissenwerden ein contemplativer oder gar philosophischer Geist vereinbar? Casanova verbindet ihn mit beiden. Seine Betrachtungen zeugen von ungemeiner Anlage auch für philosophische Thätigkeit, für Betrachtung, die aus dem Leben abstrahirt. Selten vereinigt sich diese sonst mit Gedächtniß, Poesie und Sinn für Kunst und Fähigkeit zur Composition. Auch hiervon, namentlich von der Letztern gibt der merkwürdige Mann zahllose Beweise. Wenn dem Leser erst mehr von seinen Schriften vorliegen wird, behalte ich mir vor, ausführlicher über Casanova's Composition und Darstellung zu sprechen.

Alles dies gewinnt aber die meiste Merkwürdigkeit dadurch, daß wir stets sehen, wie es sich unter den fortwährenden Ausschweifungen des Verfassers, ja aus ihnen herausbildet, und daß wir inne werden, wie denselben Mann auch noch theosophische Gegenstände, die Bildung der Erde und anderes Verwandtes beschäftigte, wie er sogar, bei seiner großen Unbefangenheit, sich mit dem Stein der Weisen zu thun machte.

Gerade dies Letztere leiht ihm noch ein besonderes Interesse. Er durchschaut mit seinem klaren Verstande alle Thorheiten derer, welche jener Gegenstand beschäftigt, läßt sich nie anführen oder täuschen, aber ist verständig genug, einzusehen, daß die Sache denn doch einer Betrachtung zu unterwerfen seyn muß, wäre es auch nur, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden und die Allgemeinheit der darauf gerichteten Neigung als Phänomen zu erklären.

Nach diesem allen bleibt mir nur noch die Bemerkung übrig, daß die deutsche Uebersetzung der Stellen aus classischen Autoren, im ersten Bande, nicht von mir herrührt, sondern nach Absendung des Manuscripts veranlaßt worden, weil einige Male der Sinn nicht vollkommen wiedergegeben ist.

# Erstes Capitel.

Kurzer zu lebenslustiger Aufenthalt in Ancona. — Cäcilie. — Marine. — Bellino. — Die griechische Sclavin aus dem Lazareth. — Bellino entdeckt sich. —

---

Im besten Gasthof von Ancona war ich am fünf und zwanzigsten Februar 1744 beim Anbruch der Nacht eingetroffen. Zufrieden mit meinem Zimmer bestelle ich mir Fleischspeisen. Darauf antwortet mir der Wirth, die Christen enthielten sich derselben in den Fasten. Ich aber beziehe mich auf meine Erlaubniß vom Papst, und der Wirth will sie schriftlich sehen. Sie sey mir mündlich gegeben, erwidre ich. Das will Jener nicht glauben, darauf nenne ich ihn einen Narren, und er weiset mir die Thür und den Weg nach einem andern Gasthof.

Das hatte ich nicht erwartet. Ich schwöre und fluche, als plötzlich eine ernsthafte Figur aus einem anstoßenden Zimmer zu mir tritt und mich mit folgenden Worten anredet:

Ihr habt Unrecht, in Ancona Fleisch zu begehren, wo die Fastenspeisen ungleich besser sind, Unrecht, vom Wirth zu verlangen, er solle Euch auf Euer Wort glauben, daß Ihr dispensirt seyd, Unrecht, wofern Ihr Dispensation erhalten, daß Ihr in Euerm Alter sie nachgesucht habt, Unrecht, daß Ihr Euch solche nicht schriftlich geben lassen, Unrecht, den Wirth, in dessen Willen es steht, ob er Euch aufnehmen will oder nicht, einen Narren zu schelten, und Unrecht, einen solchen Lärmen zu machen.

Dieser Mann, dem die Sache nichts anging, und der sein Zimmer verlassen hatte, mir alles ersinnliche Unrecht aufzubürden, zwang mich zum Lachen. Alle Ihre Klagepuncte räume ich ein, sagte ich, aber es regnet, ich hungre, und es behagt mir nicht, jetzt umherzulaufen, um ein Unterkommen zu suchen. Machen Sie selbst also den Wirth und geben mir zu essen.

Das kann ich nicht, erwiderte er. Ich bin Katholik und faste. Aber den Wirth will ich beruhigen. Er soll Ihnen ein gutes Abendbrot, obwohl ohne Fleisch, bereiten.

Somit geht er, und ich, seine kalte Weisheit mit meiner übermüthigen Hitze vergleichend, finde ihn berufen, mich in die Lehre zu nehmen. Gleich darauf kehrt er zurück, tritt in mein Zimmer und sagt: Alles ist beigelegt. Sie bekommen ein gutes Abendessen, und ich leiste Gesellschaft. Ich danke ihm für die Ehre, die er mir erweisen will, und um ihn zu nöthigen mir seinen Namen zu nennen, stelle ich mich ihm als Secretair des Cardinal Aquaviva vor.

Ich heiße, entgegnete er darauf, Sancio Pico, bin Castilianer und verpflege das Corps der Armee Sr. katholischen Majestät, welches der Graf de Lages unter dem Oberbefehl des Generalissimus, Herzogs von Modena, anführt. Nachdem er dem Appetit bewundernd zugesehen, mit dem ich Alles, was aufgetragen worden, richtig verzehrt hatte, fragt er: Haben Sie zu Mittag gespeiset? Nein, versetze ich; und das scheint ihn zu beruhigen, allein er setzt hinzu:

Dies Nachtessen wird Ihnen nicht bekommen. — Im Gegentheil, erwidre ich, es wird mir sehr gut bekommen. —

Sie haben also den Papst hintergangen. Kommen Sie mit mir in das anstoßende Zimmer. Sie sollen eine schöne Musik hören. Die erste Actrice wohnt darin. —

Das Wort Actrice lockt mich. Ich folge also und finde eine bejahrte Frau mit zwei jungen Mädchen und zwei hübschen jungen Menschen beim Abendessen. Umsonst suche ich die Actrice, aber Sancio stellt sie mir in einem der jungen Burschen vor, höchstens zwischen sechzehn und siebenzehn Jahr alt und hinreißend schön. Sogleich bilde ich mir ein, es werde der Castrat seyn, welcher auf dem Theater zu Ancona, das den Gesetzen für die römische Bühne gleichfalls unterworfen ist, die Rolle der ersten Sängerin spielt. Nun zeigt mir die Mutter auch ihren zweiten Sohn, Petron, keinen Castraten, der die Rolle der ersten Tänzerin spielte, und ihre beiden Töchter. Cäcilie, die älteste, zwölf Jahre alt, lernte singen, und Marie, die zweite, elf Jahre alt, tanzen. Beide waren hübsch, alle

fünf aus Bologna, und sie lebten von ihren Talenten. Gefälligkeit und Freundlichkeit mochten ihrer Armuth zu Hülfe kommen.

Nach dem Essen setzt sich Bellino, der Castrat, welchen Don Sancio mir als Sängerin bezeichnet hatte, an das Clavier und begleitet sein eigenes Spiel mit einer Arie, welche die Stimme eines Engels und den reizendsten Vortrag entfaltete. Der Spanier, der mit festgeschlossenen Augen zuhörte, schien in Ekstase zu verschweben. Ich aber, dem es sehr fern lag, die Augen zuzudrücken, bewunderte die des Sängers, deren schwarze Karfunkel ein verzehrendes Feuer in meiner Brust anzündeten. Ich fand die Züge von Lucrezien und das Wesen der Marquise G. wieder, das Gesicht aber durchaus weiblich. Die männliche Kleidung versuchte umsonst die Erhöhung des Busens zu verbergen, und bald setzte ich mir in den Kopf, Bellino müsse, trotz dem, wofür er ausgegeben worden, ein Mädchen seyn. In dieser Gewißheit überließ ich mich ganz dem mir von ihm eingeflößten Verlangen.

Nach zwei sehr angenehm zugebrachten Stunden führt mich Don Sancio in mein

Zimmer zurück und sagt mir, er werde am folgenden Morgen früh mit dem Abbé von Vilmarcati nach Sinigallia abreisen, übermorgen jedoch zum Abendessen zurückgekehrt seyn. Indem ich ihm eine glückliche Reise wünsche, füge ich hinzu, daß ich ihm unterweges zu begegnen hoffe, weil ich übermorgen zum Abend in Sinigallia seyn werde Ich wolle nur noch einen Tag in Ancona bleiben, um für meinen Wechsel einen andern auf Bologna zu nehmen.

Nun legte ich mich zu Bett, voll von dem Eindruck, den Bellino auf mich gemacht. Nur darüber war ich unzufrieden, daß ich ihm kein Merkmal der Gerechtigkeit gegeben, die ich seinen Reizen widerfahren lassen, über welche die Verkleidung mich nicht getäuscht hatte. Aber kaum habe ich am Morgen meine Thür geöffnet, als er vor mir steht und mir seinen Bruder anbietet, um mich dessen statt eines Lohnlaquaien zu bedienen. Ich nehme das an, der Bruder erscheint, und ich schicke ihn weg, Caffee für die ganze Familie zu bestellen. Bellino lasse ich auf mein Bett niedersetzen, in der Absicht ihn als Mädchen zu

behandeln, aber seine Schwestern treten ein und unterbrechen mein Vorhaben.

Das reizende Gemälde, das ich vor mir sah, mußte mir die schönste Befriedigung gewähren: Heiterkeit, ungeschminkte Schönheit in dreifach verschiedener Gestalt, Zutraulichkeit, Schauspielergeist, artige Späße und kleine Possirlichkeiten aus Bologna, die, mir neu, mich ungemein entzückten. Den beiden kleinen Mädchen, wahren Knospen lebendiger Rosen, gebührte eigentlich der Vorzug vor Bellino, hätte ich mir nicht eingebildet, er wäre ein Mädchen wie sie. Trotz ihrer Jugend verrieth die Weiße der Brust ihre frühzeitige Mannbarkeit.

Petronio kam mit dem Caffee. Weil seine Mutter nie das Zimmer zu verlassen pflegte, brachte er ihr eine Schaale. Er machte seine Sache trefflich, und als ich ihm eine Zechine gab, um den Caffee zu bezahlen und achtzehn Paul Ueberschuß für sich zu behalten, konnte ich merken, welcher Art von Diensten er bereit war sich hinzugeben. Als ich ihm auftrug, für sechs Personen zu Mittag zu bestellen, sagte er, daß er für vier bestellen würde, denn er müsse seiner lie-

ben Mutter, die im Bette zu essen pflege, Gesellschaft leisten.

Zwei Minuten darauf kömmt der Wirth, mir zu sagen, von den Personen, für die ich Essen bestellt, äße jede für zwei; unter sechs Paul auf den Kopf könne er nicht anrichten. Ich gestand ihm seine Forderung zu. Der gefälligen Mama glaubte ich ein Compliment schuldig zu seyn. Ich trete also in ihr Zimmer und mache ihr meine Lobeserhebungen wegen der reizenden Familie. Sie stattet mir ihren Dank für die achtzehn Paul ab, die ich ihrem Sohn gegeben und bestätigt meine Vermuthung über seine Bereitwilligkeit, unter Schmähungen auf den Theaterunternehmer Rocco Argenti, der barbarisch genug ist, ihr nur funfzig römische Thaler für die ganze Carnevalszeit zu geben. Sie sind verzehrt, sagt sie, und wir werden bettelnd nach Bologna zu Fuße zurückgehen müssen. Ich gebe ihr einen Dublon da ocho, und sie weint vor Freude. Ich verspreche einen zweiten, wenn sie mir im Vertrauen entdecken wolle, daß Bellino ein Mädchen sey. Glauben Sie das

nicht, obwohl er so aussieht, erwidert sie. Das Letzte ist so wahr, daß er sich einer Besichtigung hat unterwerfen müssen. —

Durch wen? —

Durch den Beichtvater, den Bischof. Sie mögen ihn befragen.

Ich glaube nur, was ich selbst gesehen. —

Mögen Sie das. Ich kenne Ihre Absichten nicht und mische mich nicht darein. —

Nun gehe ich in mein Zimmer zurück und lasse Petronio eine Flasche Cyperwein holen. Er bringt mir sieben Zechinen auf einen Dublon wieder, den ich ihm gegeben, und ich vertheile das Geld unter Bellino, Cäcilie und Marine.

Letztere Beide bitte ich, mich mit ihrem Bruder allein zu lassen.

Lieber Bellino, sage ich, Du bist nicht von einem Geschlecht mit mir. —

Ich bin es, aber Castrat; man hat mich besichtigt. —

Hier ist ein Dublon, wenn Du auch mir die Untersuchung erlaubst. —

Nein. Sie lieben mich, und mir verbietet es die Religion. —

Gegen den Bischof hattest Du dies Bedenken nicht. —

Er war alt, und eine oberflächliche Ueberzeugung von meinem traurigen Zustand genügte ihm. —

Diesen Worten folgte ein Widerstand gegen meine Angriffe, der mir die gute Laune um so mehr na m, als meine Neugier mir schon funfzehn bis sechzehn Zechinen gekostet hatte. Verdrüßlich setze ich mich zu Tisch, aber der Appetit der reizenden Geschöpfe gibt mir die frohe Stimmung wieder, und ich beschließe, mich bei den Jüngeren für das verthane Geld zu entschädigen.

Wir sitzen am Feuer und speisen Maronen. Da fange ich an Allen zu liebkosen. Niemand widersetzt sich, auch Bellino nicht, und ich mache die keinen Zweifel übrig lassende Entdeckung seiner Mädchenbrust. An diesem Busen, sage ich, erkenne ich, daß Du ein Mädchen bist; Du kannst es nicht leugnen. —

Uns allen wird diese Fülle zu Theil. —

Aber nicht dieser Alabaster eines funfzehnjährigen Mädchens. Ich weiß zu unterscheiden. —

Nach diesen Worten will ich ihre Brust enthüllen und küssen. Doch sie steht auf, und ich glühe vor Zorn. Aber ich muß mich beruhigen und bitte Cäcilien, ihre Schülerin in der Musik, mir einige neapolitanische Lieder zu singen.

Darauf gehe ich aus und mache mein Geschäft mit dem Ragusaner Buchetti ab, der mir für meinen Wechsel einen andern auf Bologna nach Sicht zustellt. In meinem Gasthof esse ich in Gesellschaft der Mädchen eine Schüssel Macaroni. Dann lege ich mich nieder, nachdem ich Petronio aufgetragen, mir auf morgen eine Postchaise zu bestellen.

In dem Augenblick, wo ich meine Thür abschließen will, sehe ich Cäcilien fast im bloßen Hemde vor mir, die mich in Bellino's Namen bittet, ihn nach Rimini mitzunehmen, woselbst er in der Oper, die nach Ostern gegeben wird, zu singen übernommen hatte. Sage ihm, mein kleiner Engel, ich sey bereit dazu, sofern er gleich mit dir wiederkommen wolle, um mich der Ungewißheit über sein Geschlecht zu entreißen, gebe ich zur Antwort.

Cäcilie kömmt wieder und sagt, Bellino

sey schon im Bette, aber er wolle, wenn ich meine Abreise noch einen Tag aufschöbe, meinen Zweifeln ein Ende machen. —

Sage Du mir die Wahrheit, und ich gebe Dir zehn Zechinen. —

Ich kann sie nicht verdienen. Denn ich habe ihn nie so gesehen, daß ich darüber urtheilen könnte. Aber er ist gewiß ein Junge. Sonst hätte er hier nicht singen dürfen. —

Gut, so reise ich erst übermorgen, wenn Du die Nacht bei mir bleiben willst. —

Lieben Sie mich denn? —

Sehr; aber Du mußt auch gut seyn. —

Sehr gut will ich seyn, denn ich liebe Sie auch. Ich will es nur meiner Mutter erst sagen. —

Du hast gewiß einen Geliebten gehabt. —

Niemals. —

Ganz fröhlich kehrt sie zurück und sagt mir, ihre Mutter halte mich für einen ehrenhaften Mann. Damit schließt sie meine Thür zu und stürzt mir, brennend vor Liebe, in die Arme. Sie kann noch Mädchen gewesen seyn. Aber weil meine Gedanken nicht auf sie gerichtet waren,

achtete ich darauf so wenig, daß ich ihr nicht einmal sagen konnte: du hast mein Glück gemacht. Ich mußte von ihr diese Worte hören, und sie schmeichelten mir wenig. Sie war sanft, ich war es auch. Wir lagen uns in den Armen und entschlummerten. Beim Erwachen gab ich ihr den Morgengruß der Liebe und schenkte ihr drei Dublonen, die ihr mehr werth waren, wie alle Schwüre ewiger Beständigkeit; alberne Betheuerungen, die kein Mann auch dem schönsten Weibe zu geben fähig ist! Cäcilie eilte mit ihrem Schatz zur Mutter, die vor Freude weinend ihn der himmlischen Vorsehung zuschrieb.

Ich ließ den Wirth kommen, um ein Abendessen für fünf Personen zu bestellen, bei dem Nichts gespart werden sollte. Ich war gewiß, daß der edle D. Sancio, der zum Abend zurückgekommen seyn wollte, mir die Ehre mit mir zu essen nicht abschlagen würde. Absichtlich aß ich nicht zu Mittag. Aber die Bologneserfamilie hatte dieses Mittel nicht vonnöthen sich den Appetit zum Abendessen zu sichern. Bellino erinnerte ich an sein Versprechen, und lächelnd sagte er, der Tag sey noch nicht zu Ende; er

würde mich gewiß nach Rimini begleiten. Ich schlug ihm vor, mit mir spazieren zu gehen, und er entfernte sich, um sich anzukleiden.

Aber in dem Augenblick tritt, Beschämung und Kränkung im Angesicht, Marine ins Zimmer, mir zu sagen: sie wisse nicht, wodurch sie die Beweise von Verachtung verschuldet habe, die ich ihr gebe. Cäcilie, sagt sie, hat die vorige Nacht mit Ihnen getheilt, Bellino reiset morgen mit Ihnen, ich bin die einzige Unglückliche. —

Willst Du Geld? —

Nein. Ich liebe Sie. —

Du bist noch zu jung. —

Das Alter thut nichts. Ich bin ausgewachsener wie meine Schwester. —

Vielleicht hast auch Du einen Liebhaber gehabt? —

Nichts weniger wie das. —

Gut. Wir wollen es diese Nacht sehen. —

Diese Possenspiele belustigten mich nicht wenig. Im Hafen, wohin ich mit Bellino gegangen war, kaufte ich ein Fäßchen Austern, um Don Sancio damit zu bewirthen, und nachdem

ich sie in den Gasthof schicken lassen, begleitete ich den vermeintlichen Castraten nach der Rhede, wo ich mich mit ihm an den Bord eines venezianischen Schiffes begab, das eben seine Quarantaine beendigt hatte. Weil ich keinen meiner Bekannten auf demselben fand, stieg ich an Bord auf einem türkischen Schiffe, das nach Alexandria unter Segel ging.

Das Erste, was sich meinen Augen darstellt, ist die schöne Griechin, die ich vor sieben Monaten im Lazareth zu Ancona gelassen hatte, an der Seite des alten Schiffscapitains. Ich thue, als sehe ich sie nicht, und frage ihn, ob er schöne Waare feil habe. Darauf führt er uns in sein Zimmer und öffnet seine Schränke. Aus den Augen der Griechin sah ich ihre Freude über mein Wiedersehn blitzen. Da Nichts von dem, was mir der Türke zeigte, meinen Beifall fand, sagte ich ihm, ich möchte wohl etwas Hübsches kaufen, das seiner schönen Gefährtin gefallen könnte. Er lächelte, sie sprach türkisch zu ihm, und er ging weg. Nun stürzt sie mir an den Hals, drückt mich gegen ihre Brust und sagt: Endlich ist der glückliche Augenblick gekom-

men! Ich, nicht minder beherzt und feurig, setze mich ganz in ihren Besitz, breche glücklich die Frucht und bin im Begriff sie vollkommen zu genießen, als die Griechin, die ihren Gebieter zurückkommen hört, sich meinen Armen entwindet und mir den Rücken zukehrt, um mich so lange den Augen ihres Herrn zu entziehen, bis ich unbefangen ihm nahen konnte. Es hätte mir wo nicht das Leben doch all mein Geld gekostet, wenn er mich, wie ich war, erblickte. Aber trotz meiner bedenklichen Lage mußte ich über Bellino's Erstaunen lachen, der unbeweglich und zitternd vor Furcht dastand. Die artigen Kleinigkeiten, welche die schöne Griechin sich aussuchte, kosteten mir nicht mehr wie zwanzig bis dreißig Zechinen. Spolaitis, sagte sie in der Sprache ihres Landes zu mir, und bedeckte sich das Gesicht, als ihr Gebieter sagte, sie solle mich umarmen.

Mehr traurig wie froh verließ ich das reizende Geschöpf, das trotz ihres Muthes der Eigensinn des Himmels immer nur halb beglücken zu wollen schien. Bellino, nachdem er von seiner Furcht zurückgekommen, sagte mir in der

Feluke, ich habe ihm ein Traumbild gezeigt, das er noch nicht für wahr halten könne, und das ihm eine sonderbare Vorstellung von meinem Charakter gebe. Das Benehmen der Griechin sey ihm ein Räthsel, wenn ich ihn nicht belehren könnte, daß alle Weiber ihres Landes eben so wären. Dann müßten sie unglücklich seyn, sagte ich und fragte weiter: ob Bellino alle wollüstige Weiber für unglücklich halte.

Ich will, war die Antwort, daß eine Frau der Liebe weiche, weil sie daran glaubt, und daß sie sich erst ergebe, nachdem sie mit sich selbst gekämpft. Aber ich will nicht, daß der ersten Regung zu Gunsten, welche ein Gegenstand ihres Wohlgefallens erweckt, sie sich ihm mit Trieben überlasse, die nicht von denen der Thiere unterschieden sind. Gestehen Sie mir zu, daß jene Griechin, indem sie Ihnen einen sichern Beweis, wie sehr Sie ihr gefallen haben, gegeben, zugleich einen andern von ihrer Brutalität und von einer Unverschämtheit abgelegt hat, die sie der Schande aussetzte, zurückgewiesen zu werden. Denn sie konnte nicht wissen, ob sie Ihnen eben so sehr gefallen hatte, wie Sie ihren Beifall

gefunden. Sie ist sehr schön, und die Sache hat sich gemacht; aber ich mußte zittern.

Ich hätte Bellino beruhigen und seinen gerechten Unwillen zügeln können, wenn ich ihm den ganzen Zusammenhang erzählen wollen. Aber ich würde meine Rechnung nicht dabei gefunden haben. War er ein Mädchen, so mußte mir daran liegen, die Ueberzeugung zu erhalten, ich nähme jenen wichtigen Moment zu leicht, um ihn durch Listen zu erringen.

Wir kehrten nach dem Gasthofe zurück und sahen mit der Abenddämmerung Don Sancio in seiner Kutsche den Hof hereinrollen. Ihm entgegengehend ersuche ich ihn, meine Dreistigkeit zu entschuldigen, wenn ich auf die Ehre gerechnet hätte, die er mir erzeigen würde, mit Bellino und mir zu Abend zu speisen. Er nahm die Einladung an, indem er mit Würde und Höflichkeit das Vergnügen pries, das ich ihm zu machen die Aufmerksamkeit gehabt.

Die ausgesuchten und wohl zubereiteten Speisen, die guten spanischen Weine, die schönen Austern, und mehr wie dies alles die Heiterkeit und die reizenden Stimmen Bellino's und

Cäciliens, die uns Duo's und Seguedillien gaben, ließen den Spanier fünf Stunden lang die Freuden des Paradieses genießen. Indem er uns um Mitternacht verließ, sagte er mir, er könne sich nur beruhigen, wenn er sich mit dem Gedanken niederlegen dürfe, daß ich morgen in derselben Gesellschaft in seinen Zimmern zu Abend speisen würde. Ich mußte zu dem Ende meine Abreise noch um einen Tag verschieben, und er war höchst erstaunt, als ich die Einladung annahm.

Nun drang ich in Bellino, mir Wort zu halten. Aber er, mir antwortend, Marine habe noch mit mir zu sprechen, und uns bliebe der ganze morgende Tag, verließ mich. So blieb ich allein mit Marine, die, ganz Freude, meine Thür abschloß.

Dieses Mädchen, reifer wie Cäcilie, obwohl jünger, hielt sich verpflichtet, mich zu überzeugen, daß sie verdiene ihrer Schwester vorgezogen zu werden. Ich glaubte das leicht, ich brauchte nur das Feuer ihrer Augen zu untersuchen. Sie, in Furcht, von einem Manne, den die vorige Nacht ermüdet haben konnte, vernachläs-

siget zu werden, entfaltete mir alle verliebte Träume ihrer Seele, brachte ihre Gaben und Grundsätze zur Sprache, schilderte mir die mancherlei Gelegenheiten, die sich ihr dargeboten, sich als Großpriesterin in die Geheimnisse der Liebe einweihen zu lassen, und sprach sowohl von dem hohen Ideale, das sie sich davon gemacht, wie von den Mitteln, die sie angewendet, einen Vorgeschmack derselben zu gewinnen. Ich konnte bald entdecken, worauf das hinauslief. Sie fürchtete meine Vorwürfe, wenn ich sie nicht mehr Mädchen finden sollte. Diese Aengstlichkeit gefiel mir, und es machte mir Vergnügen, ihr die Versicherung zu geben, daß jener Schatz mir nur in einer kindischen Einbildungskraft einen Werth zu haben scheine, indem die Natur selbst dessen äußere Kennzeichen nur selten verleihe. Alle die aber, welche Zank über seinen Mangel anfangen, machte ich lächerlich.

Ich sah, daß meine Wissenschaft ihr gefiel, und mit Vertrauen eilte sie in meine Arme. In allem zeigte sich Marine ihrer Schwester überlegen, und die Bestätigung von mir zu hören, war ein Triumph für sie. Als sie mich aber durch die Ver-

sicherung, daß sie die ganze Nacht, ohne zu schlafen, mit mir zubringen wolle, auf das Höchste zu bringen gedachte, widerrieth ich diesen Vorsatz und belehrte sie, wie das gerade den Genuß zerstöre, indem die Natur, wenn sie die Frist eines süßen Schlummers gewähre, sich beim Erwachen um so dankbarer durch die Erhöhung der Kraft ihres Feuers beweise.

So, nach hinlänglichem Genuß und wohlthätigem Schlaf, erneueten wir das Fest am Morgen. Marine schied höchst zufrieden beim Anblick der drei Dublonen, die sie in der Freude ihres Herzens sogleich zur Mutter trug, deren Verlangen sich der göttlichen Vorsehung zu verpflichten unersättlich war.

Da ich nicht wissen konnte, was alles mir auf der Reise nach Bologna begegnen würde, ging ich zu Buchetti, Geld einzucassiren. Ich hatte viel genossen, aber auch viel ausgegeben. Und noch stand mir Bellino bevor, der, wenn er Mädchen war, den Schwestern nicht nachstehen, nicht minder großmüthig belohnt werden durfte. Der heutige Tag sollte es an das Licht bringen; ich glaubte meiner Sache schon gewiß zu seyn.

Die, welche das Leben eine Kette von Unglückseligkeiten nennen, erklären es selbst für eine Unglückseligkeit. Wenn es das wäre, dann müßte der Tod eine Glückseligkeit seyn. Aber die dergleichen schrieben, besaßen gewiß keinen gesunden Körper, keinen vollen Geldbeutel und kein zufriedenes Gemüth. Sie schlossen keine Cäcilien und Marinen in ihre Arme, überzeugt, daß diesen andere holde Wesen nachfolgen würden. Es war eine Secte von Pessimisten — die Sprache, in der ich schreibe, wolle mir das Wort erlauben — die nur unter bettelhaften Philosophen, schelmischen Theologen, oder Hypochondristen sich gebildet haben kann. Wenn es einen Genuß gibt, und das Leben allein ihn gewährt, so ist das Leben ein Glück. Daß es auch Unglück bringt, weiß ich nur zu gut. Aber das Daseyn der Unglücksfälle beweiset schon, daß die Masse des Guten die überwiegende seyn muß. Es ist mir sehr behaglich, wenn ich in einem finstern Zimmer sitze und durch das Fenster einem weiten Horizont gegenüber Licht schimmern sehe.

Um die Stunde des Abendessens verfügte

ich wich zu Don Sancio. Seine Wohnung war schön, der Tisch mit Silber servirt, und die Bedienten trugen Livré. Bellino, aus Eigensinn oder Absichtlichkeit, tritt ein in Mädchenkleidern, begleitet von den beiden Schwestern, deren Schönheit durch die seinige so verdunkelt wurde, daß ich auf sein Geschlecht mein Leben gegen einen Paul verwettet hätte. Die Phantasie konnte sich kein reizenderes Mädchen schaffen. Sind Sie nicht überzeugt, fragte ich Don Sancio, daß Bellino ein Mädchen ist? —

Mädchen oder Junge, gleichviel! Es ist ein schöner Castrat, und ich habe schon andere eben so schön gesehen. —

Aber sind Sie dessen gewiß? —

Valgame Dios! Es soll mir keine Sorge machen, der Sache gewiß zu werden. —

Ich mußte nun in dem Spanier die Weisheit bewundern, die mir selbst fehlte, und sagte kein Wort. Aber während der Mahlzeit konnten sich meine Augen nicht trennen von dem schönen Wesen, das meine verderbte Natur mich nöthigte zu lieben, indem sie ihm das Geschlecht beilegte, dessen sie bedurfte.

Das Abendessen des D. Sancio war ausgesucht und übertraf, wie sich versteht, das meinige; sonst hätte er seine Ehre gekränkt geglaubt. Er gab uns weiße Trüffeln, verschiedene Arten von Muscheln, auserlesene Seefische, Champagner non mousseux, Peralta, Xeres und Pedro Ximenes. Nach dem Essen sang Bellino, um uns das Wenige von Vernunft, das uns der Wein gelassen hatte, ganz zu nehmen. Seine Geberden, Bewegungen der Augen, Gang, Haltung, Mienen, Züge, Stimme, und vor allem mein Gefühl, das kein Castrat so zu entflammen vermochte, bestärkte mich in meiner Vermuthung, die noch der Bestätigung des Augenscheins bedurfte.

Nachdem wir uns höflichst bei dem Castilianer bedankt hatten, wünschten wir ihm den angenehmsten Schlaf und gingen in mein Zimmer, wo Bellino mir sein Versprechen erfüllen oder sich auf meine Verachtung und alleinige Abreise am folgenden Morgen gefaßt machen sollte. Ich fasse seine Hände, bitte ihn, sich an das Feuer mir zur Seite zu setzen und ersuche die beiden Kleinen, uns allein zu lassen. Sie gehen auch

sogleich, und ich sage: Es soll bald abgemacht seyn. Ob du nun meines oder nicht meines Geschlechtes seyn magst, von Dir allein soll es abhängen, ob Du die Nacht bei mir zubringen willst. Ich gebe dir morgen früh hundert Zechinen, und wir reisen zusammen. —

Sie werden allein reisen und es meiner Schwäche verzeihen, wenn ich außer Stande bin, mein Versprechen zu erfüllen. Ich bin Castrat und kann mich weder dazu entschließen, meine Schande aufzudecken, noch mich den schrecklichen Folgen preisgeben, welche die Entdeckung meines Zustandes nach sich ziehen könnte. —

Fürchte diese Folgen nicht. Bin ich überführt, daß Du kein Mädchen bist, so werde ich selbst Dich zuerst bitten, in deinem Zimmer zu schlafen, und wir reisen morgen ruhig ab, ohne daß von dem Früheren weiter die Rede ist. —

Trotz dem allen sage ich, nein. Ich habe es beschlossen; ich kann Ihre Neugier nicht befriedigen.

Nun war es auf das Aeußerste mit mir gekommen; aber ich halte mich und will, den Nachgiebigen spielend, Bellino überfallen. Vergeb-

lich! Stets kömmt er mir zuvor und sagt mir endlich, er finde mich in einem Zustande, der ihn in Schrecken setze, und den er vorausgesehen. Er wolle mir seine Schwestern schicken.

Aber ich halte ihn zurück, mich abermals beruhigt stellend, um neue Listen zu versuchen, und wir geriethen in einen Kampf, während dessen ich die Zeichen seiner Männlichkeit entdeckt zu haben glaubte, ohne daß er es gewahr geworden. Erstaunen, Verdruß, Aerger und Abscheu überfielen mich dermaßen, daß ich ihn entließ.

Einen Augenblick darauf erschienen seine Schwestern. Ich bitte sie, sich zu entfernen, weil ich des Schlafes bedürftig sey, und Bellino zu sagen, wir würden morgen reisen, aber er solle mich nicht ferner neugierig finden. Darauf schloß ich meine Thür ab und legte mich schlafen, höchst mißmüthig, denn meine Leidenschaft war nicht gedämpft und hatte doch keinen Gegenstand mehr. Ich selbst weiß nicht, wie mir war, und was ich dachte.

Nach dem Aufstehen genoß ich zum Frühstück eine gute Suppe und reiste mit Bellino

ab. Mein Herz zerrissen die Thränen seiner Schwestern und seiner Mutter, die, den Rosenkranz in der Hand ihr Paternoster murmelnd, unablässig den Refrain: Dio provedera wiederholten.

Der Glaube an die ewige Vorsehung in der Mehrzahl derer, die Gewerben, welche bald das Gesetz, bald die Religion verbietet, sich hingegeben haben, ist keineswegs abgeschmackt, noch eingebildet, noch stammt er von Heuchelei. Er ist etwas Wahres und Wirkliches, und wie wir ihn finden, echt fromm; denn seine Quelle ist löblich und herrlich. Mögen am Ende die Wege, in denen wir wandeln, seyn, welche sie wollen, es ist und bleibt denn doch die Vorsehung, welche sie bahnt; und die, welche jene anbeten, sind gewiß nicht verworfen, sondern im Innern gut und nur im Irrthum versunken. —

Pulcra Laverna [1])
Da mihi fallere, da justo sanctoque videri,
Noctem peccatis, et fraudibus objice nubem!

So sprachen auf lateinisch die römischen

Räuber zu den Zeiten des Horaz, der, wie mir ein Jesuit bemerklich machte, seine Sprache nicht verstanden habe, wenn er justo sanctoque gesagt. Auch unter den Jesuiten gab es Ignoranten. Diebe lachen über die Grammatik.

So befand ich mich nun unterwegs mit Bellino, der, weil er mich ein Mal enttäuscht hatte, hoffen konnte, meine Neugier in Betreff seiner werde gestillt seyn. Aber kaum einer Viertelstunde bedurfte es, ihn, daß er sich betrogen habe, zu überführen. Ich konnte meine Augen nicht auf die seinigen heften, ohne zu brennen, und mußte ihm sagen, daß sie die eines Mädchens und keines Knaben seyn. Ja sie belehrten mich, daß das mich hintergangen haben müsse, was mich bei der Berührung ihn für einen Mann nehmen ließ, und ich bedurfte besserer Ueberzeugung.

Du bist ein Mädchen, sagte ich zu ihm, trotz allem, was sich mir dargeboten, das Gegentheil anzunehmen. Gib mir unbezweifelte Ueberzeugung, und ich will sanft seyn wie eine Taube. Bist Du kein Weib, so ist dies zu wissen hinreichend, mich auf immer von Dir zu entfernen. Aber der Magnetismus Deiner Augen und Dein

weder meinen Händen noch meinen Blicken entgangener Busen gaben mir einen Eindruck, der mich überzeugt, daß Du ein Mädchen bist. Dein Körperbau, Deine Beine, Deine Schenkel, Lenden und Hüften sind das vollkommenste Abbild der hundert Mal von mir betrachteten Anadyomene. Solltest Du demohnerachtet Castrat seyn, so müßtest Du, da Dir Deine Aehnlichkeit mit einem Mädchen gewiß nicht unbekannt geblieben, den grausamen Anschlag geschmiedet haben, mich verliebt zu machen bis zur Verrücktheit, weil Du mir die Ueberzeugung, die allein mich zur Vernunft bringen könnte, mir versagest. Wahrlich, dann hast Du besser wie der gründlichste Kenner der Natur in der verdammtesten aller Schulen gelernt, daß, um einem jungen Menschen die Heilung von einer Leidenschaft, der er sich hingegeben hat, völlig unmöglich zu machen, das sicherste Mittel sey, ihn fortwährend zu erregen und zu reizen. Aber kannst Du, lieber Bellino, diese Tyrannei ausüben, ohne den zu hassen, auf welchen jene Wirkung berechnet ist? Wäre dem so, dann müßte ich alle Vernunft, die mir noch übrig geblieben ist, anwenden, um Dich

gleich sehr zu hassen, Du magst nun Mädchen oder Knabe seyn. Bedenke, fuhr ich fort, daß Dein Widerstreben mich nöthigt, Dich als Castraten zu verachten, die Wichtigkeit aber, die Du der Sache gibst, kindisch und boshaft zugleich ist. Mit einer menschlichen Seele konntest Du nicht so fest bei einer Verweigerung beharren, die mich in die harte Nothwendigkeit versetzt zu zweifeln. Ja Du solltest empfinden, daß ich bei meinem Gemüthszustande endlich zur Gewalt schreiten muß. Denn bist Du mein Feind, so habe ich auch dich als solchen ohne alle Schonung zu behandeln. — Nach dem Schluß dieser etwas zu rohen Rede, der Bellino ohne Unterbrechung zugehört, antwortete er nur diese wenigen Worte:

Bedenken Sie, daß Sie nicht mein Gebieter und Herr sind, und daß ich im Glauben an die Versicherung, welche Sie mir durch Cäcilie geben ließen, mich Ihren Händen überliefert, Sie aber einen Mord begehen, wenn Sie mir Gewalt anthun wollten. Lassen Sie den Postillon halten. Ich werde aussteigen und mich gegen niemand beklagen.

Nach diesen Worten zerfloß er in Thränen, die meine arme Seele in Trostlosigkeit versetzten. Beinahe hielt ich mich für schuldig; ich sage beinahe, denn wäre ich meiner Schuld gewiß gewesen, hätte ich ihn um Verzeihung gebeten. Aber in meiner eigenen Sache wollte ich mich nicht zum Richter aufwerfen. Ich zog mich in das tiefste Schweigen zurück, Standhaftigkeit genug behauptend, nicht ein einziges Wort zu sprechen, bis auf der Mitte der dritten Post, die nach Sinigallia führte, wo ich zu Abend essen und übernachten wollte. Es mußte vor der Ankunft daselbst zur Entscheidung kommen, und noch hoffte ich Bellino zur Vernunft zurückführen zu können.

Wir hätten, fing ich an, zu Rimini als Freunde von einander scheiden können, wenn Du nur einiges Wohlwollen für mich empfunden hättest. Eine Gefälligkeit, die ohne Folgen geblieben wäre, würde mich von meiner Leidenschaft geheilt haben. —

Würde Sie nicht geheilt haben, versetzte Bellino mit einem Muthe und einer Milde der Stimme, die mich in Erstaunen setzten. Denn

Sie waren in mich verliebt, ohne nach dem Geschlechte zu fragen, und ich weiß nicht, was geschehen konnte, wenn Sie einen Knaben in mir fanden. Mein Widerstand hätte Ausbrüche der Leidenschaft hervorrufen können, die mit Thränen geendet haben würden.

Du willst Deinen Widerstand hiermit beschönigen, aber ich kann Dich Lügen strafen. Ueberzeuge mich! und Du sollst einen redlichen Freund in mir finden. —

Ihre Leidenschaft wird Wuth werden. —

In Wuth gesetzt hat mich die Ausstellung Deiner Reize, deren Wirkung, gestehe es nur, Dir nicht unbekannt war. Damals, als Du mich schon verliebt wußtest, hast Du meine Wuth nicht gefürchtet; und ich soll sie jetzt fürchten, wo es nur eine Entdeckung gilt, die mir, sobald ich sie gemacht habe, anwidern wird? —

Anwidern? — Im Gegentheil, die Folgerung wäre diese. Als Mädchen, das weiß ich, würde ich nicht widerstehen können, Sie zu lieben. Als Knabe aber muß ich Ihnen unbedingt jede Gefälligkeit, selbst die der Entdeckung meines Zustandes versagen. Denn diese allein würde

Ihre jetzt noch natürliche Leidenschaft in eine Scheußlichkeit verwandeln. Wenn jene Leidenschaft nun Ihre Vernunft verwirrte, und so Ihre Vernunft selbst sich mit Ihrer Natur verschwisterte, diese in einen Abgrund von Ausschweifung zu stürzen? Gerade der Aufschluß, den Sie so brennend begehren, nicht zu fürchten vermeinen und von mir fordern, könnte Ihnen alle Selbstbeherrschung rauben. Augen und Sinne würden das Gesuchte vermissen und wegen des Vermißten sich am Gefundenen entschädigen wollen. Das Abscheulichste von Allem könnte eintreten. Wie kann Ihr klarer Geist Ihnen vorspiegeln, die Entdeckung meines Geschlechts werde Ihre Liebe zu mir dämpfen? Meinen Sie, daß nach der Erkennung das, was Sie meine Reize nennen, durch die Sie entflammt seyn wollen, verschwinden werde? Glauben Sie mir, noch heftiger würden Sie danach verlangen, und Ihre widernatürlich gewordene Gluth würde zu jedem Mittel greifen, das Linderung verspräche. Mich in Ihrer Phantasie zum Weibe zu verwandeln würden Sie versuchen, oder selbst begehren Weib zu werden, damit ich Sie als Weib behandelte.

Ihre durch Leidenschaft verirrte Vernunft würde sich in endlose Sophismen verlieren. Ja es wäre möglich, Sie sagten: Ihre Liebe zu mir, dem Jünglinge, sey würdiger, weil ihre Quelle, die Freundschaft, ungleich reiner sey, und Beispiele ähnlicher Verirrungen, um sie mir anzuführen, würden Ihnen nicht fehlen. Am Ende sogar müßten Sie selbst, verführt durch den falschen Glanz Ihrer Folgerungen, zum reißenden Strome werden, den kein Damm zurückhalten kann, mir aber würden, Ihre Trugschlüsse zu vernichten, die Worte, und die Gewaltsamkeit Ihrer Wuth abzuweisen, die Kräfte ausgehen. Wer weiß, ob es nicht endlich bis zu Angriffen auf mein Leben kommen könnte, wenn ich sie von da wegwiese, wo jede Begegnung Profanation ist, die ich nimmermehr dulden, der ich den Tod vorziehen könnte. —

Nichts von dem Allen, sagte ich erschüttert durch die Kraft ihres Raisonnements, würde geschehen, und Du übertreibst. Aber gesetzt, es geschähe, so wäre jene Verirrung, welche die Philosophie vielleicht als ein Spiel des Wahnsinns betrachten könnte, verzeihlicher als jene

Halsstarrigkeit, die eine durch vernünftiges Betragen zu hebende Krankheit unheilbar macht.

So raisonnirt der arme Philosoph, wenn anders in Momenten, wo Tumult der Leidenschaften die göttlichen Kräfte der Seele verwirrt, Philosophie an ihrem Platze ist. Denn um richtig zu raisonniren, dürfen weder Leidenschaft noch Zorn, zwei Zustände, die den Thieren gleichstellen, sich unser bemächtigen. Und leider sind wir nie geneigter zu philosophiren, als wenn der eine oder der andere jener beiden Tyrannen uns bewältigt.

Friedlich trafen wir zu Sinigallia ein, und weil die Nacht dunkel war, blieben wir in dem Gasthofe zur Post. Nachdem ausgespannt und unser Gepäck in ein gutes Zimmer gebracht worden, bestellte ich ein Abendessen. Im Zimmer war nur *ein* Bett. Das veranlaßt mich, Bellino in aller Ruhe zu fragen, ob er sich in einem andern Zimmer wolle Feuer anmachen lassen. Und zu meinem Erstaunen sagt er mit sanfter Stimme, er trage kein Bedenken, mit mir in *einem* Bett zu schlafen.

Der Leser wird sich von selbst das Erstaunen denken, worein mich diese unerwartete Ant-

wort versetzte, deren ich zur Aufheiterung meines düstern Sinnes bedurfte. Ich sah mich der Entwickelung des Stückes nahe, ungewiß, ob ich mir Glück dazu wünschen durfte, denn ich wußte nicht, ob sie froh oder tragisch ausfallen würde. Aber das wußte ich, daß Bellino mir im Bett nicht ausweichen sollte, auch wenn er es so weit trieb, sich nicht auszukleiden. Mein Sieg befriedigte mich, und ihm sollte ein zweiter folgen. Als Mann wollte ich ihn verschonen, als Mädchen hoffte ich die Gefälligkeiten, die ich begehrte, zu verdienen.

Wir setzten uns zu Tisch, und mein Reisegefährte schien in Mienen, Unterredung, Ausdruck der Augen und seinem Lächeln ein Anderer zu seyn.

Von einer großen Last mich befreit fühlend, kürzte ich das Abendessen mehr wie sonst ab, und bald standen wir auf. Bellino ließ eine Nachtlampe bringen, schloß die Thür ab, entkleidete sich und legte sich nieder. Ich that dasselbe, ohne ein Wort zu sprechen, und so lagen wir bei einander im Bette.

# Anmerkung
## zum ersten Capitel.

[1]) O schöne Laverna, gib zu meinem falschen Spiele
Mir ferner Glück! Verleih mir, tadellos
Zu scheinen und gerecht! Mach, wenn ich sündige,
Nacht um mich her, und wirf wie einen Schild
Die dickste Wolke meiner Schalkheit vor!

Die Nymphe Laverna, in deren heiligen Hain die Römer unter Romulus ihren Raub in Sicherheit zu bringen pflegten, war die Patronin der Diebe und Räuber.

## Zweites Capitel.

Bellino entlarvt. — Seine Geschichte. — Meine Verhaftung. — Unwillkürliche Flucht. — Rückkehr nach Rimini. — Ankunft zu Bologna. —

Kaum befand ich mich im Bette, als ich vor Freude bebte; denn Bellino sah ich zu mir kommen. Ich zog ihn an meine Brust und fand ihn beseelt von denselben Gefühlen, die mich durchglühten. Zum Gespräch ließen uns die ersten Augenblicke keine Zeit. Meine Neugier verlangte Befriedigung, und was ich entdeckte, beglückte mich. Ich konnte nicht mehr zweifeln. Eine Fortsetzung der seligsten Genüsse gab mir die unumstößlichste Gewißheit. Ich kann sagen, daß ich, von seinen Armen umschlossen, meine Apotheose feierte. Denn es entzückte mich, daß die Natur keinen Fehlgriff begangen, sondern die-

ses Wesen zum Mädchen gemacht; es entzückte mich, daß von Anfang an mein Gefühl mich richtig geleitet hatte. Mir selbst den Genuß kürzend war ich einzig darauf bedacht, ihn dem holden Wesen zu erhöhen. Zu allen Zeiten hat es mein Glück ausgemacht, vielfältigere Wonnen zu geben, wie selbst zu pflücken. Aber darin unterscheidet sich das Alter von der Jugend. Verschaffen kann sich der Bejahrte wohl Genüsse, nur nicht mehr geben. Die Jahre der Blüthe entfliehen, und ihr furchtbarster Feind rückt, jedesmal zu früh, als ein trauriger, kraftloser, ungestalteter und widerwärtiger Sequester in das schöne Besitzthum ein.

Als wir, nicht der Erschöpfung wegen, sondern um unsere Geister sich besänftigen zu lassen, der Ruhe Raum gönnten, brach Bellino zuerst das Schweigen mit der Frage: ob ich sie auch recht liebedurstig gefunden habe?

Liebedurstig? — Nun gibst Du also doch zu, daß Du ein Weib bist? — Aber Du Tiger, wie konntest Du, wenn Du mich liebtest, mein Glück und das Deine so lange verzögern? Und sage nur, wie war es mit

der Erscheinung, die mich an Deinem Geschlecht irre werden ließ?

Diese Frage wurde nach einem tiefen Seufzer dadurch belohnt, daß das reizende Geschöpf mir in folgenden Worten seine Geschichte erzählte.

Ich heiße Therese und machte als arme Tochter eines Unterbeamten in Bologna die Bekanntschaft des berühmten Castraten Salimbieni, der bei uns im Hause wohnte. Ich war zwölf Jahr alt und hatte eine Stimme voll Anmuth. Salimbieni war schön. Es entzückte mich, daß ich ihm gefiel, und froh ward ich, wenn er mich lobte. Daß ich von ihm Musik und Clavierspielen lernte, mußte mich für ihn entzünden. Nach einem Jahre war ich ziemlich ausgebildet und im Stande, eine Arie mit Nachahmung der Anmuth dieses großen Meisters vorzutragen, dessen der Kurfürst von Sachsen und König von Polen sich bemächtigt hatte. Sein Lohn ward, daß ich Alles gewährte, was seine Zärtlichkeit verlangte. Weil ich ihn anbetete, war es keine Herabwürdigung. Männer wie Du, das will ich nicht leugnen, verdienen den Vorzug vor jenen

Wesen, zu welchen mein erster Liebhaber gehörte. Aber Salimbieni machte eine Ausnahme. Seine Schönheit, sein Geist, sein Benehmen, sein Talent, mit den einzigen Vorzügen seines Herzens und seiner Seele gepaart, gaben ihm den Rang über Alles, was ich bis jetzt an vollkommenen Männern kennen gelernt habe. Seine Anständigkeit und bescheidene Verschwiegenheit waren mir die Lieblingstugenden an ihm. Dabei fand ich ihn reich und großmüthig. Ich halte es für unmöglich, daß eine Frau ihm widerstehen konnte, und nie habe ich ihn des Sieges über eine einzige sich rühmen hören. Freilich machte die Verstümmlung aus diesem Manne ein Unwesen, aber es blieb ausgestattet mit den herrlichsten Eigenschaften. Als ich mich ihm hingab, machte dieser Liebenswürdige mein Glück aus. Er hatte auch so viel für mich gethan, daß ich mich dazu verpflichtet glaubte, ihm Alles zu gewähren.

Salimbieni hatte einen Knaben von meinem Alter bei sich, den sein Vater kurz zuvor, ehe er starb, verstümmeln lassen, um ihm die Stimme zu erhalten, von der er durch ein Theaterengagement Nutzen ziehen sollte. Er hieß Bellino und war

der Sohn der guten Frau, die Du zu Ancona kennen gelernt, und die alle Welt für meine Mutter hält.

Ein Jahr nach unserer Bekanntschaft erhielt ich aus dem eigenen Munde des so vom Himmel begünstigten Wesens die traurige Nachricht, daß er mich verlassen müsse, um nach Rom zu gehen. Ich war außer mir trotz seiner Versicherung, daß wir uns bald wiedersehen würden. Er überließ meinem Vater die Sorge und die Mittel mein Talent weiter auszubilden, aber gerade um dieselbe Zeit entriß mir diesen ein bösartiges Fieber, und ich ward Waise. Seitdem verlor Salimbieni die Kraft meinen Thränen zu widerstehen. Er beschloß mich mit nach Rimini zu nehmen und mich bei demselben Musiklehrer unterzubringen, bei dem sich Cäcilie und Marine befanden. Mitternachts reiseten wir von Bologna ab. Niemand wußte, daß er mich mit sich genommen, denn weder kannte noch interessirte ich irgend Jemand, ausgenommen meinen theuern Salimbieni.

Kaum waren wir in Rimini angekommen, als er mich in einem Gasthof ließ, um den bewuß-

ten Musiklehrer aufzusuchen und mit ihm das nöthige Abkommen zu treffen. Aber nach einer halben Stunde kehrt er nachdenklich zum Gasthofe zurück. Bellino war am Abende unserer Ankunft gestorben. Erfüllt von der Vorstellung des Schmerzens, den diese Nachricht der Mutter des Knaben erregen wird, geräth er auf den Gedanken, mich unter dem Namen desselben Bellino, der verstorben war, nach Bologna zurückzuführen und mich bei dessen Mutter, die ihrer Armuth wegen das Geheimniß schien bewahren zu müssen, in Pension zu geben. Ich werde, sagte er, sie in den Stand setzen, Dich in der Musik vervollkommnen zu lassen, und in vier Jahren sollst Du nach Dresden kommen, nicht als Mädchen, sondern als Castrat. Wir leben zusammen, und kein Mensch kann Etwas dagegen haben. Bis zu meinem Tode sollst Du mein Glück ausmachen. Nur muß ganz Bologna Dich für Bellino halten, und das ist leicht, denn Niemand kennt Dich. Bellino's Mutter allein muß Alles wissen. Ihre Kinder werden nicht zweifeln, daß Du ihr Bruder seyst; denn sie waren noch sehr jung, als ich diesen nach Rimini schickte. Wenn Du mich

liebst, mußt Du Deinem Geschlecht entsagen und selbst die Erinnerungen daran aufgeben. Daher nimmst Du sogleich den Namen Bellino an und reisest mit mir nach Bologna. In zwei Stunden bist Du in Knabenkleidern, und Du mußt darauf bedacht seyn, daß Dich Niemand als Mädchen erkenne. Wenn in einem oder zwei Jahren Dein Busen hervortritt, so thut das nichts; auch uns begegnet dasselbe. Ich will Dich auch noch mit einem Blendwerk versehen, das im Fall einer Untersuchung den Mangel an Deinem Geschlecht verbergen soll. Findet mein Vorschlag Deinen Beifall, so können wir zusammen in Dresden leben, ohne daß die Königin, welche religiös ist, Etwas dagegen haben kann. Sage, ob Du einwilligst!

Mein Beistimmen war nicht zu bezweifeln. Was konnte mich mehr befriedigen, als die Erfüllung alles dessen, was Salimbieni begehrte! Er besorgte Knabenkleider, nahm mir allen Mädchenputz und führte mich, nachdem er seinem Diener den Befehl gegeben, ihn zu Rimini zu erwarten, nach Bologna. Mit anbrechender Nacht kamen wir an; und mich ließ er

im Gasthofe, um sogleich zu Bellino's Mutter zu gehen. Er legt ihr seinen Plan vor, sie billigt ihn, sich über den Tod des Sohnes tröstend. Mit ihr sucht mich mein Geliebter im Gasthof auf; sie nennt mich Sohn, ich sie Mutter; Salimbieni aber entfernt sich, indem er uns gebietet, seiner zu warten. Er hatte sich mit den Mitteln versehen, die über mein Geschlecht täuschen sollten. Ich war im Begriff, während der Versuche, die damit gemacht wurden, laut aufzulachen, als der Gegenstand meiner Anbetung mir das Herz durchbohrte. Eine unvorbereitete Ahnung, ich würde ihn nie wieder sehen, brachte mich dem Tode nahe.

Mag man doch über Vorgefühle spotten, und mag man recht haben, weil das Herz nicht gegen Jedermann das Schweigen bricht! Mich haben sie nicht betrogen. Salimbieni starb als Jüngling und als echter Weiser vor einem Jahre in Tyrol, und nun war ich gezwungen von meinem Talent Nutzen zu ziehen. Meiner Mutter schien es vortheilhaft, die Meinung, daß ich Knabe sey, zu erhalten; es gab ihr die Hoffnung, ich würde in Rom singen dürfen. Einstweilen

wählte sie das Theater zu Ancona, wo sie Petronio anbrachte, um als Mädchen zu tanzen.

Nach Salimbieni bist Du der erste Mann gewesen, der, von Theresens Arm umschlossen, ihr die echten Spenden der Liebe gewährt; und es hängt nur von Deinem Willen ab, ob ich den Namen Bellino, den ich seit Jenes Tod verabscheue, und der mir lästig zu werden anfängt, für immer aufgeben soll. Erst zwei Theatervorstellungen habe ich versucht, und für jede mußte ich, um zugelassen zu werden, eine beschämende Untersuchung erdulden. Man hält mich durchaus für ein Mädchen. Bisher bescheinigten bejahrte und gutmüthige Geistliche, die mich obenhin betrachteten, mein Geschlecht. Aber andere Personen werden mir gefährlicher wegen ihrer ungeregelten Begierden. Die, so sich in mich verlieben, verlangen, wie Du es gethan, Ueberzeugung. Setzen sie schon mich in Schrecken, so thun es die Gelüste derer noch mehr, die mein Knabenthum nicht bezweifeln, und ich schwebe in steter Gefahr, einen solchen zu erdolchen. Darum, geliebter Engel, entreiße mich dieser Schmach! Nimm mich mit Dir! Ich verlange

nicht Deine Frau zu heißen, sondern will, wie es mit Salimbieni meine Absicht war, Deine Freundin genannt werden. Mein Herz ist rein; ich bin dazu gemacht, ein Leben zu führen, das meinem Geliebten die Treue bewahrt. Verlaß mich nicht! Die Zärtlichkeit, die Du mir einflößest, ist die wahre; die, welche ich bei Salimbieni empfunden, rührte von meiner Unschuld her. Daß ich Weib bin, fühle ich erst nach dem, was ich in Deinen Armen genossen.

Selbst bis zu Thränen gerührt, trocknete ich die ihrigen und versprach meinem Kleinod, unser Schicksal zu verknüpfen. Aber wie auch mich ihre Geschichte hingerissen, weil sie eben so außerordentlich war, wie sie das Gepräge der Wahrheit trug, so konnte ich mich doch nicht überzeugen, daß ich ihr während meines Aufenthalts eine dauernde Liebe eingeflößt. Wenn Du mich liebtest, sagte ich, wie konntest Du zulassen, daß ich so viel litt und mich Deinen Schwestern überließ? —

Erwäge, theurer Freund, unsere große Armuth und die Scheu, die ich tragen mußte, mich zu entdecken! Wohl liebte ich Dich. Aber was

versicherte mich, daß Deine Zuneigung nicht ein eigensinniges Verlangen war? So leicht, wie ich Dich von Cäcilie zu Marine übergehen sah, fürchtete ich, würdest Du, sobald Dein Verlangen gestillt wäre, auch mich behandeln. Und ganz mußte ich mich von Deiner Unbeständigkeit überzeugt halten, als auf jenem Schiff meine Gegenwart Dich nicht von der Behandlung einer griechischen Sclavin abhielt. Abhalten aber mußte sie Dich, wenn Du mich liebtest. Was hatte ich zu erwarten? Und der Himmel weiß, wie viel ich dieses Gedankens wegen gelitten. Noch auf andere Weise hast Du mich verletzt, und doch bin ich stets Dein Anwald geblieben. Ich sah Dich aufgeregt und zur Rache gestimmt. Bedrohtest Du mich nicht auf der Reise in dem Wagen mit dem Tod? Freilich hast Du mir Furcht eingejagt; aber glaube deshalb nicht, daß ich aus Furcht Dir gewichen bin. Schon damals war es mein Vorsatz gewesen, Deine Wünsche zu erfüllen, sobald wir Ancona verlassen haben würden, als ich durch Cäcilie Dich bitten ließ, mich nach Rimini mitzunehmen. —

So mache Dich los in Rimini, und wir

reisen weiter! In Bologna bleiben wir nur drei Tage. Dann gehst Du mit mir nach Venedig in den Kleidern Deines Geschlechts und unter anderm Namen. Der Unternehmer der Oper zu Rimini soll Dich nicht entdecken. —

Ich willige ein. Stets werde ich thun, was Du verlangst. Ich bin nicht mehr Bellino, seitdem Salimbieni todt ist. —

Jedes Wort des Mädchens, ihre Schönheit, ihre Gaben, ihre Reinheit der Seele, die Kraft ihres Gefühls und ihre Unglücksfälle, die davon herstammten, daß sie ein anderes Wesen vorstellen sollte, wodurch sie der Erniedrigung und Schmach preisgegeben ward, brachten mich zu dem Entschluß, ihr Schicksal an meines, oder meines an das ihre zu knüpfen; denn ohngefähr war unsere Lage dieselbe. Das führte mich denn bald zu der Betrachtung, wie nothwendig es sey, auch das Band der Ehe unserer Verbindung hinzuzufügen. Nach meinen damaligen Begriffen mußte es unsere gegenseitige Zärtlichkeit und Achtung erhöhen und uns die Anerkennung der Welt erwerben, die ohnedem unmöglich unsere Verbindung als eine rechtliche und durch die bür-

lichen Gesetze bekräftigte hätte gelten lassen. Ihr Talent gab mir die Aussicht, daß die Bedürfnisse des Lebens uns gesichert seyn würden; zugleich verzweifelte ich nicht an meinen Gaben, obschon ich nicht bestimmt wußte, was sie mir leisten sollten. Es wäre eine Verletzung, ja eine Vernichtung unserer gegenseitigen Liebe gewesen, wenn der Gedanke, ihr meinen Lebensunterhalt schuldig zu seyn, mich beunruhigt, oder der Stolz darauf, sich als meine Wohlthäterin fühlen zu dürfen, unser gegenseitiges Verhältniß geändert hätte. Aber auch wie Therese hierüber gesonnen war, ob ein niedriger Gedanke Eingang finden konnte in ihrer Seele, mußte ich wissen. Darüber wollte ich sie erforschen, darüber sie auf eine Probe stellen, die mir vollste Ueberzeugung gab. Deshalb richtete ich folgende Worte an sie:

Alle Deine Worte, theuerste Therese, geben mir die Gewißheit Deiner Liebe. Daß Du zugleich fühlst, Du seyst die Herrin meines Herzens, erhöhet meine Liebe in dem Grade, daß ich bereit bin, Alles zu thun, um Dich zu überzeugen, Du habest Dich nicht geirrt. Du sollst erfahren, daß Du Dein Geständniß in mir keinem Un-

würdigen übergeben hast, sondern Einem, der es mit gleicher Offenherzigkeit zu erwiedern fähig ist. Völlig gleich müssen sich unsere Herzen gegenüberstellen. Zwar kenne ich Dich nun, aber Du kennst mich nicht. Zwar nennst Du das gleichgültig, und Deine Hingebung ist der Beweis der reinsten Liebe. Ich aber werde dadurch zu tief unter Dich gestellt. Du verlangst Nichts zu wissen, sondern nur mein zu seyn, und mein Herz allein ist es, was Du begehrst. Das ist herrlich, schöne Therese, doch mich demüthigt es. Du hast mir Deine Geheimnisse anvertraut und mußt nun auch die meinen hören. Versprich, nachdem Du Alles vernommen, mir aufrichtig jede Veränderung zu bekennen, die es in Deiner Seele hervorgebracht. —

Ich beschwöre es! Nichts soll Dir verborgen bleiben. Aber sey nicht so grausam, mir falsche Bekenntnisse abzulegen. Ich sage Dir, sie werden zu Nichts frommen, wenn Du durch sie Dich meiner Zärtlichkeit minder würdig darstellen willst; aber sie werden Dich etwas herabsetzen in meinem Herzen. Traue mir, wie ich Dir, und sage die Wahrheit ohne Umschweife. —

So höre sie denn! Du hältst mich für reich, und ich bin es nicht; ich habe Nichts mehr, sobald meine Geldbörse geleert ist. Du hältst mich für vornehm, und ich bin Deines, oder noch geringeren Standes. Ich habe keine Gabe, die mir einen Erwerb verspricht, kein Geschäft, kurz Nichts, wovon ich hoffen könnte, daß es nach einigen Monaten mir Brot geben wird. Ich bin ohne Aeltern, ohne Freunde, ohne Anspruch, sogar ohne eine solide Aussicht. Mein einziger Besitz sind Jugend, Gesundheit, Muth, etwas Verstand, Ehrgefühl, Rechtschaffenheit und einige gute literarische Vorkenntnisse. Mein größter Schatz aber ist meine Unabhängigkeit. Ich bin Keinem verpflichtet, mein Charakter aber neigt zur Verschwendung. So ist der Mann, mit dem Du es zu thun hast. Nun, schöne Therese, antworte! —

So höre zuerst, daß ich Nichts von dem bezweifle, was Du sagst. Es ist mir reine Wahrheit, und in Deiner Erzählung bewundre ich nur die edle Dreistigkeit, mit der Du sie mir gesagt hast. Ja vernimm, daß ich selbst schon zu Ancona in einigen Augenblicken Dich ganz so beurtheilt habe, wie jetzt Du Dich schilderst, und daß, statt darüber er=

schrocken zu seyn, es mein Wunsch war, mich nicht zu täuschen. Denn ich fand mich um so vollkommner ausgestattet und berufen, Deine Eroberung zu machen. Aber laß uns kurz seyn! Wenn Du arm bist, nichts hast, um Dich daran zu halten, und die Wirthschaftlichkeit einen Taugenichts in Dir findet, so erlaube, daß ich Dir meine Freude über dies Alles ausdrücke. Denn wenn Du mich liebst, kannst Du unmöglich das Geschenk verschmähen, welches ich Dir machen will. Es besteht in der Person, die Du liebst. Ich übergebe mich Dir, ich bin Dein, ich werde für Dich sorgen. Denke künftig nur daran, mich zu lieben, aber mich allein. Ich bin nicht mehr Bellino. Wir gehen nach Venedig, und mein Talent wird uns den Unterhalt des Lebens gewähren. Behagt Dir aber Venedig nicht, so gehen wir, wohin Du willst. —

Ich soll nach Konstantinopel. —

Nun wohl dann, so gehen wir dorthin. Und fürchtest Du, mich zu verlieren, weil ich unbeständig seyn könnte, so heirathe mich; dann wird Dein Recht auf meine Person gesetzlich. Ich sage nicht, daß ich Dich als meinen Gemahl mehr lieben werde, aber wohlthun wird

mir das schmeichelnde Wort, das mich zu Deiner Frau macht, und wir werden darüber lachen. —

Gut. Uebermorgen spätestens feiern wir zu Bologna unsere Verbindung, denn Du sollst mein durch alle mögliche Bande werden. —

Nun bin ich glücklich. Aber in Rimini haben wir Nichts zu thun; laß uns morgen früh von hier abreisen. —

Ich stimmte bei. Mit dem frühsten Morgen brachen wir auf, und nachdem wir vier Stunden gereiset waren, dachten wir an das Frühstück. Wir waren zu Pesaro, und in demselben Augenblick, wo wir wieder in den Wagen steigen wollen, um die Reise fortzusetzen, tritt ein Unterofficier mit zwei Infanteriesoldaten an uns heran, um nach unsern Namen und Pässen zu fragen. Bellino übergibt den seinen, ich suche nach meinem und finde ihn nicht. Ich hatte ihn zu den Briefen des Cardinals und des Chevalier da Lezze gelegt. Diese finde ich, aber nicht den Paß, und umsonst bleibt all mein Suchen. Der Corporal entfernt sich, nachdem er dem Postillon befohlen halten zu bleiben. Nach

einer halben Stunde kehrt er wieder, gibt Bellino seinen Paß zurück, sagt ihm, er könne reisen, mir aber, daß er mich zum Commandanten führen müsse. Der Commandant fragt, weshalb ich keinen Paß habe?

Weil ich ihn verloren, ist meine Antwort.

Man verliert keinen Paß. —

Man verliert ihn allerdings und unbestritten; denn ich habe meinen verloren. —

Sie werden nicht weiter gelassen. —

Ich komme von Rom und gehe nach Konstantinopel, um einen Brief des Cardinals Aquaviva zu übergeben. Hier ist der Brief, mit seinem Petschaft besiegelt. —

Ich werde Sie zu Herrn de Lages führen lassen. —

Man bringt mich zu diesem berühmten General. Umgeben von seinem Generalstab dastehend fand ich ihn, und nachdem ich Alles wiederholt, was ich dem Commandanten gesagt, trage ich meine Bitte vor, mich meine Reise fortsetzen zu lassen. —

Was ich für Sie thun kann, ist, daß ich Sie so lange in Haft hier behalte, bis von Rom

ein neuer Paß, Ihren Angaben entsprechend, eingetroffen ist. Das Unglück, einen Paß zu verlieren, kann nur einem unbesonnenen Menschen begegnen, und der Cardinal wird sich überzeugen, daß man einem solchen keine Aufträge anvertrauen darf. —

Nun ließ er mich nach der großen Wache außer der Stadt, Santa Maria genannt, führen, nachdem ich zuvor nach Rom um einen Paß geschrieben. Dies geschah auf der Post, wohin man mich führte. Ich klagte dem Cardinal mein Unglück und bat ihn, mir unverzüglich einen Paß unter der Adresse des Militairbureau zu schicken, indem ich meinen Brief durch eine Staffette abgehen ließ. Dann umarmte ich Therese, welche dieser Vorfall trostlos machte. Ich bat sie, mich in Rimini zu erwarten, und drang ihr hundert Zechinen auf. Sie wollte zu Pesaro bleiben, aber ich versagte meine Einwilligung. So ließ ich denn meinen Koffer abpacken, und nachdem ich sie abreisen sehen, mich in die Hauptwache führen.

In Augenblicken, wie dieser, wird jeder Optimist an der Richtigkeit seines Systems zweifeln. Der

Stoiker jedoch versteht ihre widerwärtigen Wirkungen abzustumpfen. Am schmerzlichsten waren mir die Beängstigungen Theresens, die, als sie mich in den ersten Augenblicken unserer Verbindung ihren Armen entrissen sah, fast erstickt wäre, weil sie durchaus ihre Thränen zurückpressen wollte. Sie hätte mich nicht verlassen, wenn ich nicht ihr die Gewißheit gegeben, uns nach zehn Tagen in Rimini wieder zu sehen. Und übrigens sah sie auch ein, daß sie in Pesaro nicht bleiben konnte.

Zu Santa Maria ward ich in die Wachstube geführt, und hier nahm ich Platz auf meinem Koffer. Ein vermaledeiter Catalonier würdigte mich nicht einmal der Antwort, als ich ihm sagte, ich habe Geld und verlange ein Bett so wie einen Diener zu meiner Aufwartung. Ich mußte die Nacht auf Stroh unter catalonischen Soldaten zubringen, ohne Etwas gegessen zu haben. Es war die zweite Nacht in diesem Geschmack, die ich nach einer sehr köstlichen mir gefallen lassen mußte. Meinem Genius behagte es, mich so zu behandeln, um mir das Vergnügen zu verschaffen, Vergleichungen anzustellen. Die Schule ist hart, aber sie führt zum Zweck, vor-

nämlich bei Personen, die Etwas von der Natur du Stockfische besitzen.

Will man einen Philosophen, der behauptet, in dem Leben des Menschen überwiege die Masse der Schmerzen die der Freuden, verstummen machen, so frage man ihn: ob er ein Leben ohne Schmerzen und ohne Freuden wolle? Er wird schweigen, oder zweideutig werden. Denn wenn er nein sagt, so liebt er das Leben, und wenn er es liebt, findet er es erfreulich. Das aber könnte es nicht seyn, wenn es schmerzhaft wäre. Wenn er jedoch ja sagt, so bekennt er, daß er ein Tropf ist, der in der Gefühllosigkeit die Freude sucht.

Wenn wir leiden, so machen wir uns ein Vergnügen daraus, auf das Ende unserer Leiden zu hoffen, und niemals irren wir. Denn unsere letzte Zuflucht bleibt der Schlaf, in welchem uns glückliche Träume trösten und beruhigen. Im Genuß aber stört uns die Betrachtung, daß unserm Wohlbehagen Schmerz folgen wird, niemals. So ist denn das Vergnügen, wenn es uns ergreift, stets rein, der Schmerz aber stets versetzt und gemildert. Ich nehme an, Du, mein

Leser, seyst zwanzig Jahre alt. Der Herr der Welt sagt Dir: „Ich gebe Dir dreißig Jahre, funfzehn sollst Du in Schmerzen, funfzehn in Freuden verleben; beide stets ungetrennt." Nun wähle! Wirst Du mit den schmerzhaften oder frohen den Anfang machen wollen? Gestehe, Du wirst, wer Du auch seyn magst, sagen: „Laß, lieber Gott, mich mit den funfzehn Jahren des Unglücks den Anfang machen! Denn ich bin gewiß, in der Zusicherung der funfzehn frohen Jahre die Kraft zu finden, meine Schmerzen zu verachten."

Siehst Du, lieber Leser, wohl die Folgen dieses Raisonnements ein? — Der Weise, das glaube mir, kann nie ganz unglücklich seyn. Er ist vielmehr allezeit glücklich, behauptet mein Meister, Horaz, nisi quum pituita molesta est*). Aber welcher Mensch ist auch immerwährend verschleimt?

Das Resultat ist, daß ich in der vermaledeiten Nacht zu Santa Maria in Pesaro wenig verloren, aber viel gewonnen habe. Denn The-

*) Wenn nicht Verschleimung es hindert.

resens Verlust achtete ich nicht, weil Gewißheit war, sie in zehn Tagen wieder zu besitzen. Mein Gewinn betraf die Schule des menschlichen Lebens. Ich habe ein System gegen Leichtsinn und Unbesonnenheit gewonnen, nämlich Vorsicht. Es sind hundert gegen eins zu wetten, daß ein junger Mensch, der ein Mal seinen Geldbeutel, das andere Mal seinen Paß verloren, künftighin keines von beiden mehr verlieren wird. Und wirklich sind mir diese beiden Unfälle seitdem nicht wieder begegnet. Sie hätten mir sich zutragen können, hätte ich nicht stets die Furcht gehabt, daß es geschehen könne. Ein Leichtsinniger fürchtet nie.

Am Morgen, beim Ablösen der Wache übergab man mich einem Officier von gefälliger Miene. Er war Franzose. Die Franzosen haben mir stets gefallen, die Spanier das Gegentheil bewirkt. Und doch bin ich sehr oft von Franzosen getäuscht worden, von Spaniern niemals. Darum traue Keiner seinem Geschmack!

Durch welchen Zufall, mein Herr Abbé, sagte der Officier, komme ich zu der Ehre, Sie in meiner Wache zu sehen?

Das war ein Styl, der den Athem frei machte. Ich sage ihm Alles, und nachdem er Alles gehört, findet er es plaisant. Doch konnte ich in der That in meinem unglückseligen Abenteuer Nichts finden, was plaisant gewesen wäre. Aber ein Mensch, der es plaisant fand, konnte mir nicht unplaisant seyn. Er gab mir sogleich einen Soldaten zur Bedienung, der für mein Geld mir Bett, Stühle, Tisch und was ich sonst bedurfte, anschaffte. Mein Bett ließ er in sein eigenes Zimmer bringen.

Nachdem er mich mit sich essen lassen, schlug er mir eine Partie Piquet vor, und ich verlor bis zum Abend gegen vier Ducaten. Aber er sagte mir offen, daß ich im Spiel noch weniger ihm, als dem Officier gewachsen wäre, der morgen die Wache haben würde. Er gab mir also den Rath, nicht zu spielen, und ich befolgte ihn. Noch sagte er mir, daß er morgen Abend Gesellschaft habe, und nach Tisch Bank aufgelegt werden würde. Es sey aber ein Banquier, gegen den ich nicht spielen dürfe, denn er wäre grec. Die Spieler kamen, die Pointeurs verloren und insultirten den Banquier. Er ließ

sie thun und strich sein Geld ein, nachdem er dem mitinteressirten Officier, meinem Freunde, seinen Antheil ausgezahlt. Er hieß D. Bepe il cadetto. Da ich ihn an seiner Sprache für Neapolitaner erkannte, fragte ich den Officier, weshalb er ihn grec genannt. Nun setzte er mir den Sinn des Worts auseinander, und die Belehrung ist mir für die ganze Zukunft nützlich geblieben. Vier oder fünf Tage gingen hin, ohne daß Etwas vorfiel. Am sechsten bezog der französische Officier, der mich gut behandelt, wieder die Wache. Nachdem er mich ansichtig geworden, wünschte er sich Glück, mich noch dort zu finden. Ich legte dem Compliment den Werth bei, den es hatte. Abends fanden sich wieder dieselben Spieler ein, und derselbe D. Bepe, nachdem er gewonnen, ward mit dem Titel Gauner und Stockschlägen regalirt, von denen er sehr tapfer keine Notiz nahm. Neun Jahr später fand ich ihn zu Wien als Hauptmann in der Armee der Kaiserin Marie Therese unter dem Namen Offlisio. Zehn Jahre nach dieser Zeit sah ich ihn als Obersten, dann als Millionair, und vor etwa dreißig bis vierzig Jahren auf den Galeeren.

Er war hübsch von Ansehn; aber lustig finde ich es, daß seine Physiognomie, wie gefällig sie auch seyn mochte, doch etwas Verworfenes hatte. Ich sah in der Folge deren mehrere von ähnlichem Charakter z. B. die des Cagliostro und einiger Anderen, die noch nicht zu den Galeeren gelangt sind, aber ihnen nicht entgehen werden. Nolentem trahit!*) Wenn der Leser neugierig ist, so will ich ihm Alles ins Ohr sagen.

In neun bis zehn Tagen war ich bekannt und beliebt bei der ganzen Armee, immer noch auf meinen Paß wartend, der nicht ausbleiben konnte. Selbst über die Sehweite der Schildwachen hinaus durfte ich meine Spaziergänge verlängern. Man hatte Recht, wegen meiner Flucht außer Sorgen zu seyn; denn es wäre thöricht gewesen, wenn ich daran hätte denken wollen. Aber man höre einen der sonderbarsten Zufälle, die mir in meinem ganzen Leben begegnet sind!

Zehn Uhr Morgens, etwa hundert Schritte von der Wache spazieren gehend, sehe ich einen

*) Keiner entgeht seinem Schicksal.

Officier, der vom Pferde steigend ihm den Zügel über den Hals legt und bei Seite geht. Ich bewundere die Ruhe des Pferdes, das wie ein treuer Diener dasteht, dem sein Herr befohlen hat, ihn zu erwarten, nahe mich ihm und fasse, ohne irgend einen bestimmten Gedanken dabei zu haben, den Zügel, indem ich den Fuß in den Steigbügel setze und mich in den Sattel schwinge. Zum ersten Mal in meinem Leben saß ich auf einem Pferde. Ich weiß nicht, ob mein Rohrstock oder meine Hacken es berührt, aber das Pferd wird schnell wie der Blitz und jagt, sobald es meine Hacken fühlt, mit denen ich keine weitere Absicht hatte, als mich festzuhalten — denn der rechte Fuß war sogar außer dem Bügel — ventre à terre mit mir davon. Die letzte Schildwache, zu der ich komme, schreit: Halt! Aber das war ein Befehl, dem ich nicht Genüge leisten konnte. Das Pferd verfolgt seinen Weg, und ich höre hinter mir schießen, ohne getroffen zu werden. Am ersten österreichischen Posten endlich wird mein Pferd angehalten, und ich danke meinem Schöpfer, absteigen zu können. Ein Husarenofficier fragt mich, wohin ich so eilig wolle,

und ich, ohne Absicht und Gedanken, sage, das könne ich nur dem Fürsten Lobkowitz sagen, der die Armee commandirte und sich zu Rimini befand. Gleich läßt der Officier zwei Husaren aufsitzen, die, nachdem sie mich ein anderes Pferd besteigen lassen, mit mir in Galopp nach Rimini sprengen und mich zum wachthabenden Officier bringen, der mich zum Fürsten führen läßt.

Er war allein, und ich erzähle ihm die reine Wahrheit. Darüber lacht er und meint, das sey nicht zu glauben, er müsse mich als Gefangenen bei sich behalten, wolle mir aber diese Unannehmlichkeit ersparen. Nun ruft er einen Adjutanten und befiehlt ihm, mich bis zum Thor von Cesena zu begleiten. Dann wendet er sich in Gegenwart des Officiers zu mir und sagt, von dort könne ich gehen, wohin ich wolle, nur möchte ich in seiner Armee mich nicht ohne Paß sehen lassen, denn schwerlich würde ich meine Zeit dann angenehm zubringen. Ich frage, ob ich mein Pferd wiederverlangen könne; er antwortet, das Pferd gehöre mir nicht.

Es verdroß mich, ihn nicht gebeten zu haben, daß er mich zur spanischen Armee zurückschicken

möchte. Der Officier aber, der mich durch die Stadt führen mußte, fragt mich, indem wir an einem Caffeehaus vorbeikommen, ob ich eine Tasse Chocolate trinken wolle. Wir treten ein. Sogleich werde ich Petronio gewahr und benutze einen Augenblick, wo der Officier mit einem Dritten spricht, ihm zu sagen, er möge thun, als kenne er mich nicht. Zugleich frage ich nach seiner Wohnung, und er sagt sie mir. Darauf trinke ich meine Chocolate. Der Officier bezahlt, wir gehen, und unterwegs sagt er mir seinen Namen, ich ihm den meinigen, und erzähle alle die lächerlichen Umstände, die mich nach Rimini gebracht. Er fragt mich, ob ich nicht einige Tage in Ancona verlebt habe? Ich bejahe es, und er lächelt. Zugleich sagt er, ich könne einen Paß zu Bologna nehmen und nach Rimini und Pesaro zurückkehren, ohne Etwas zu fürchten, und mich wieder in den Besitz meines Koffers setzen, auch dem Officier das Pferd bezahlen, dem ich es weggenommen. Diese Gespräche brachten uns bis zum Thor hinaus; hier wünschte er mir eine glückliche Reise.

So war ich frei, hatte Geld und Kleinodien, aber nicht meinen Koffer. Therese war

zu Rimini, und dorthin durfte ich nicht zurück. So beschließe ich nach Bologna zu gehen, schnell einen Paß zu nehmen und zur spanischen Armee zurückzukehren, wo der Paß aus Rom eintreffen mußte. Ich konnte mich nicht entschließen, meinen Koffer in Stich zu lassen, noch mich Theresens so lange zu berauben, bis ihr Vertrag mit dem Theaterunternehmer zu Rimini ablief.

Es regnete, ich war in seidenen Strümpfen und brauchte einen Wagen. Den Regen abzuwarten, war ich unter das Thor einer Kapelle getreten. Um nicht als Abbé erkannt zu werden, hatte ich mein schönes Ueberkleid umgewendet; und so frage ich einen Bauer, ob er mir einen Wagen nach Cesena geben könne. Er verspricht ihn in einer halben Stunde, und ich will ihn erwarten. Aber was begegnet mir? An vierzig beladene Maulesel werden bei mir vorbei nach Rimini getrieben. Es regnete unablässig, und ich trete an einen Maulesel hinan, lege ihm, in der That ohne Etwas dabei zu denken, den Arm über den Hals, gehe langsamen Schrittes mit ihm und komme abermals nach Rimini hinein, ohne daß mir ein Wort gesagt wurde, denn man hielt

mich für einen Maulthiertreiber, und vielleicht hatten mich sogar die übrigen Treiber nicht einmal bemerkt. In Rimini gebe ich dem ersten Gassenbuben zwei Bajoc, daß er mich nach dem Hause führe, wo Therese wohnt. Die Haare unter einer Nachtmütze, den Hut niedergekrämpt, meinen schönen Rohrstock unter dem umgekehrten Ueberkleide versteckend, sehe ich nach Nichts aus. Kaum bin ich im Hause, so frage ich eine Magd nach der Wohnung von Bellino's Mutter. Sie führt mich in ein Zimmer, und ich sehe Bellino in Mädchenkleidern, umgeben von ihrer ganzen Familie. Petronio hatte Nachricht gegeben.

Nachdem ich die ganze Geschichte in der Kürze erzählt, mache ich begreiflich, daß sie verschwiegen bleiben muß, und Alle schwören, durch Keinen solle meine Anwesenheit verrathen werden. Nur Therese, in Verzweiflung, mich solcher Gefahr preisgegeben zu wissen, muß, trotz ihrer Liebe und der Freude darüber mich bei sich zu sehen, mein Wagestück verdammen. Sie behauptet, ich müsse durchaus nach Bologna und mir einen Paß verschaffen, wie mir von dem Baron Vais gerathen worden. Wir hatten noch Zeit

zur Ueberlegung, es war erst acht Uhr. Ich versprach abzureisen und beruhigte sie mit der Versicherung, daß ich unbemerkt mir die Gelegenheit dazu verschaffen würde. Petronio war indeß ausgegangen, um Nachricht einzuziehen, wann die Maulthiertreiber abgehen würden. Wie ich angekommen, so konnte ich auch wieder abmarschiren. Therese führte mich in ihr Zimmer und sagte mir, noch vor ihrer Ankunft in Rimini sey sie dem Theaterunternehmer begegnet, und dieser habe sie sogleich in das Quartier gebracht, welches sie mit den Ihrigen bewohnen solle. Unter vier Augen habe sie ihm gestanden, daß sie Mädchen sey und folglich nicht mehr als Castrat auftreten, er auch sie künftig in den Kleidern ihres Geschlechtes sehen würde. Darüber hatte er sie gelobt. Denn weil Rimini von einer andern Legation abhing, so war es nicht wie zu Ancona verboten, Frauen auf das Theater zu lassen. Sie schloß damit, mir zu sagen, daß sie nur für zwanzig Vorstellungen, die nach Ostern ihren Anfang nehmen würden, angenommen, mithin Anfangs Mai frei sey. Sie würde also, wenn ich nicht in Rimini bleiben könne,

mich zu Ende ihres Engagement antreffen, wo ich es bestimmen wollte. Ich entgegnete, daß, da ich, mit einem Paß versehen in Rimini Nichts zu fürchten habe, kein Hinderniß für mich da sey, die sechs Wochen dort mit ihr zuzubringen.

Da ich wußte, daß der Baron Vais ihr Besuche machte, so fragte ich, ob sie es gewesen, die ihm gesagt, daß ich mich drei Tage in Ancona aufgehalten. Sie bejahete es, indem sie sagte, sie habe ihm erzählt, daß man mich wegen des Mangels eines Passes gefangen gesetzt habe. Nun begriff ich sein Lächeln.

Nach dieser Unterredung, die mir sehr wichtig war, empfing ich die Complimente der Mutter und meiner beiden kleinen Frauen. Ich fand sie weniger froh und offen. Sie waren überzeugt, Bellino, der nicht mehr Castrat, noch weniger ihr Bruder war, würde sich meiner bemächtigt haben. Sie irrten sich nicht, und ich war auf meiner Hut, Keiner einen Kuß zu geben. Geduldig hörte ich alle Klagen der Mutter an. Sie behauptete, Therese habe, seitdem sie ihr Geschlecht angenommen, ihr Glück verscherzt. Denn das nächste Carneval zu Rom

hätte ihr tausend Thaler eintragen können. Ich sagte, man würde sie in Rom erkannt und auf Lebenszeit in ein Kloster gebracht haben.

Trotz der gezwungenen und bedenklichen Lage, in welcher ich mich befand, brachte ich den ganzen Tag allein mit Theresen sehr glücklich zu. Es schien mir, als müsse ich sie täglich mehr lieben. Um acht Uhr Abends entließ ich sie aus meinen Armen, weil sie Jemand kommen hörte, und mich brachte sie im Dunkeln unter. Ich sah den Baron Vais eintreten und Therese ihm die Hand zum Kuß reichen, gleich als wäre sie eine Fürstin. Die erste Neuigkeit, welche er ihr mittheilte, betraf mich. Sie that, als freute sie sich darüber, und hörte mit großer Gleichgültigkeit den Rath an, den er ihr erzählte, mir wegen eines Passes, mit dem ich nach Rimini zurückkehren sollte, gegeben zu haben. Er brachte eine Stunde bei ihr zu, und ich mußte Theresens Betragen bewundern. Sie beobachtete eine Haltung, daß auch nicht ein Funke von Eifersucht in meiner Brust erwachen konnte. Gegen zehn Uhr leuchtete ihm Marine hinunter, und Therese eilte sogleich in meine Arme zurück.

Nach einem fröhlichen Abendessen wollten wir uns niederlegen, als Petronio mit der Nachricht ankam, daß zwei Stunden vor Tagesanbruch sechs Maulthiertreiber mit dreißig Maulthieren nach Cesena abgehen würden. Er meinte, wenn ich eine Viertelstunde zuvor mich in ihrer Herberge einfinden und mit ihnen trinken wolle, könne ich leicht, und ohne ein Geheimniß daraus zu machen, mit ihnen davongehen. Ich fand das angemessen, beschloß seinem Rath zu folgen und redete mit ihm ab, daß er mich vor zwei Uhr Morgens wecken solle. Das Wecken war nicht nöthig. Schnell zog ich mich an und machte mich auf mit Petronio, indem ich Therese in der Gewißheit über meine Liebe und Beständigkeit verließ, während ich selbst über mein Hinausgehen aus Rimini in Sorge war. Sie wollte mir sechzig Zechinen geben, die ihr noch übrig geblieben waren. Ich fragte, was sie von mir denken würde, wenn ich sie annähme. —

Nachdem ich einem Maulthiertreiber, mit dem ich getrunken, gesagt, ich wünsche auf einem seiner Thiere bis Savignan zu reisen, gestand er es mir zu, gab mir aber den Rath, außer

der Stadt erst mich aufzusetzen und zu Fuß, als gehöre ich zu ihnen, zum Thor hinauszugehen.

Das wollte ich gerade. Petronio begleitete mich bis zum Thore, wo er einen guten Beweis meiner Erkenntlichkeit in Empfang nahm. Mein Auszug aus Rimini war so glücklich wie mein Eintritt. Zu Savignan verließ ich die Maulthiere, schlief dort vier Stunden und nahm Post nach Bologna, wo ich in einem schlechten Gasthof Quartier nahm.

Ein Tag in dieser Stadt genügte mir, einzusehen, daß ich zu keinem Paß gelangen würde. Man sagte mir, ich brauche keinen, und hatte Recht. Aber ich wußte doch, daß mir ein Paß nöthig war. So entschloß ich mich, den französischen Officier, der mir am zweiten Tage in meiner Gefangenschaft Höflichkeiten erwiesen, schriftlich zu ersuchen, sich in der Kriegscanzley nach meinem Paß zu erkundigen und ihn mir zu schicken, auch mir den Officier anzugeben, den ich um sein Pferd gebracht; denn ich fand billig, ihm dasselbe zu ersetzen. Auf jeden Fall wollte ich Therese zu Bologna erwarten. Diesen Entschluß theilte ich ihr noch

an demselben Tage mit und bat sie, mich nie ohne Briefe zu lassen.

Der Leser wird hören, welcher Entschluß, nachdem ich meine beiden Briefe zur Post getragen, noch am nämlichen Tage von mir gefaßt worden ist.

---

## Drittes Capitel.

Ich vertausche die geistliche Kleidung mit der Uniform — lasse Therese in Neapel — gehe nach Venedig — trete in vaterländische Dienste — schiffe mich nach Corfu ein — gehe nach Osara.

---

In Bologna wählte ich, um nicht bemerkt zu werden, einen Gasthof, in den Niemand abtrat. Meine Briefe waren bald geschrieben, und Therese wollte ich erwarten. So versehe ich mich mit Wäsche und denke, weil das Wiederfinden meines Koffers bedenklich war, an meinen Anzug.

Eine kurze Ueberlegung bestätigte mir, daß der geistliche Stand kein Glück mehr für mich darbot, und ich beschließe, als Officier in einer Uniform nach meiner Phantasie aufzutreten. Wer wollte mich auch zur Rechenschaft ziehen? In zwei Armeen hatte ich gesehen, wie die Uni=

form allein geachtet wurde, und auch ich wollte mit Achtung erwerben. Wie freute ich mich, mit den Zeichen der Ehre in mein Vaterland zurückzukehren, wo man mich, mit den geistlichen versehen, mißhandelt hatte!

Ich verlange einen guten Schneider, und es erscheint einer, Namens Morte. Nachdem ich die Farben angegeben, von denen die Uniform seyn soll, nimmt er Maß, zeigt mir Proben, unter denen ich wähle, und am folgenden Morgen bringt er Alles, was nöthig ist, mich zum Sohne des Mars zu gestalten. Nun kaufe ich mir einen langen Degen. Mit meinem schönen Rohrstock, einem feinen gut gestutzten Hut mit schwarzer Cocarde, vorn verschnittenen Haaren und einem langen falschen Zopf gehe ich aus, der ganzen Stadt Respect einzuflößen. Ich war gesonnen mich umzuquartiren, und wählte den Pilgrim. Nichts glich meinem Vergnügen, mich zum ersten Male in Soldaten-Kleidern zu sehen. Ich schien mir zum Krieger gemacht und glaubte, ich müsse Alles in Schrecken setzen. Ueberzeugt, unerkannt zu seyn, ergötzte ich mich an den Geschichten, die man auf meine Rechnung schmie-

den müßte, wenn ich mich im besuchtesten Caffeehause der Stadt zeigen würde.

Meine Uniform war weiß mit silbernem Achselbande und gleicher Degenquaste. Zufrieden mit meinem Aussehn gehe ich in das große Caffeehaus, verlange Chocolate und lese die Zeitung, ohne auf ihren Inhalt Acht zu geben. Es beglückte mich, von aller Welt umgeben zu seyn, und ich that, als ob ich es nicht bemerkte. Jeder war neugierig, Alle sprachen sich in die Ohren. Ein Neugieriger richtet eine Frage an mich, und meine einsylbige Antwort schlägt die Neugier der kühnsten Frager nieder. Nachdem ich noch unter den schönsten Arcaden umhergewandelt, nehme ich mein Mittagsessen allein im Gasthofe ein.

Nach der Mahlzeit erscheint der Wirth mit einem Buche, worin er meinen Namen einschreiben will.

Casanova! —

Ihr Charakter? —

Officier. —

In welchem Dienst? —

In keinem. —

Ihr Vaterland? —

Venedig. —

Sie kommen? —

Kümmert Sie nicht. —

Ich war zufrieden mit meinen Antworten und sah wohl, der Wirth war nur durch einige Neugierige in Bewegung gesetzt worden, denn ich wußte, daß man in Bologna vollkommen frei lebe. Am folgenden Tage gehe ich zum Banquier Orsi, meinen Wechsel einzuziehen. Ich nahm hundert Zechinen und einen andern Wechsel über sechshundert Zechinen auf Venedig.

Am dritten Tage, wie ich nach dem Essen meinen Caffee trinken will, wird mir der Banquier Orsi angemeldet. Der Besuch verwundert mich, ich nehme ihn an, und er tritt ein mit Monsignor Cornaro, den ich mir die Miene gebe nicht zu kennen. Nachdem er mir Geld auf meine Tratten angeboten, stellt er mir den Prälaten vor. Ich stehe auf und sage ihm, mich freue seine Bekanntschaft. Er aber versichert, mich schon von Venedig und Rom her zu kennen, und ich sage mit verbissener Miene, er müsse sich irren. Darauf wird der Prälat ernsthaft

und bittet um Entschuldigung, je mehr er den Grund meines Zurückhaltens zu kennen glaubt. Nach dem Caffee geht er und ladet mich auf den nächsten Tag zum Frühstück ein. Entschlossen meine Maske fortzusetzen, verfüge ich mich zu ihm. Ich wollte nicht der seyn, den der Prälat zu kennen behauptete, weil ich mich zum Officier gemacht. Noch Neuling im Trug, wußte ich nicht, daß ich in Bologna keinesweges ganz außer Gefahr war.

Der Prälat, damals päpstlicher Protonotar, sagte, indem wir Chocolate tranken, die Gründe meines Zurückhaltens möchten gut seyn, aber ich habe Unrecht, ihm nicht zu vertrauen. Auf meine Antwort, ich wisse nicht, von welcher Angelegenheit er spreche, ersucht er mich, einen Artikel aus der Zeitung von Pesaro zu lesen, der Folgendes enthielt:

„Herr von Casanova, Officier im Regiment der Königin, ist, nachdem er seinen Hauptmann entleibt, ausgetreten. Von den nähern Umständen des Duells ist man nicht unterrichtet, sondern weiß nur, daß der besagte Officier auf

dem Pferde des Getödteten die Straße nach Rimini eingeschlagen hat."

Verwundert über diese Mischung von wenig Wahrem und viel Falschem beherrschte ich mein Gesicht und sagte: der in der Zeitung genannte Casanova müsse ein Anderer seyn.

Das ist möglich. Sie jedoch sind ohne Zweifel der nämliche, den ich vor einem Monat beim Cardinal Aquaviva, und vor zwei Jahren in Venedig bei meiner Schwester, Madame Loredan, gesehen. Auch nennt Sie Buchetti in seinem Wechsel auf Orsi: Abbé.

Nun Ihre Excellenz haben Recht; ich muß gestehen, ich bin derselbe. Aber ich bitte Sie, keine weitern Fragen! Die Ehre gebietet mir das strengste Schweigen. —

Das ist genug! Ich bin befriedigt, wir sprechen von etwas Anderem. —

Nach einer höflichen Unterredung über sonstige Gegenstände beurlaube ich mich und danke für alles Empfangene. Erst nach sechzehn Jahren habe ich diesen Mann wieder gesehen. Ueber alle die falschen Geschichten und über das, was sich vereinigte, ihnen den Cha=

rakter der Wahrheit zu geben, in meinem Innern lachend, fing ich an Pyrrhonist in Ansehung aller historischen Begebenheiten zu werden. Es gewährte mir die größte Freude, gerade durch mein Betragen voll Zurückhaltung in dem Kopfe des Abbé Cornaro die Meinung zu nähren, ich sey der Casanova, von dem die Zeitungen sprächen. Ich war gewiß, er werde die Geschichte nach Venedig schreiben, und dort würde sie mir wenigstens so lange Ehre machen, bis die Wahrheit an den Tag käme, die zum mindesten meiner Festigkeit Ruhm verschaffen mußte. Deshalb beschloß ich, sobald nur ein Brief von Therese eingegangen seyn würde, nach Venedig zu reisen. Auch sie wollte ich dorthin kommen lassen. Denn es paßte sich besser, sie dort zu erwarten, wie in Bologna, und in meinem Vaterlande hinderte Nichts eine Verbindung mit ihr. Inzwischen belustigte mich das Mährchen, das ich täglich in der Zeitung enthüllt zu lesen glaubte. Der Officier Casanova sollte über das Pferd lachen, auf welchem der Zeitungsschreiber ihn abreisen sehen, wie ich über den Eigensinn lachen mußte, der mich, dies Mährchen zu nähren, in Bologna

zum Officier gemacht. Am vierten Tage meines Aufenthalts in dieser Stadt empfing ich einen langen Brief von Theresen durch die Hände eines Expressen. Er enthielt beiliegende Blätter. In dem Briefe sagte sie mir: am Tage meiner Abreise habe der Baron Vais den Fürsten Castropignano zu ihr geführt, der, nachdem er sie zum Clavier singen hören, ihr auf ein Jahr tausend Ducaten und freie Reisekosten angeboten, wenn sie auf dem Theater S. Carlo singen wolle. Sie sollte im Monat Mai dort seyn und schickte mir eine Abschrift des Briefes, den sie erhalten. Sie hatte acht Tage Bedenkzeit verlangt, die ihr gewährt worden. Jetzt wartete sie nur auf meine Antwort, um den Contract zu unterschreiben, oder das Anerbieten abzulehnen. In der zweiten Beilage gab sie mir die unumwundene Zusage, mir Zeit ihres Lebens anzugehören und mir unbedingt ergeben zu seyn. Sie sagte, wenn ich mit ihr nach Neapel gehen wolle, würde sie nach meiner Bestimmung mit mir zusammentreffen. Sollte ich aber Abneigung empfinden, mit ihr nach Neapel zurückzukehren, so sollte ich diesen Plan aufgeben und gewiß seyn,

daß sie nur eine Aussicht und nur ein Glück kenne, Alles zu thun, was mich beglücke.

Der Brief nöthigte mich zum Ueberlegen, und ich versprach dem Expressen die Antwort auf morgen. Meine Unentschlossenheit konnte nicht größer seyn, zum ersten Male in meinem Leben sollte ich entscheiden. Zwei Gründe von gleichem Gewicht machten die Wagschaale gleich. Ich konnte weder Therese hindern, nach Neapel zu gehen und ihr selbst zu folgen, noch jetzt mich zur Reise nach Neapel entschließen. Mich setzte jeder Gedanke, ich könne ihrem Glücke hinderlich seyn, in Schrecken. Aber meine Eigenliebe, noch stärker wie das Feuer meiner Liebe, hinderte mich. Wie sollte ich, sieben bis acht Monate nach meiner Abreise von Neapel, wieder als Taugenichts zurückkehren, der von seiner Frau oder Geliebten lebte? Was hätte mein Vetter, Don Antonio, dazu gesagt? was Paulo und sein Sohn? was Lelio Caraffa und der ganze Adel, der mich kannte? Mir schauderte, wenn ich an Signora Lucrezia und ihren Mann dachte. Hätte Theresens Liebe mich da glücklich machen können, wo die Verachtung der ganzen

Welt mein Glück gestört hätte? Die Verbindung mit Therese hielt mich von Allem zurück, machte mich zum Kriecher und kreuzte die große Laufbahn, von der ich träumte. Diese Betrachtungen geboten meinem Herzen Schweigen, und ich griff nach einem Auswege, der mir Zeit gab. Ich schrieb an Therese und bat sie nach Neapel zu gehen, um mich entweder im Monat Julius, oder nach meiner Rückkehr von Konstantinopel dort zu erwarten. Ich empfahl ihr, eine anständige Kammerjungfer anzunehmen, um mit Anstand in dem großen Neapel auftreten zu können, und sich so zu betragen, daß ich, ohne zu erröthen, ihr Gemahl werden dürfte. Ich sah voraus, Theresens Glück mußte noch mehr ihre Schönheit wie ihr Talent machen, und wie ich mich kannte, wußte ich, daß ich weder einen fügsamen Ehemann noch Liebhaber abgeben würde.

Meine Liebe wich meiner Vernunft. Jedoch vor einer Woche würde sie nicht so nachgiebig gewesen seyn. Ich bat um Antwort nach Bologna, und in drei Tagen erhielt ich den letzten Brief von Therese mit dem Vertrag und der

Nachricht, sie habe eine Kammerjungfer angenommen, die ihre Mutter vorstellen könne. In der Mitte des Mai wollte sie abreisen und so lange meiner warten, bis ich selbst ihr schreiben würde, daß ich ihrer nicht mehr gedenke. Vier Tage nach dem Empfange des Briefes reisete ich nach Venedig ab, jedoch trug sich erst noch Folgendes zu.

Der französische Officier, dem ich geschrieben, ich wünsche meinen Koffer zurück, und ich wolle das Pferd bezahlen, das ich mitgenommen, oder vielmehr, das mich mitgenommen, hatte geantwortet: mein Paß sey angekommen, er befinde sich in der Kanzlei, und er wolle ihn mir mit meinem Koffer schicken, wenn ich funfzig Dublonen für das Pferd bezahlt hätte, das dem Commissair der spanischen Armee, Marcello Birac, gehöre, dessen Haus er mir angab. Er sagte, daß er das Alles diesem Birac geschrieben, der sich schriftlich anheischig gemacht, mir Koffer und Paß zu übersenden, sobald er das Geld empfangen haben würde.

Erfreut darüber, daß sich Alles so gut machen wollte, gehe ich unverzüglich zum Commis-

sair, welcher bei einem Venetianer, Namens Batagia, wohnte, den ich kannte. Ich zahle das Geld aus und erhalte am Tage, da ich Bologna verlasse, Koffer und Paß. Ganz Bologna erfuhr, daß ich das Pferd bezahlt, und nun war Abbé Cornaro gewiß, ich sey Derjenige, der einen Officier im Duell getödtet.

Zur Reise nach Venedig war die Quarantaine nöthig, aber ich beschloß mich davon loszumachen. Sie bestand nur noch, weil die beiden Regierungen gegen einander gespannt waren. Die Venetianer verlangten, der Papst sollte zuerst seine Grenzen den Feinden öffnen, und dieser forderte dasselbe von ihnen. Der Handel litt, weil der Streit noch nicht beigelegt worden. Ich aber, obwohl die Sache kritisch war — denn die Gesundheitspolizei ist sehr streng in Venedig — benahm mich auf folgende Weise, weil es für mich den höchsten Reiz hatte, Alles zu thun, was verboten war.

Ich wußte, daß zwischen Mantua und Venedig so wenig wie zwischen Modena und Mantua eine Sperre bestand. Konnte ich in das Gebiet von Mantua eintreten, so war Alles, als käme ich von Modena,

gemacht. Ich ging dann über den Po und gerade nach Venedig. Deshalb nahm ich einen Wagen nach Rovere, einem Städtchen am Po, welches zum Staat von Mantua gehört. Der Vetturin sagte mir, er könne unmittelbar auf Rovere gehen, nur möchten wir Ungelegenheiten haben, wenn nach dem Gesundheitsattest von Modena gefragt werden sollte. Ich antwortete, er möchte sagen, daß er es verloren habe, und mich das Weitere machen lassen. Mein Geld bewirkte, daß er einwilligte.

Am Thor von Rovere gab ich mich für einen Officier von der spanischen Armee aus, der nach Venedig zum Herzog von Modena, welcher sich dort aufhielt, in Angelegenheiten von größter Wichtigkeit gehe. Nun ward nicht nur der Vetturin nach keinem Attest befragt, sondern man erwies mir auch neben den militairischen Ehrenbezeugungen alle mögliche Rücksichten und Höflichkeiten. Ohne Anstand erhielt ich eine Bescheinigung, daß ich von Rovere komme, und nachdem ich bei Ostillio über den Po gesetzt, gehe ich nach Legnano, wo ich meinen Fuhrmann gut bezahlt und sehr zufrieden entlasse. In Legnano nehme ich Post

und befinde mich Abends zu Venedig in einem Gasthofe am Rialto. Es war der zweite April 1744, mein Geburtstag, der mir zehnmal in meinem Leben durch irgend eine außerordentliche Begebenheit merkwürdig geworden ist. Den Mittag darauf gehe ich zur Börse, um einen Platz auf einem Schiffe zu miethen, wenn eins zum Abgang nach Konstantinopel bereit läge. Allein ich finde nur Fahrzeuge, die in zwei bis drei Monaten abgehen wollen, und miethe deshalb ein Zimmer auf einem venetianischen Linienschiff, das noch in demselben Monat die Anker lichten sollte. Es gehörte dem Capitain Zane und hieß: Unsre liebe Frau mit dem Rosenkranz.

Nun hatte ich meinem Schicksal mich gefügt, das, wie mein Aberglaube mir sagte, mich nach Konstantinopel rief. Gleich darauf begab ich mich nach dem Markusplatz, neugierig mich umzusehen und gesehen zu werden. Denn Alles mußte erstaunen, mich nicht mehr als Abbé zu sehen. Seit Revere hatte ich eine rothe Cocarde aufgesteckt.

Den ersten Besuch machte ich dem Abbé Grimani. Bei meinem Anblick schrie er laut

auf. Er sah mich in der Uniform eines Kriegers, während er mich bei Aquaviva auf dem Wege zum Minister glaubte. Er stand vom Tisch auf, an welchem er in einer großen Gesellschaft von mehreren Gästen saß. Unter diesen sehe ich einen Officier in spanischer Uniform. Aber das nimmt mir keineswegs den Muth, sondern ich sage Grimani, da ich durchreise, freue ich mich, ihm meine Aufwartung machen zu können. —

In diesem Kleide Sie zu sehen, hätte ich nicht erwartet. —

Ich habe den klugen Entschluß gefaßt, das geistliche Gewand abzulegen, in welchem kein Glück für mich zu erwarten war, das mir genuggethan hätte.

Und wohin reisen Sie? —

Nach Konstantinopel. Ich hoffe in Corfu eine gute Schiffsgelegenheit zu finden; denn ich habe einen Auftrag vom Cardinal Aquaviva. —

Und jetzt kommen Sie? —

Von der spanischen Armee, bei der ich noch vor zehn Tagen anzutreffen war. —

Bei diesen Worten höre ich einen jungen

Mann, indem er mich ansieht, sagen: Das ist nicht wahr! Aber ich antworte: mein Rang und Verhältniß erlaube mir nicht, dergleichen hier zu hören. Damit mache ich der Gesellschaft meine Verbeugung und gehe davon, ohne auf einen Einzigen unter denen zu achten, die mich zu verweilen baten. Da ich Uniform trug, glaubte ich auch mich danach betragen zu müssen, und weil ich nicht mehr Priester war, durfte ich keinen Widerspruch dulden. Ich ging zur Manzoni, deren Anblick ich nicht erwarten konnte. Ihr Empfang machte mich glücklich. Sie wiederholte mir ihre Prophezeiungen und that sich etwas zu gute auf die Erfüllung. Alles will sie wissen, ich erzähle, und sie sagt lächelnd, da ich nach Konstantinopel gehe, sey es möglich, daß sie mich nicht wieder sehen würde.

Von ihr eile ich zur Orio, und hier bereitete mir die Ueberraschung einen wahren Genuß. Sie, der alte Procurator Rosa und Nannette mit Marton waren wie versteinert. Die Kleinen schienen zugenommen zu haben in den drei Monaten, deren Geschichte sie hören wollten. Aber diese Geschichte konnte unmöglich den Bei=

fall der Orio und ihrer Nichten finden; sie hätte mich in diesen unschuldigen Gemüthern herabgesetzt. Trotz dem brachte ich drei köstliche Stunden bei ihnen zu. Da ich die alte Dame ganz außer sich vor Freuden sah, erklärte ich ihr, es hindre sie Nichts, mich die vollen vier oder fünf Wochen, die ich, das Schiff abzuwarten, würde verweilen müssen, bei sich zu sehen. Sie brauche mir nur, wenn ich ihr nicht zur Last falle, ein Zimmer einzuräumen. Sie antwortete, es würde sie glücklich machen, wenn ein Zimmer da wäre. Rosa aber sagte, sie habe ein Zimmer, und in zwei Stunden wolle er es mit Meubles versehen. Es war das neben dem ihrer Nichten, und Nannette sagte, sie wolle mit ihrer Schwester ausziehen und in der Küche schlafen. Aber ich versetzte, wenn ich solche Beschwerden verursache, wolle ich lieber nach dem Gasthofe zurückkehren. Doch die Orio erwiederte, die Nichten brauchten nicht auszuziehen, sie könnten sich einschließen.

Das werden sie nicht nöthig haben, sagte ich mit etwas stolzer Miene. —

Ich weiß es; aber es sind dumme Dinger, die sich Wunder was einbilden, antwortete die Tante.

Nun drang ich ihr funfzehn Zechinen mit der Versicherung auf, ich sey reich und erspare noch, denn ein Monat im Gasthofe käme mir höher. Dann sagte ich, daß ich meinen Koffer schicken und morgen Abend in ihrem Hause essen und schlafen würde. Auf dem Gesichte meiner kleinen Frauen lachte die Freude. Trotz dem Bilde Theresens, das meiner Seele beständig vorschwebte, nahmen sie wieder ihr Recht auf mein Herz ein.

Nachdem ich am folgenden Tage meinen Koffer zur Orio bringen lassen, ging ich in die Kriegskanzlei, zur Sicherheit aber ohne Cocarde. Der Major Poledro stürzte mir an den Hals, als er mich im Soldatenanzug sah. Nachdem ich ihm gesagt, daß ich nach Konstantinopel gehe und trotz der Uniform, in welcher er mich sehe, frei sey, versetzte er, ich solle die Reise mit dem Agenten, der spätestens in zwei Monaten abgehe, machen, und überhaupt suchen in venetianischen Kriegsdienst zu treten.

Dieser Rath gefiel mir, und der Chef des

Kriegswesens, derselbe, der im vorigen Jahre meine Bekanntschaft gemacht, als er mich sah, rief mich zu sich. Er sagte mir, es sey ein Brief aus Bologna eingelaufen, der von einem Duell spräche, das mir Ehre mache, wenn ich es auch nicht Wort haben wolle. Zugleich fragte er, ob ich mir hätte einen Abschied geben lassen, als ich aus dem spanischen Dienste getreten. Ich erwiederte: weil ich niemals gedient, könne ich auch keinen Abschied haben. Nun wollte er wissen, wie ich mich in Venedig befinden könne, ohne daß ich die Quarantaine gemacht, und ich antwortete, daß, wer aus dem Staat von Mantua komme, ihr nicht unterworfen sey. Auch er gab mir den Rath, in die Dienste meines Vaterlandes zu treten. Indem ich den herzoglichen Palast hinuntergehe, treffe ich unter den Procuratoren den Abbé Grimani, der mir sagt, mein trotziger Austritt aus seiner Gesellschaft habe allen Anwesenden mißfallen. —

Auch dem spanischen Officier? —

Nein! Vielmehr versicherte dieser, wenn Sie vor zehn Tagen in der spanischen Armee gewesen wären, so hätten Sie Recht gehabt.

Ja was noch mehr ist, er behauptete, Sie wären in der Armee gewesen, hätten aber, nach der Zeitung, die er vorwies, das Unglück gehabt, Ihren Hauptmann im Duell zu tödten. Es ist gewiß ein Mährchen. —

Wer hat Ihnen gesagt, daß es ein Mährchen ist? —

Also Wahrheit? —

Davon ist hier nicht die Rede. Aber die Sache ist doch wohl eben so wahrscheinlich, wie, daß ich vor zehn Tagen bei der spanischen Armee gewesen? —

Das ist unmöglich, Sie müßten denn die Contumaz verletzt haben. —

Sie war nicht zu verletzen. Ich bin öffentlich bei Rovere über den Po gegangen, und jetzt hier. Es thut mir leid, Sie nicht eher wieder besuchen zu können, als bis die Person, die mich beleidigt, mir volle Genugthuung gegeben. Beleidigungen konnte ich wohl dulden, als ich im Stande der Demuth lebte, nicht aber im Stande der Ehre. —

Sie haben Unrecht, die Sache in dem Tone zu nehmen. Wer Sie verletzt hat, ist Herr Valma=

rana, Chef der Gesundheitsanstalten, der behauptete, da die Grenzen nicht offen wären, könnten Sie nicht hier seyn. Verantworten Sie sich! Haben Sie vergessen, wer Sie sind? —

Nein. Ich weiß, daß vor einem Jahre ich als ein Feiger behandelt werden konnte; heut werde ich Jeden, der mir Achtung versagt, es bereuen machen. —

Speisen Sie bei mir! —

Nein. Der Officier möchte es erfahren. —

Sogar sehen würde er Sie, denn er speiset täglich mit uns. —

Dann soll er Schiedsrichter in meiner Sache seyn. —

Ich speisete mit Poledro und noch drei bis vier Officieren, die sich alle vereinigten, mich für den venetianischen Kriegsdienst zu gewinnen, und ich entschließe mich dazu. Ein junger Lieutenant, den die Gesundheit hinderte, nach der Levante zu reisen, wollte seine Stelle verkaufen. Er verlangte hundert Zechinen, aber es bedurfte auch der Einwilligung des Saggio. Ich sagte zu Poledro, die hundert Zechinen lägen bereit, und er versprach mit dem Saggio zu sprechen.

Gegen Abend ging ich zur Orio, wo ich mich trefflich logirt fand. Nach dem sehr guten Abendessen hatte ich das Vergnügen, die Nichten von der Tante selbst genöthigt zu sehen, mich in mein Zimmer einzuführen. Die erste Nacht blieben beide bei mir. Nachher richteten wir es ein, daß sie sich abwechselten. Ein Bret ward aus der Wand gelöset; so kam die Verliebte zu mir und ging von mir. Es war weislich aus Furcht vor Ueberraschung so angeordnet worden. Wir verschlossen unsere Thüren. Wenn nun die Tante ja eine Nachsuchung gehalten hätte, so konnte die Abwesende durch die Oeffnung der Wand schlüpfen und das Bret anlehnen, während die Andere die Thür öffnete. Aber wir bekamen keinen solchen Besuch. Die Orio rechnete zu sehr auf unsere Ehrbarkeit.

Nach einigen Tagen führte mich Grimani im Caffeehause, die Sultanin, mit Valmarana zusammen, der mir sagte, wenn er gewußt hätte, daß sich die Quarantaine umgehen lasse, würde er mir nicht widersprochen haben. Nun sey er mir verpflichtet, daß ich ihn darüber belehrt. So

ward die Sache abgemacht, und bis zu meiner Abreise speisete ich täglich mit ihm.

Gegen Ende des Monats trat ich als Fähnrich beim Regiment Bola, welches in Corfu lag, in den Dienst der Republik. Der, dessen Stelle ich für hundert Zechinen gekauft, war Lieutenant gewesen; aber der Kriegsminister hatte Gründe zum Fähnrichsrang, die ich annehmen mußte, wenn ich Soldat werden wollte. Er gab mir das Versprechen, daß nach einem Jahre ich zum Lieutenant avanciren und sogleich den Abschied erhalten solle, der zur Reise nach Konstantinopel nöthig war. Ich ging Alles ein, weil ich Lust hatte zu dienen.

Dem angesehenen Senator, Pietro Vandrami, verdanke ich, daß ich mit dem Chevalier Venier, der als Agent nach Konstantinopel ging, reisen konnte. Er stellte mich diesem vor, und der Chevalier versprach, mich nach Corfu mitzunehmen.

Einige Tage vor meiner Abreise empfing ich einen Brief von Therese mit der Nachricht, der Herzog, der sie für Neapel engagirt, würde selbst die Reise mit ihr machen. Er sey alt, schrieb

sie mir, und wenn er es auch nicht wäre, würde ich Nichts zu fürchten haben. Brauche ich Geld, so solle ich Wechsel auf sie ausstellen, sie würde sie bezahlen, und wenn sie ihr Letztes verkaufen müsse. Das Schiff, mit dem ich zu reisen beschlossen, sollte einen venetianischen Nobili nach Zante bringen, wohin er als Abgesandter ging. Er hatte ein zahlreiches Gefolge, und der Schiffscapitain, nachdem er mir gesagt, ich möchte, wenn ich allein speisen wollte, nicht gut beköstigt werden, rieth mir, mich diesem Herrn vorstellen zu lassen; er würde mich zur Tafel laden. Er hieß Antonio Dolfin und war mit dem Beinamen Buzentauer belegt. Man hatte ihm den Namen des prächtigen Schiffes wegen seines Ansehns und seiner ausgesuchten Kleidung gegeben.

Kaum hatte Grimani vernommen, daß ich ein Zimmer auf demselben Schiffe gemiethet, mit welchem jener Herr reisen würde, als er, ohne abzuwarten, daß ich davon sprach, mich ihm vorstellte und so mir die Ehre verschaffte, an seiner Tafel zu speisen. Dolfin sagte mir mit Güte, es würde ihm Vergnügen machen, meine Be=

kanntschaft seiner Frau zu verschaffen, die mit ihm reisen werde. Ich sah sie am folgenden Tage und fand eine angenehme Frau, obwohl im Abnehmen und taub. Sie hatte eine reizende Tochter, die sie in einem Kloster ließ, und die späterhin berühmt ward. Ich glaube, sie lebt noch als Wittwe des Procurator Tron, dessen Familie jetzt erloschen ist.

Nie habe ich einen Mann gesehen, der vollkommener für die Repräsentation gewesen wäre, wie der Vater dieser Dame. Dabei war er höchst geistvoll, beredt, fein, höflich, und ein guter Spieler, denn er verlor immer. Alle Frauen, von denen er geliebt seyn wollte, mußten ihn lieben, und unerschrocken blieb er sich gleich im Glück wie im Unglück. Er war ohne Erlaubniß gereiset, dadurch bei der Regierung in Mißgunst gefallen und hatte die Dienste einer fremden Macht suchen müssen. Für einen venetianischen Edlen ist dies das größte Verbrechen. Auch hat man ihn reclamirt und zur Rückkehr nach Venedig gezwungen, wo ihm auf einige Zeit seine Strafe in den Bleikammern ward. Dieser hinreißende, großmüthige und nicht reiche Mann

mußte den Rath um ein einträgliches Gouvernement angehen, und man hatte ihm die Insel Xante bestimmt. Aber er reisete mit einem solchen Gefolge ab, daß er auf keinen Gewinn hoffen durfte.

Ein Mann, wie ich diesen Dolfin beschrieben, konnte in Venedig kein Glück machen. Jede aristokratische Verfassung darf nur dann auf Ruhe rechnen, wenn sie Gleichgewicht unter den Aristokraten zum Grundgesetz und zur Grundlage ihres Verfahrens macht. Die moralische und physische Gleichheit kündet sich nun zuerst in der äußern Darstellung an. Daher muß ein Bürger, der nicht verfolgt seyn will, sich einrichten und betragen wie die andern, oder wenigstens es zu seinem höchsten Studium machen, daß er den Schein davon erlange. Besitzt er Talente, muß er sie verbergen; ist er ehrgeizig, muß er alle Ehrenstellen zu verachten scheinen; will er Etwas erlangen, darf er es nie begehren; ist er schön, muß er sich vernachlässigen, wohl gar schlecht halten, und sein Anzug darf nichts Gesuchtes haben. Alles Außerordentliche muß er ins Lächerliche ziehen, seine Verbeugung

schlecht machen, zu große Höflichkeiten vermeiden, den schönen Künsten entsagen, seinen feineren Geschmack verheimlichen, wenn er ihm verliehen ist, keinen fremden Koch halten, seine Haare vernachlässigen, und ein wenig unsauber seyn. Von dem Allen besaß Dolfin Bucintoro Nichts; wie wollte er in Venedig, seinem Vaterlande, Glück machen!

Den ganzen Abend vor meiner Abreise verließ ich das Haus der Orio nicht. Sie zerfloß in Thränen, so gut wie ihre Nichten, und ich nicht weniger. Wohl hundertmal sagten sie mir, in meinen Armen vor Liebe hinschmachtend, sie würden mich nicht wiedersehen. Sie riethen es. Hätten sie mich wieder gesehen, so würden sie das Wiedersehen nicht geahnt haben. Darin liegt das ganze Geheimniß der Ahnungen. Am fünften Mai ging ich gut equipirt, mit Kleinodien und Geld versehen zu Schiffe. Ich hatte fünfhundert Zechinen. Unser Schiff mit vier und zwanzig Kanonen und einer Garnison von zweihundert Slavoniern fuhr während der Nacht bei Malamocco in Istrien vorbei, und wir landeten im Hafen von Orsara, um savorna zu

machen, das heißt, uns mit Steinen zu beschweren. Denn die zu große Leichtigkeit des Fahrzeuges macht es für die Schifffahrt unbequem. Ich stieg mit noch Einigen vom Schiffe aus, um spazieren zu gehen, obwohl ich den abscheulichen Ort kannte, an welchem ich erst vor neun Monaten drei Tage zugebracht hatte. Ich mußte lachen, wenn ich daran dachte, wie meine gegenwärtige Lage sich von der damaligen unterschied, und war überzeugt, Niemand werde in meiner stattlichen Figur den unbedeutenden Abbé wiedererkennen, aus dem Gott weiß was geworden seyn konnte, wenn nicht der verhängnißvolle Franciscaner Stefano gewesen wäre.

---

## Viertes Capitel.

Eine dumme Magd ist tausendmal schlimmer wie eine niederträchtige, wenigstens ihrem Herrn mehr zur Last. Eine nichtswürdige kann er bestrafen; aber was fängt er mit einer dummen an? Er muß sie wegschicken und sich fügen.

Meine Aufwärterin hat, weil sie Papier für die Hauswirthschaft gebraucht, sich drei Stöße zugeeignet, die Alles das enthielten, was ich nun im Ganzen wiederholen muß. Um sich zu entschuldigen, sagt sie, das Papier sey ja nur beschmiert, Vieles sogar wieder ausgestrichen gewesen, und das habe sie für ein Zeichen gehalten, sie solle lieber dieses wie das weiße nehmen,

das auf meinem Tische gelegen. Wäre ich klüger gewesen, so hätte ich mich nicht ereifert; aber das ist die Art des Zorns, daß er dem Menschen die Fähigkeit nimmt zu überlegen. Doch zum Glück währt der meine nicht lange. Während ich meine Zeit verschwendet, ihr Schimpfreden zu sagen, deren Kraft sie nicht fühlte, und ihr mit klaren Gründen auseinanderzusetzen, daß sie ein dummes Thier sey, widerlegt sie alle meine Argumente dadurch, daß sie keine Antwort gibt. Ich muß mich bequemen, in Unlust von vorn das nochmals zu schreiben, was ich in guter Laune gut genug auf das Papier hingeworfen hatte. Doch der Leser mag sich trösten, er wird wie die Mechaniker, was er an Kraft verliert, an Zeit gewinnen.

In Orsara war ich abgestiegen. Während man den Raum des Schiffes mit Ballast belud, sehe ich mich aufmerksam von einem Manne beobachtet, der nicht übel aussah. Weil er Nichts von mir zu fordern haben kann, bilde ich mir ein, daß mein Aeußeres ihn interessire, und das finde ich nicht übel. Wie ich meinen Weg weiter antreten will, tritt er auf mich zu

und sagt: Darf ich fragen, Capitain, ob Sie zum ersten Mal in dieser Stadt sich befinden?

O nein, ich war schon sonst hier. —

Vielleicht vor einem Jahre? —

Richtig. —

Aber Sie trugen nicht Uniform? —

Ebenfalls richtig. Doch Ihre Fragen scheinen mir etwas dreist. —

Sie mögen sie verzeihen; denn ich thue sie aus Dankbarkeit. Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, und vielleicht leistet mir Ihre Ankunft abermals gute Dienste. —

Ich wüßte nicht, was ich für Sie gethan. —

Frühstücken Sie mit mir. Hier wohne ich. Sie sollen ein Glas trefflichen Refosco trinken und dann hören, wie Sie mein Wohlthäter geworden und Ihre Wohlthaten erneuen können. —

Da ich ihn doch nicht für verrückt halten konnte, bilde ich mir ein, er will mir von seinem Refosco verhandeln, und lasse mich in sein Haus führen. Wir steigen eine Treppe hinauf, und er führt mich in ein Zimmer, während er das gute Frühstück bestellt, das er mir versprochen. Die chirurgischen Instrumente, die ich

überall sehe, machen, daß ich ihn für einen Wundarzt halte, und kaum ist er zurückgekommen, so sage ich ihm das.

Ja, mein Capitain, sagt er, ich bin Wundarzt. Zwanzig Jahr lang habe ich hier im Elend gelebt, denn ich taugte nur zum Aderlassen, Schröpfen, Beine-Einrenken und dergleichen. Ich konnte von meinem Verdienste nicht leben. Erst seit einem Jahre geht es mir besser, und Sie haben mein Glück gemacht.

Ich? Wie das? —

Erinnern Sie sich der Gouvernante des Don Hyronimo, und rathen Sie Nichts? —

Nun erzählte er mir die lange Geschichte einer Propagation, der er Einhalt gethan, über die ich lachen mußte. Er versprach sich durch mich einen neuen Segen, gab mir die herrlichsten Versprechungen und die ernstlichsten Warnungen, mich keinem Charlatan, sondern ihm allein anzuvertrauen. Ich sagte alles Mögliche zu, dankte ihm und ging an Bord zurück.

Signor Dolfin lachte wacker, als ich ihm die Geschichte erzählte. Am folgenden Tage wurden die Anker gelichtet, und wir hatten hin=

ter Curzola einen heftigen Sturm zu bestehen. Es war auf mein Leben abgesehen; aber der Plan gelang nicht, und das ist so gekommen.

Ein slavonischer Priester, der auf dem Schiffe den Caplan machte, so dumm, ungeschliffen und brutal, daß ich bei jedem Anlaß seiner spottete, war mit vollem Recht mein Feind geworden. Beim heftigsten Sturm hatte er sich auf das Verdeck begeben und exorcisirte, sein Gebetbuch in der Hand, die Teufel, die er in den Wolken sah, und die er allen Matrosen zeigte. Diese, die sich verloren glaubten, weinten und vernachlässigten in ihrer Verzweiflung die Anstalten, welche nöthig waren, das Schiff von den Felsen abzuhalten, die sich rechts und links zeigten. Da ich das Unheil und den nachtheiligen Einfluß des Exorcisirens auf die verzweifelnde Mannschaft, die der muthigen Zusprache bedurfte, einsah, so glaubte ich in meiner Unbesonnenheit, ich müsse mich in die Sache mischen. Indem ich selbst das Tauwerk hinankletterte, trieb ich die Matrosen an, beharrlich zu arbeiten und der Gefahr Trotz zu bieten, indem ich ihnen sagte, es gebe keine Teufel; der Priester, der sie

ihnen zeigen wolle, sey ein Narr. Aber die Kraft meiner Reden hinderte nicht, daß er mich einen Atheisten schalt und den größten Theil der Bemannung mir auf den Hals hetzte. Da der Wind auch am folgenden und dritten Tage noch widerwärtig stürmte, ging der Wüthende so weit, den Matrosen, die auf ihn hörten, einzubilden, wir hätten, so lange ich mich auf dem Schiffe befände, keine günstige Witterung zu hoffen. Einer ersah den günstigen Moment, packte mich von hinten auf dem Verdeck und gab mir einen Hieb mit dem Ende eines Taues, der mich nothwendig hinabstürzen mußte. Es wäre um mich geschehen gewesen; aber ein Ankerbalken, woran mein Kleid hängen blieb, hinderte, daß ich ins Meer stürzte. Man kam zu Hülfe, man rettete mich, und ein Corporal zeigte mir den Matrosen, der mein Leben angegriffen hatte. Gleich riß ich diesem den Strick aus der Hand und gerbte ihn tüchtig, doch andere Matrosen kamen mit dem Priester dazu, und ich würde unterlegen seyn, hätten die Soldaten nicht Hülfe geleistet. Nun kam noch der Schiffscapitain mit Signor Dolfin hinzu, und sie mußten,

nachdem sie den Priester gehört, um den Pöbel zu beruhigen, versprechen, mich sobald als möglich ans Land zu setzen. Der Priester aber verlangte, ich solle ihm ein Pergament aushändigen, das ich zu Malmocco von einem Griechen in dem Augenblick gekauft, als ich mich einschiffen wollte. Ich dachte nicht mehr daran, aber es hatte seine Richtigkeit. Lächelnd übergebe ich das Pergament dem Signor Dolfin, und dieser händigt es dem Priester ein, der Victoria rufend ein Kohlenbecken bringen ließ und es auf die glühenden Kohlen warf. Die Krümmungen, welche dieses Pergament machte, ehe es völlig zu Asche geworden, währten eine halbe Stunde, und dies Phänomen überzeugte alle Matrosen, es müsse ein höllisches Zauberbuch seyn. Es sollte die Kraft besitzen, alle Weiber in den, welcher es trug, verliebt zu machen. Der Leser wird, hoffe ich, gütigst bezweifeln, daß mich dies vermocht, es zu kaufen, und glauben, ich habe den halben Thaler nur verthan, um zu lachen. In ganz Italien und im alten wie im neuen Griechenlande gibt es Griechen, Juden und Astrologen, die den Narren wunderthätige Papiere ver-

kaufen, Zaubermittel, die unverwundbar machen, und Fläschchen mit Galgenmännlein. In Deutschland, Frankreich, England und dem ganzen Norden fehlt die Nachfrage nach diesen Artikeln; aber dafür laboriren diese Länder an einer andern Narrheit, dem Stein der Weisen, und werden nie davon geheilt werden.

In dem Augenblick, wo mein Pergament verbrannt wurde, änderte sich das Wetter; nun dachte Niemand mehr daran, mich auszusetzen, und nach einer achttägigen mühseligen Schifffahrt landeten wir zu Corfu. Ich besorgte mir eine gute Wohnung und übergab dann alle meine Empfehlungsschreiben. Kaum hatte ich mich meinem Obristen und den Officieren vorgestellt, als ich nur daran dachte, mich bis zur Ankunft des Chevalier Venier, mit dem ich nach Konstantinopel reisen sollte, möglichst zu belustigen. Er traf erst Mitte Juli ein, und bis dahin hatte ich nicht nur im Bassettespiel all mein Geld verspielt, sondern oben ein meine Kleinodien verkaufen müssen. So geht es jedem Freund des Hazardspiels, wenn er nicht das Glück durch Berechnung

oder Kunst zu fesseln versteht. Und das kann ein verständiger Spieler ohne Schelmerei.

Den ganzen Monat hindurch, den ich in Corfu verlebte, bekümmerte ich mich weder in physischer noch moralischer Hinsicht um das Land. Wenn ich nicht auf der Wache war, hatte mich die Farobank im Caffeehause gefesselt, und natürlich verlor ich, weil ich mein Glück zwingen wollte. Nie kam ich mit dem Trost, gewonnen zu haben, nach Hause, und nie hatte ich die Kraft, eher aufzuhören, als bis Alles dahin war. Aber eine Satisfaction wurde mir. Immer hieß ich der schöne Spieler, wenn ich eine bedeutende Karte verloren.

In dieser trostlosen Lage erstand ich wie vom Tode, als die Kanonenschüsse die Ankunft des Consuls anmeldeten. Er war in der Europa, einem Kriegsschiff mit zwei und siebzig Kanonen, von Venedig angelangt. Kaum hatte man die Anker geworfen, als die Flagge der Republik Venedig aufgesteckt, und die des Statthalters von Corfu eingezogen ward. Ein ausgezeichnetes Gefolge begleitete den Chevalier Venier. Der Graf Anibal Gambara, Carlo Zenobio und

der Marchese Archetti gingen mit ihm bis Konstantinopel, um ihre Neugier zu befriedigen. Acht Tage vergingen unter Festen, Bällen, Mittags- und Abendschmäusen. Der Consul hatte die Erlaubniß für mich, ihn als Adjutant auf ein halbes Jahr nach Konstantinopel zu begleiten, schon ausgewirkt. So begab ich mich mit einer geringen Bagage nach dem Schiffe. Es lichtete am folgenden Morgen die Anker, und der Consul stieg in der Feluke des Statthalters an Bord. Die Segel wurden gespannt, derselbe Wind brachte uns nach Cerigo, und hier wurden mehrere Matrosen ausgesetzt, Wasser einzunehmen. Cerigo, welches das alte Athen seyn soll, zu sehen, erregte meine Neugier, und ich erbat die Erlaubniß, ans Land steigen zu dürfen. Ich hätte es nicht thun sollen, denn ich machte eine schlechte Bekanntschaft.

Zwei Männer von bedenklichem Aussehen und schlecht gekleidet sprachen mich und meinen Capitain, der mich begleitete, um ein Almosen an, nachdem sie auf Befragen Folgendes über sich ausgesagt.

Die Tyrannei des Raths der Zehen hat

uns verdammt, hier mit etwa noch vierzig Unglücklichen außerhalb der Staaten der Republik zu leben und vielleicht zu sterben. Unser angebliches Verbrechen besteht darin, daß wir unsere Geliebten nicht für uns allein zu besitzen verlangen und aus dieser Nachgiebigkeit auch wohl Vortheil ziehen, weil wir nicht reich sind. Man nannte das einen unerlaubten Verkehr, schickte uns mit täglich zehn Sous hierher und nennt uns Mangiamaroni. Wir sind übler daran, wie die Galeerensclaven; denn Langeweile und Hunger quälen und verzehren uns. Ich heiße Antonio Pocchini, bin Nobile von Padua, und meine Mutter ist aus dem Hause der berühmten Campo S. Piero.

Wir gaben ein Almosen, durchstreiften die Insel, besahen die Festung und kehrten an Bord zurück; von Pocchini aber werde ich nach funfzehn Jahren zu erzählen haben.

Ein ununterbrochen günstiger Wind brachte uns in acht Tagen zu den Dardanellen; von da gelangten wir auf türkischen Schiffen nach Konstantinopel. Der Anblick dieser Stadt, eine Stunde ehe man sich ihr naht, reißt zu Staunen und Bewunde-

rung hin. Die Welt kann nirgends ein schöneres Schauspiel darbieten. Der Verfall des römischen und der Anbeginn des griechischen Kaiserthums schreibt sich von dieser unvergleichlichen Lage her. Constantin der Große kam von der Meerseite nach Konstantinopel, rief hingerissen von dem Anblick, den Byzanz gewährt, hier sey der Sitz der Weltbeherrscher, und verließ, die Verkündigung wahr zu machen, Rom, um hier seinen Sitz zu gründen. Bekanntschaft mit der Prophezeiung des Horaz würde ihn von dieser Thorheit abgehalten haben. Der Dichter hatte gesagt, das römische Reich würde seinem Untergang entgegengehen, wenn ein Nachfolger Augusts auf den Gedanken gerathen sollte, seinen Sitz dahin zu verlegen, von wo es ausgegangen. Die Entfernung von Thracien und Troja ist nicht zu groß.

In der Mitte des Julius trafen wir zu Pera ein und bezogen den venetianischen Palast. Die Pest — ein seltener Fall — wüthete diesmal nicht, und wir erfreuten uns guter Wohnungen. Aber die Hitze bewog die Consuln und Agenten, ein Landhaus zu beziehen, das der Consul Dona

gemiethet hatte. Es lag zu Budjudkern. Der erste Befehl, der mir wurde, verpflichtete mich, nie wider Wissen des Consuls, noch ohne Janitscharen auszugehen, und ich beobachtete ihn pünctlich. Die Russen hatten noch nicht den Uebermuth der Türken gezähmt. Jetzt, höre ich, sollen die Fremden, wohin sie wollen, ohne Gefahr gehen können.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft ließ ich mich zum Osman Pascha von Caramanien führen. So nannte sich der Graf Bonneval nach seiner Apostasie.

Nachdem ich ihm meinen Brief überbringen lassen, ward ich in ein Zimmer des Erdgeschosses, im französischen Geschmack meublirt, eingelassen; und hier sah ich einen Herrn von großer Figur, ganz auf französische Weise gekleidet, sich erheben, um lächelnd mich zu fragen: was er in Konstantinopel für Jemand thun könne, den der Cardinal einer Kirche empfohlen, die er nicht mehr seine Mutter nennen könne. Statt der Antwort erzähle ich ihm den ganzen Vorfall, der mich in der Verzweiflung meines Herzens angetrieben, eine Empfehlung nach Konstantinopel mir zu erbitten.

8*

Seit ich sie erhalten, sey es mein Aberglaube geworden, ihm sie bringen zu müssen. —

So, fiel er ein, wären ohne diesen Brief Sie weder hierher gekommen, noch hätten Sie irgend ein Bedürfniß nach mir gehabt? —

Durchaus nicht, und doch macht es mich glücklich, in Ew. Excellenz einen Mann kennen zu lernen, von dem ganz Europa spricht und lange sprechen wird. —

Nach einigen Bemerkungen über die glückliche Lage eines jungen Menschen, der sorgen-, bestimmungs- und absichtslos, wie ich, sich dem Glück übergab, ohne zu hoffen oder zu fürchten, sagte er, der Brief des Cardinals verpflichte ihn zu einigen Gefälligkeiten, und er wolle mir die Bekanntschaft von drei bis vier seiner Freunde unter den Türken machen, die es verdienten. Er lud mich für immer auf den Donnerstag ein und versprach mir, einen Janitscharen zu schicken, der mich gegen die Beleidigungen des Pöbels schützen und mir alle Merkwürdigkeiten zeigen solle.

Da der Brief des Cardinals mich als Literator charakterisirte, stand er auf, mir seine

Bibliothek zu zeigen. Wir gingen durch den Garten in ein Zimmer voller Schränke, mit Gittern von Golddrath versehen, hinter welchen Vorhänge waren, und hinter diesen sollten sich die Bücher befinden. Aber wie mußte ich mit dem Pascha lachen, als ich, nachdem er die verschlossenen Wandschränke geöffnet, Flaschen mit allen möglichen Weinsorten erblickte! Dies, sagte er, ist meine Bibliothek und mein Serail. Denn in den Jahren, worin ich mich befinde, würden mir die Frauen das Leben abkürzen, der Wein aber erhält es mir, oder macht es mir wenigstens angenehm. —

Ew. Excellenz haben also eine Dispensation vom Mufti? —

Keineswegs. Was der Koran verbietet, darf ich nicht privilegiren, aber man sucht sich zu entschädigen. Die frommen Türken beklagen die Sünder, ohne sie zu verfolgen, und eine Inquisition haben wir nicht. Wer hier gegen die Religionsvorschriften handelt, ist, meinen sie, im künftigen Leben elend genug daran, ohne daß es nöthig wird, ihm hier noch Strafen aufzulegen. Die einzige Dispensation, deren ich be-

durfte, und die ich sogleich erhielt, betraf die bei Ihnen sogenannte Beschneidung, eine Ceremonie, die man zu beobachten pflegt, die aber nicht so genannt werden sollte. Mein Alter entschuldigte mich.

In den zwei Stunden, die ich mit ihm verlebte, erkundigte er sich nach mehreren Venetianern, seinen Freunden, vorzüglich nach Marc-Antonio Dieto. Ich antwortete, man liebe ihn noch und bedaure nur seine Apostasie. Er antwortete mir, daß er als Türke nicht anders, denn als Christ seyn und den Koran nicht besser, wie das Evangelium kennen würde. Ich, fuhr er fort, würde in diesem Augenblick gewiß ruhiger und glücklicher sterben, wie der Prinz Eugen. Ich sollte sagen, Gott sey Gott, und Mahomet sein Prophet. Ich habe es gesagt, und die Türken fragen nicht darnach, was ich gedacht. Den Turban trage ich wie die Uniform meines Herrn.

Er sagte, da er kein Handwerk außer dem Krieg habe, sey er erst, nachdem er jede Aussicht zum Lebensunterhalt verloren, auf den Gedanken gerathen, dem Großherrn als General-

Lieutenant zu dienen. In Venedig verzehrte die Suppe die Schüssel. Hätten die Juden mir funfzig tausend Mann geben wollen, würde ich Jerusalem belagert haben.

Bonneval war ein schöner Mann, nur etwas zu stark. Er war nach Asien verwiesen worden, aber nicht auf lange; denn die Cabalen, sagte er, währen in der Türkei nicht so lange, wie in Europa, namentlich am Hofe von **; und fügte noch hinzu, er habe lange nicht zwei so angenehme Stunden verlebt, wie jetzt mit mir. Dem Consul ließ er sich empfehlen, und dieser bedauerte sehr, seine Bekanntschaft nicht machen zu können.

Der dritte Tag war der zur Mittagsmahlzeit bestimmte Donnerstag. Der Janitschar blieb nicht aus, um elf Uhr führte er mich zum Pascha, den ich in türkischer Tracht fand. Bald darauf kamen seine Gäste, und wir machten eine muntre Tafel von acht Personen aus. Es wurde auf französische Weise gespeiset und servirt, der Koch war ein Renegat. Zwar hatte er mich Allen vorgestellt, doch erst gegen das Ende der Mahlzeit zog er mich in die Unterhal-

tung. Man sprach nur italienisch, und nie öffnete ein Türke den Mund, um dem Andern auch nur ein Wort in der Landessprache zu sagen. Jeder hatte eine Flasche zur Linken, worin eben so gut weißer Wein wie Meth seyn konnte. Ich trank, wie Bonneval, trefflichen weißen Burgunder.

Man ließ mich von Venedig, doch noch mehr von Rom erzählen, und das brachte die Religion auf das Tapet, nicht sowohl das Dogma, wie den Gottesdienst. Ein liebenswürdiger Türke, der, weil er Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, Effendi genannt wurde, sagte, der venetianische Gesandte sey sein Freund, und machte seine Lobeserhebungen. Ich stimmte ein und fügte hinzu, er habe mir einen Brief an einen seiner vertrautesten Freunde mitgegeben. Er fragte nach dem Namen; ich hatte ihn vergessen und zog daher meine Brieftasche hervor, um die Adresse des Briefes zu lesen. Es schmeichelte ihm, seinen Namen zu hören. Dann las er, nach erhaltner Erlaubniß, den Brief, küßte die Unterschrift und umarmte mich. Das gefiel Bonneval und der ganzen Gesellschaft. Der Effendi

Ismael verabredete mit dem Pascha, mich eines Tages zu ihm zu Mittag zu führen.

Bei diesem Mahle interessirte mich indeß nicht sowohl Ismael, als ein anderer schöner Mann von sechzig Jahren, auf dessen Gesicht Adel, Verstand und Wohlwollen glänzten. Seine Züge erkannte ich zwei Jahre später auf dem Bilde des venetianischen Senator Bragatio wieder, von dem ich noch zu reden habe. Alle meine Aeußerungen bei Tisch hatte er aufmerksam angehört, ohne ein Wort zu erwiedern. Ein Gast, dessen Wesen und Aeußeres interessirt, erregt, wenn er schweigt und man ihn nicht kennt, die Neugier über alle Maßen. Nach dem Essen, als wir das Zimmer verließen, fragte ich Bonneval nach ihm, und er sagte, es sey ein reicher, verständiger Philosoph, dessen Redlichkeit und Sittenreinheit seiner Religiosität Nichts nachgebe. Er rieth mir, seine Bekanntschaft zu pflegen, wenn er mir Gelegenheit dazu darböte.

Das gefiel mir, und nach einem Spaziergange setzte ich mich in einem nach Landessitte eingerichteten Saal auf einen Sopha, Jussuf

Ali, so hieß er, zur Seite. Er bot mir sogleich seine Pfeife an, die ich verbindlichst ablehnte, um die anzunehmen, welche der Diener des Pascha mir darbot. Unter Tabaksrauchern muß man mit rauchen oder sich entfernen; denn sonst bildet man sich ein, den Rauch einzuathmen, der Andern aus dem Munde zieht, und das ist ekelhaft.

Jussuf Ali, erfreut, mich neben sich zu sehen, begann eine Unterredung im Geiste der Gespräche bei Tisch und gedachte der Gründe, die mich den friedlichen geistlichen Stand mit dem eines Kriegers vertauschen lassen. Um seiner Neugier zu genügen, und doch nicht bei ihm zu verlieren, erzählte ich in der Kürze meine Lebensgeschichte. Denn ich glaubte ihn überzeugen zu müssen, daß nicht Beruf mich zum geistlichen Stande geführt. Er schien damit zufrieden, und als wir auf den Stoicismus zu sprechen kamen, ich aber den Fatalisten in ihm entdecken konnte, nahm ich mich in Acht, nicht zu streng diesen Letztern anzugreifen, und meine Einwendungen gefielen ihm, weil er sie widerlegen konnte. Vielleicht war es ihm Bedürfniß, mich als Schüler an

sich zu ziehen. Denn nachdem er mich eine Stunde lang katechesirt und meine Grundsätze angehört hatte, sagte er, daß er mich werth halte, zur Wahrheit zu gelangen, weil sie mich beschäftige, und ich mich noch nicht ihres Besitzes versichert zu halten scheine. Er lud mich darauf zu sich ein, indem er mir den Tag nannte, an welchem ich ihn nicht verfehlen würde. Doch gab er mir den Rath, erst mit dem Pascha darüber zu sprechen. Ich erwiederte, der Pascha habe mir schon seinen Charakter angepriesen; und so versprach ich, an einem bestimmten Tage ihn zu besuchen. Hierauf trennten wir uns.

Bonneval, dem ich dies Alles erzählte, billigte es vollkommen. Ein Gleiches thaten die Consuln, die mir den Rath gaben, jene Bekanntschaft ja in einem Lande fortzusetzen, das den Fremden mehr noch, wie mit der Pest, mit Langeweile martere.

Am bestimmten Tage begab ich mich zeitig zu Jussuf. Er war schon ausgegangen, und sein Gärtner, der angewiesen worden, mich zu empfangen, unterhielt mich zwei Stunden lang auf das angenehmste. Dieser, ein Neapolitaner,

zeigte mir alle Schönheiten im Garten seines Herrn, und ganz vorzüglich verweilte er bei den Blumen. Er war seit dreißig Jahren in des Muselmannes Diensten, und seine Unterhaltung verrieth eine gute Erziehung und Abkunft. Allein er gestand mir, daß er nicht lesen könne, Matrose gewesen sey, als er in die Sclaverei gerathen, und in Jussufs Diensten zu stehen, der Freiheit vorziehe. Ich hütete mich, ihn nach den Angelegenheiten seines Herrn zu befragen. Seine Verschwiegenheit hätte mich beschämen können.

Jussuf kam zu Pferde an. Nach den gewöhnlichen Bewillkommnungen nahmen wir in einem Pavillon des Gartens, dem Meere gegenüber, von einem die Hitze abkühlenden Winde umfächelt, das Mittagsmahl ein. Dieser Wind weht alle Tage zu denselben Stunden, kömmt von Nordwest und heißt Manstral. Wir aßen gut, und doch waren die Gerichte weder auserlesen, noch wichen sie von der Landesart ab. Ich trank Wasser und trefflichen Meth, den ich dem Weine vorzuziehen meinem Wirth versicherte, weil ich jenen damals wirklich selten trank. In=

dem ich den Meth zu mir nahm, machte ich die Bemerkung, daß ich die Muselmänner nicht beklagen könne, die sich, weil sie Wein tränken, Strafe zuzögen; denn sie müßten den Wein nur deswegen, weil er verboten sey, trinken. Er erwiederte, daß Viele ihn als Arzenei genössen, seit der Arzt des Großherrn diese Medicin, und mit ihr sich selbst in Aufnahme und Ansehn gebracht hätte. Seitdem wäre sein Herr fast beständig krank, eben weil er sich betränke. Meine Versicherung, daß bei uns die Trunkenheit selten und nur in den niedrigsten Volksclassen anzutreffen sey, erregte seine Verwunderung. Als er sein Befremden darüber aussprach, daß andere Religionen den Wein erlauben könnten, da er den Menschen den Gebrauch der Vernunft nehme, erwiederte ich, nur im Uebermaß des Genusses könne das Unrecht bestehen, und dies verböten alle Religionen. Auch wären die Wirkungen des Opiums denen des Weines gleich; darum sollte seine Religion dies gleichfalls verbieten. Er sagte darauf, in seinem ganzen Leben habe er weder Wein noch Opium zu sich genommen.

Nach dem Essen wurden Pfeifen und

und Tabak gebracht. Ein Jeder stopfte die seinige. Ich rauchte damals gern, warf aber aus. Nicht so Jussuf, und darum sagte er mir, der Tabak sey gut, und es wäre Schade, daß mir die balsamischen Theile entgingen, die der Auswurf wegnehme, den er nur erlaube, wenn der Tabak schlecht sey. Ich stimmte ihm bei und meinte, nur bei vollkommen gutem Tabak könne die Pfeife Genuß gewähren.

Guter Tabak gehört allerdings dazu, sagte er, aber ist nicht die Hauptsache. Er erfreut nur die Sinne, und die wahren Freuden sind die von den Sinnen unabhängigen der Seele. —

Ich kann, theurer Jussuf, erwiederte ich, mir kein Vergnügen denken, das die Seele ohne Zwischenkunft der Sinne genösse. —

Sage mir, ob Du ein Vergnügen empfindest, wenn Du die Pfeife stopfest? —

Allerdings. —

Welchem Sinne willst Du das beimessen, wenn nicht Deiner Seele? Doch laß uns weiter gehen! Bist Du, indem Du die Pfeife weglegst, nicht dann erst zufrieden, wenn Du sie

ganz ausgeraucht hast? Nicht wahr, es freut Dich, wenn Nichts mehr darin ist, denn Asche? —

Auch das ist richtig. —

Siehst Du! Schon zwei Genüsse, an denen Deine Sinne keinen Theil hatten. Nun errathe auch noch den dritten und größten! —

Der größte ist der Duft des Tabaks. —

Keinesweges. Das wäre ein Genuß des Geruches, der ein Sinn ist. —

Nun so weiß ich es nicht. —

Es ist der Anblick des Rauches. Du darfst ihn niemals aus der Pfeife, sondern nur in mäßigen Zwischenräumen, und nie zu oft aus dem Winkel des Mundes hervorsteigen sehen. Dies ist ein so großer Genuß, daß Du keinen Blinden mit Vergnügen wirst Tabak rauchen sehen. Versuche nur selbst einmal bei der Dunkelheit in Deinem Zimmer zu rauchen, und Du mußt die Pfeife, wie sie angezündet ist, weglegen. —

Du hast Recht. Aber erlaube mir, daß ich viele Genüsse meiner Sinne höher achte, wie die meiner Seele. —

So dachte ich vor vierzig Jahren auch. Aber nach vierzig Jahren wirst Du, wofern Du

weise bist, denken, wie ich. Alle Freuden, mein Sohn, welche die Leidenschaften erregen, beunruhigen die Seele und dürfen deshalb nicht Freuden heißen. —

Wenn sie mir aber so scheinen, dann sind sie es. —

Ich will es zugeben. Doch prüfe sie, nachdem der Genuß vorüber ist, und Du wirst finden, daß sie nicht rein sind. —

Das ist möglich. Doch weshalb soll ich mir eine Mühe machen, die mir eine empfundene Freude nur verkümmert? —

Es wird ein Alter kommen, wo Dir gerade diese Mühe Freude gewähren wird. —

So mußt Du, theurer Vater, das reife Alter der Jugend vorziehen. —

Sage nur dreist heraus, das Alter vorziehen. —

Du setzest mich in Staunen. Könntest Du die Jugend unglücklich verlebt haben? —

Keinesweges. Ich war gesund, froh und nie das Opfer meiner Leidenschaften. Aber was ich an meines Gleichen sah, ward mir eine gute Schule, um den Menschen kennen zu lernen

und selbst den Weg des Glücks zu wandeln. Nicht der ist der glücklichste Sterbliche, der am meisten, sondern der, welcher am würdigsten genießt, und die würdigsten Genüsse, ich wiederhole es, sind die, welche, weil sie nicht die Leidenschaften erregen, auch nicht den Frieden der Seele trüben. —

Das sind die Freuden, welche Du die reinen nennst? —

Der Anblick einer weiten mit Kräutern bedeckten Wiese, die grüne Farbe, die unser Prophet so anempfiehlt, erquickt mein Auge, und während dessen schwimmt mein Geist in einer so himmlischen Ruhe, daß ich mich dem Urheber der Dinge nahe fühle. Eben den Frieden, dieselbe Ruhe empfinde ich am Ufer eines Flusses, wenn ich das fließende Wasser vor mir vorüberrinnen sehe, ohne daß es sich meinen Blicken entzieht, oder die beständige Bewegung ihm die Klarheit raubt. Es stellt mir das Bild meines Lebens und die Ruhe dar, die ich demselben gleich der des Wassers wünsche, das ich betrachte, ohne seine Grenzen zu erblicken, die sich wohl erst am Ende seines Laufes darbieten.

So philosophirte dieser Türke, mit dem ich vier Stunden zubrachte. Er hatte von zwei Frauen zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste wohnte als reicher Kaufmann zu Salonichi, der zweite war im Serail des Großherrn in Dienst. Jener hatte sein Erbtheil überkommen, diesem verwaltete es ein Vormund. Die funfzehnjährige Tochter, Zelmi, sollte nach des Vaters Tode das, was ihm geblieben war, erben. Er hatte sie so erziehen lassen, daß sie Alles besaß, was das künftige Glück ihres Gemahls ausmachen konnte, und ich werde bald von ihr sprechen. Da seine Frauen seit fünf Jahren todt waren, hatte er eine dritte aus Scios geheirathet, die in erster Jugend und von äußerster Schönheit war; er hoffte aber seines Alters wegen weder Söhne noch Töchter mehr, und doch hatte er erst sechzig Jahr. Beim Abschied mußte ich versprechen, wenigstens einen Tag wöchentlich mit ihm zuzubringen.

Am Abend erwiederten die Consuln auf meinen Bericht, ich sey zu beneiden, daß ich hoffen könnte, drei angenehme Monate in einem Lande zuzubringen, worin es für sie nichts denn Langeweile gebe.

Vier Tage darauf führte mich Bonneval zur Mittagsmahlzeit zu Ismael, wo eine große Ausstellung von asiatischem Luxus meiner wartete. Aber weil die Gäste mehrentheils türkisch sprachen, ward uns beiden die Zeit lang. Ismael hatte es bemerkt und lud mich ein, ihn, so oft ich könne, zum Frühstück zu besuchen, es würde ihm Freude machen. Doch mich beschäftigte Jussuf, der bei meinem zweiten Besuch einen Charakter entfaltete, dem ich die höchste Verehrung zollen mußte.

Ich speisete nämlich, wie das erste Mal, mit ihm allein, und nachdem sich das Gespräch auf die Kunst gewendet hatte, hielt ich meine Meinung über einen Ausspruch des Koran nicht zurück, der den Islamiten die unschuldige Freude versagte, sich der Werke der Malerei und Bildhauerkunst zu erfreuen. Er entgegnete mir: Mahomet mußte als wahrhaft weiser Mann die Augen der Anhänger des Islam von allen Bildern ablenken. Bedenke, mein Sohn, daß alle Völker Götzendiener waren, die unser großer Prophet Gott kennen gelehrt. Der Mensch ist schwach, und er sinkt, wenn er denselben

Gegenstand wieder siehet, in seinen alten Irrthum zurück. —

Ich glaube nicht, ehrwürdiger Vater, daß jemals ein Volk ein Bild angebetet. Es hat den Gott verehrt, den das Bild vorstellte. —

Auch ich bin der Meinung. Wenn aber Gott nicht Stoff seyn kann, so muß den gewöhnlichen Menschenkräften Alles genommen werden, was auf eine solche Vorstellung von ihm leiten könnte. Ihr Christen seyd die Einzigen, die da glauben, sie könnten Gott sehen.

Du hast Recht, wir sind dessen gewiß, aber bedenke, nur durch den Glauben. —

Ich weiß es; aber ihr treibt auch Idololatrie. Denn was Ihr sehet, ist nur Stoff, und Ihr seyd, daß er dies sey, überzeugt, indem er Euch erscheint. Es wäre denn, daß der Glaube diese Erscheinung erschüttere. —

Der Himmel behüte mich, dies zu behaupten; vielmehr der Glaube bekräftigt sie. —

Das ist eine Täuschung, deren wir — Dank dem Himmel! — nicht bedürftig sind, und deren Nothwendigkeit kein Philosoph zu beweisen vermag. —

Dies ist keine philosophische, sondern eine weit darüber erhabene, theologische Frage. —

Du sprichst gerade wie unsre Gottesgelehrten, die sich jedoch von Euern darin unterscheiden, daß ihre Untersuchungen die Gegenstände nicht verdunkeln, sondern aufklären. —

Erwägt, theurer Jussuf, daß hier ein Mysterium im Spiel ist. —

Gott ist ein Mysterium, und ein so großes, daß der Mensch darüber schweigen muß. Gott ist die Einheit, und diesen Gott der Einheit hat uns der Prophet verkündet. Was kannst Du seinem Wesen hinzufügen, ohne die Einheit zu zerstören? Wir nennen ihn den Einigen, das heißt, er ist Einheit. Ihr sagt, er sey Einer und Drei zugleich. Das ist Widerspruch, Albernheit, Gottlosigkeit. —

Ein Mysterium ist es. —

Sprichst Du von Gott selbst, oder vom Begriff? Ich spreche vom Begriff; und der darf kein Mysterium seyn, denn die Vernunft muß ihn beweisen können. Was soll, mein Sohn, der gemeine Menschenverstand von einem Satze sagen, dessen Inhalt ein Widerspruch ist? Beweise mir, Drei sey nicht zu-

sammengesetzt, oder könne es nicht seyn, und ich werde Christ. —

Meine Religion gebietet mir zu glauben, ohne zu raisonniren, und ich muß zittern, wenn ich daran denke, daß irgend ein Raisonnement mich dem Glauben meines theuern Vaters abtrünnig machen könnte. Du mußt damit anfangen, mich zu überzeugen, daß er geirrt habe. Sage mir: Würde ich sein Andenken ehren, wenn ich mir zutrauen wollte, ich dürfte der Richter werden, der ihn zu verdammen vermöchte? —

Nach diesem Einwurf sah ich den edlen Jussuf verstummen. Nach einem Stillschweigen von zwei Minuten sagte er mir: mit dieser Gesinnung müsse ich Gott theuer und fürwahr prädestinirt seyn. Wenn ich mich aber im Irrthum befinden sollte, so wäre auch Gott allein es möglich, mich ihm zu entreißen. Denn er kenne nicht Einen unter den Gerechtesten, der meinen Ausspruch widerlegen könne. — Noch über andere Gegenstände sprachen wir auf das heiterste gestimmt, und er entließ mich am Abend mit den bündigsten Versicherungen reinster Freundschaft.

Auf dem Heimwege überlegte ich mir, wie

Alles wahr seyn könne, was Jussuf über das Wesen Gottes gesagt hatte; denn das Wesen aller Wesen mußte das einfachste seyn, und wie dennoch, wenn auch die christliche Religion eines Irrthums theilhaftig wäre, ich mich unmöglich zur muhamedanischen bekennen würde, selbst wenn sie eine richtigere Vorstellung von Gott gäbe, da — was mich zum Lachen brachte — sie ohnehin vom größten aller Betrüger herrühre. Doch daß Jussuf mich habe zum Proselyten machen wollen, kam mir nicht in den Sinn.

Als ich zum dritten Mal mit dem Muhamedaner speisete, und das Gespräch wieder auf die Religion fiel, fragte ich ihn: ob er gewiß sey, daß die seinige allein den Sterblichen zum ewigen Heile führen könne. Er antwortete: daß sie die einzige sey, wolle er nicht sagen, aber die christliche sey falsch, weil sie nie allgemein werden könne. —

Weshalb? fragte ich.

Weil im kleinsten Theil unsers Erdballes Wein und Brot anzutreffen ist. Der Koran dagegen kann überall befolgt werden. —

Ich wußte keine Antwort, und ohne gerade

bedacht zu seyn, mich vor Widerspruch zu hüten, sagte ich bei schicklichem Anlaß, Gott müsse, wenn er nicht Materie sey, Geist seyn.

Wir wissen, antwortete er, was er nicht ist, aber nicht, was er ist, und können deshalb nicht behaupten, daß er Geist sey, denn unsere Kenntniß von ihm ist nur eine abstracte. Gott ist nicht Materie; das ist Alles, was wir wissen, und nie werden wir Mehr wissen. —

Mir fiel Plato ein, der dasselbe gesagt, und doch hatte Jussuf gewiß nie den Plato gelesen. —

An demselben Tage sagte mir Jussuf: das Daseyn Gottes könne nur denen frommen, die davon überzeugt wären, und deshalb wären die Atheisten die unglücklichsten Menschen. Gott hat den Menschen sich ähnlich geschaffen, damit unter allen Creaturen eine fähig sey, seinem Wesen zu huldigen. Denn ohne den Menschen entbehre Gott eines Zeugen seiner Herrlichkeit, und deshalb habe der Mensch zu erwägen, wie seine erste Pflicht sey, ihn durch Gerechtigkeit und durch Vertrauen auf seine Vorsehung zu verherrlichen. Nie verläßt Gott den Sterblichen, der in der

Bedrängniß sich vor ihm niederwirft und seine Hülfe anflehet; aber den Unglücklichen, der das Gebet für überflüssig hält, läßt er in der Verzweiflung. —

Und doch gibt es glückliche Gottesleugner. —

Das ist wahr, aber ich muß sie trotz der Ruhe ihrer Seele beklagen, denn sie haben Nichts nach diesem Leben zu hoffen und können sich nicht über die Thiere erhaben erkennen. Dabei müssen sie in der Ungewißheit schmachten, wenn sie Philosophen sind; und sind sie es nicht, so fehlt ihnen im Ungemach jede Zuflucht. Kurz, Gott hat den Menschen so geschaffen, daß er nur dann glücklich seyn kann, wenn er Gottes Daseyn nicht bezweifelt. In jedem Zustand hat er ein Bedürfniß, dieses anzunehmen, und ohne dieses Bedürfniß hätte er dasselbe gar nicht angenommen. —

Aber dann möchte ich wissen, weshalb der Atheismus sich nur in den Systemen einiger Weltweisen ausbilden konnte, da kein Beispiel ihn uns als allgemeinen Glauben einer ganzen Nation zeigt? —

Weil der Arme richtiger weiß, was ihm noth

thut, wie der Reiche. Auch uns fehlt es nicht an Gottlosen, die der Gläubigen spotten, wenn sie mit Vertrauen nach Mecca wallfahrten. Die Unglücklichen! Sie sollten die alten Denkmale achten, die, indem sie die Achtung der Treuen erregen, ihren Glauben nähren und sie stärken, Widerwärtigkeiten zu tragen. Ohne jene Gegenstände des Trostes würde das unwissende Volk der Verzweiflung und allen Arten ihrer Ausbrüche anheimfallen. —

Jussuf erfreute die Aufmerksamkeit, mit der ich seiner Belehrung mich hingab, und er überließ sich dem Vergnügen, mich weiter zu führen. Ich fing an uneingeladen meinen Tag bei ihm zuzubringen, und das vermehrte seine Freundschaft.

An einem schönen Morgen ließ ich mich zu Ismael Effendi führen, um versprochnermaßen bei ihm zu frühstücken. Seine zu große Zärtlichkeit gab mir den Entschluß, ihn nicht wieder zu besuchen. Doch Herr Bonneval, dem ich Alles erzählte, behauptete, Jener habe ohne Zweifel nur der Höflichkeit Genüge leisten wollen, und ich müsse wieder zu ihm gehen.

Sechs Wochen nach meiner Bekanntschaft mit Jussuf fragte mich dieser, ob ich verheirathet sey, und meine Verneinung brachte das Gespräch auf die Keuschheit, die seiner Meinung nach nur als Enthaltsamkeit eine Tugend war, und die, weit entfernt davon, einen Werth für Gott zu haben, vielmehr ihm mißfallen müsse, weil sie das erste Gesetz, welches der Schöpfer den Menschen gegeben, verletze. Ich möchte wissen, sagte er, was die Keuschheit eurer Malteser bedeutet? Sie legen das Gelübde der Keuschheit ab. Das können sie nicht unbedingt erfüllen sollen; denn wäre dies nothwendig, so hätten es alle Christen gleich bei der Taufe ablegen müssen. Sie geloben demnach nur, sich nicht verehlichen zu wollen. Dann muß die Ehe der Keuschheit Eintrag thun, und doch gehört die Ehe zu euern Sacramenten. Die Malteser geloben also dasselbe, es wäre denn, daß sie die Werke des Fleisches, nur wenn Gott es ihnen erlaubt, vollbrächten. Aber Nichts hindert sie, solche heimlich zu begehen, da man ihnen sogar erlaubt, natürliche Kinder anzuerkennen, die sie nur durch ein doppeltes Verbrechen gezeugt haben können. Sie nen=

nen diese Kinder natürlich, als ob die Früchte einer geweihten Ehe es nicht auch wären! So kann das Gelübde der Keuschheit weder Gott, noch den Menschen, noch denen gefallen, die dasselbe ablegen.

Als ich sagte, daß ich nie ein eheliches Bündniß knüpfen würde, rief er mit Erstaunen aus: Dann bist Du entweder kein Mann, oder nur zum Schein ein Christ. —

Meiner Mannheit geht Nichts ab, und ich bin Christ. Das schöne Geschlecht liebe ich übrigens und verspreche mir mit ihm noch manchen Genuß. —

Dann wird Dich Deine Religion verdammen. —

Nein. Denn wenn wir unsere Sünden beichten, müssen unsere Priester uns lossprechen. —

Das weiß ich. Doch erwäge, wie beschränkt es ist, zu glauben, Gott werde Dir ein Vergehen vergeben, das Du vielleicht nie begingest, wenn Du nicht wüßtest, daß es Dir verziehen würde! Gott vergibt nur den Bereuenden. —

Gewiß; und die Beichte setzt Reue vor-

aus. Ohne sie fehlt der Absolution die Wirksamkeit. —

Auch die Selbstbefleckung ist bei euch ein Verbrechen. —

Ein noch größeres, wie unerlaubter Beischlaf. —

Ich weiß es zu meiner Verwunderung. Denn jeder Gesetzgeber scheint mir thöricht, der unausführbare Gesetze gibt. Was soll ein kräftiger junger Mensch ohne Frau beginnen? Soll er aus Enthaltsamkeit tödlich krank werden? —

Wir sind andrer Meinung. Wir glauben, daß Selbstbefleckung bei der Jugend die Fähigkeit zur Liebe untergrabe und ihr Leben abkürze. Deshalb nimmt man sie in Aufsicht. —

Eine alberne Aufsicht! Das Verbot gerade erregt den Reiz, ein so tyrannisch widernatürliches Gesetz zu brechen. —

Und doch muß hier jeder Mißbrauch die Gesundheit untergraben, den Körper aber entnerven und schwächen. —

Uebermaß wird nicht entstehen, wenn kein Verbot einen falschen Reiz erregt. Wenn ihr

die Mädchen nicht hindert, weshalb hindert ihr die Knaben? —

Die Gefahr ist bei ihnen geringer, der Verlust der Lebenskraft nicht so groß.

Davon verstehe ich Nichts, doch unsere Aerzte sind anderer Meinung. —

Nach diesem und andern Gesprächen, in denen Jussuf mit mir einer oder verschiedner Meinung war, that er mir, wenn auch nicht buchstäblich, doch ohngefähr in folgenden Worten einen Vorschlag, der mich in Verwunderung setzen mußte.

Ich habe zwei Söhne und eine Tochter. Die Söhne, welche ihr Erbtheil bereits erhalten, kümmern mich nicht mehr; aber Alles, was ich noch besitze, erbt meine Tochter, und ich kann dem, der sie heirathet, während ich noch lebe, einen Glückszustand bereiten. Seit fünf Jahren habe ich abermals eine junge Frau genommen, doch darf ich meines Alters wegen nicht auf Nachkommen rechnen. Meine Tochter Zelmi ist funfzehn Jahr alt, schön, von braunen Augen und Haaren, ganz wie ihre Mutter, groß, trefflich gewachsen, und die Sanftmuth selbst. Ich

habe ihr eine Erziehung gegeben, die sie der Liebe des Großherrn würdig machen könnte. Sie spricht griechisch und italienisch, singt zur Harfe, zeichnet, stickt und ist beständig heiter. Kein Mann in der Welt kann sich rühmen, jemals ihre Gestalt gesehen zu haben, und sie liebt mich so, daß sie keinen andern Willen kennt, wie den meinen. Es ist ein Schatz, und dir biete ich ihn an, wenn Du ein Jahr lang zu Adrianopel bei einem meiner Verwandten leben willst, um dort unsere Sprache, Sitten und Gebräuche zu lernen. Nach dieser Frist kehrst Du zurück. So wie Du Dich zum Muselmann bekannt hast, wird meine Tochter Deine Frau, Du befindest Dich im Besitz eines Hauses, mehrerer Sclaven und eines Einkommens, welches Dich im Ueberfluß leben läßt. Nicht in diesem Augenblick erwarte ich Deine Erklärung auf meinen Antrag, Du magst sie mir morgen geben, oder wenn Du sonst willst. Ich setze Dir keine Frist. Antworte mir, sobald Dein innerer Genius Dich dazu treibt, und willst Du mein Anerbieten überhaupt nicht annehmen, so brauchen wir nicht weiter darüber zu sprechen. Ich gebe Dir den

Rath, der Sache dann nicht ferner zu gedenken. Denn seitdem ich dies Saamenkorn in Deine Seele gelegt, thust Du gut, alle Sorgen von Dir zu entfernen. Gerade dann wirst Du dem Willen des Himmels folgen und erfüllen, was er über Dich verhängt hat. Wie ich Dich kenne, fehlt Dir nur noch Zelmi, um glücklich zu seyn. Ich sehe im voraus, Du wirst eine Säule des ottomanischen Reichs werden.

Nach diesen Worten verließ mich Osman, zum Zeichen, daß er keine Antwort verlange. Während meines Rückgehens hatte Jussufs Vorschlag mich so beschäftigt, daß ich den Weg, den ich gemacht, gar nicht gewahrgeworden war. Die Consuln fanden mich nachdenkend, auch Bonneval, der nach der Ursache meines Schweigens fragte. Aber ich hütete mich sie zu verrathen, Jussufs Worte hatte ich zu wahr gefunden. Die Sache war zu wichtig, als daß ich sie irgend wem mittheilen, ja daß ich selbst eher daran denken durfte, als bis der Augenblick der Ruhe gekommen seyn würde, in dem kein Lüftchen das Gleichgewicht an der Waage meiner Entscheidung änderte. Alle Leiden-

schaften mußten schweigen, alle Anlockungen und Vorurtheile, selbst jedes persönliche Interesse verstummen. Und doch überraschte ich mich schon beim nächsten Erwachen bei einem leichten Ueberlegen. Ich sah, ich mußte jede Berathschlagung entfernen, wenn ich mich entschließen wollte, ohne mit mir zu Rathe gegangen zu seyn. Hier galt es das sequere deam *) der Stoiker.

Vier Tage verstrichen, ohne daß ich zu Jussuf ging, und als ich ihn am fünften besuchte, waren wir sehr munter. Wir dachten nicht daran, der Sache mit einem Worte zu erwähnen, und doch mußten wir ihrer eingedenk seyn. So gingen vierzehn Tage hin, und unser Schweigen kam weder von Verstellung, noch einer anderen Maxime sonstiger Art, die unserer gegenseitigen Freundschaft und Achtung widersprochen hätte. Als Jussuf gelegentlich äußerte, er vermuthe, ich habe seinen Antrag irgend wem mitgetheilt, um mich mit einem guten Rathe zu waffnen, antwortete ich ihm, meine Ueberzeugung sey, daß ich in einer so wichtigen Sache keines

*) Ueberlaß dich Gottes Führung!

Menschen Rath folgen dürfe. Ich habe sie Gott übergeben, erwiederte ich, und da ich ihm unbedingt vertraue, weiß ich, daß ich das Beste thue, ich mag nun Dein Sohn werden, oder bleiben, wie ich bin. Dennoch beschäftigt der Gedanke früh und spät mein Gemüth, wenn ich mir selbst überlassen und dann in größter Ruhe bin. Habe ich mich entschieden, so werde ich nur Dir es anvertrauen und von dem Augenblick an Dich wie meinen Vater behandeln.

Bei diesen Worten sah ich Thränen aus seinen Augen stürzen. Er legte seine linke Hand auf mein Haupt, den zweiten und dritten Finger der Rechten aber auf die Mitte meiner Stirn, indem er sagte: So fahre fort, und Du wirst Dich niemals irren! Ich äußerte, es sey möglich, daß ich seiner Tochter mißfallen würde, und er versetzte: Meine Tochter liebt Dich, sie hat Dich gesehen, und sie sieht Dich in Gesellschaft meiner Frau und ihrer Erzieherin jedesmal, wenn wir mit einander speisen. Sie hört Dich mit vielem Vergnügen sprechen. —

Aber sie weiß nicht, daß Du sie zu meiner Frau machen willst. —

Sie weiß, daß ich wünsche, Dich zum Gläubigen zu machen, damit Du Dein Schicksal mit ihrem verknüpfen könnest. —

Ich danke Dir, daß Du mich Deine Tochter nicht sehen lassen; denn sie hätte mich verblenden können, und dann möchte die Leidenschaft der Waage den Ausschlag geben, ich aber könnte mich nicht mehr rühmen, mich aus wahrer Herzensreinheit entschieden zu haben.

Jussuf war außer sich vor Freude, mich so reden zu hören, und ich sprach nicht als Heuchler, sondern aufrichtig. Der Gedanke allein, Zelmi zu sehen, machte mich schaudern. Ich war gewiß, daß ich nicht Anstand genommen haben würde, Muselmann zu werden, sobald sie meine Liebe erweckte, wogegen ich eben so sicher seyn konnte, daß ohnedem ich keinen solchen Schritt gethan hätte, der übrigens für mich nichts Anlockendes besaß, der vielmehr mir mein Leben für die Gegenwart und Zukunft in ein bedenkliches Licht stellte. Reichthum hatte ich durch die Vermittlung des Glücks in jedem andern europäischen Lande eben so gut zu erwarten, ohne daß es einer entehrenden Religions-

veränderung bedurfte, welche mir die Verachtung Aller zuzog, die mich kannten, und die mich achteten. Der schönen Hoffnung, unter gebildeten Nationen, entweder als Künstler, oder Gelehrter, oder auf andere Weise berühmt zu werden, konnte ich nicht entsagen, noch mir vielleicht zugedachte Triumphe Andern meines Gleichen gönnen. Den Turban zu nehmen, schien mir — und ich irrte nicht — nur den Verzweifelnden, zu denen ich mich nicht rechnete, geziemend. Am meisten widerstand mir aber das Jahr in Adrianopel, um dort eine barbarische Sprache zu erlernen, für die ich keinen Sinn hatte, und in der ich es nie zur Vollkommenheit bringen würde. Auch den Ruhm eines guten Redners, den ich schon mehrere Male eingeärntet, mochte ich nicht aufgeben. Und wenn dann endlich der reizenden Zelmi in meinen Augen die Reize fehlten, wäre ich nicht unglücklich geworden? Jussuf konnte noch zwanzig Jahre leben, die Achtung und Dankbarkeit aber, die ich dem wohlwollenden Greise schuldig war, hätten mir verboten, ihn durch verminderte Liebe zu seiner Tochter zu kränken. Dies waren meine Betrachtungen, die Jussuf

nicht errieth, und die ich keinen Anlaß hatte, ihm auszusprechen.

Einige Tage nachher speisete ich wieder mit Ismael bei Pascha Osman. Er gab mir Zeichen von Freundschaft, die ich erwiederte, indem ich über seine Vorwürfe wegen meines Ausbleibens beim Frühstück hinwegglitt. Ich mußte mit Bonneval einige Tage später bei ihm zu Mittag essen, und nach der Mahlzeit ward mir ein angenehmes Schauspiel zu Theil. Neapolitanische Sclaven beiderlei Geschlechts führten eine Pantomime und einen calabrischen Tanz auf. Das brachte Bonneval auf den venetianischen Tanz Furlano, und Ismael wünschte ihn zu sehen. Ich erwiederte ihm, ohne eine Tänzerin aus meinem Vaterlande und eine Violine, auf der die Weise dazu gespielt würde, sey das nicht möglich. Ich nahm eine Violine und spielte. Hätte sich nun auch die Tänzerin gefunden, so war das noch nicht hinreichend, weil ich nicht zugleich spielen und tanzen konnte. Darauf stand Ismael auf, um heimlich mit einem Verschnittenen zu sprechen. Dieser entfernte

sich, kam aber nach einigen Minuten zurück, um seinem Gebieter Etwas in's Ohr zu flüstern, und dieser sagte mir, die Tänzerin sey gefunden. Darauf versetzte ich, den Violinspieler wolle ich herbeischaffen, wenn er Jemand mit einem Zettelchen in das Haus der Republik Venedig schicken könne. Das geschah. Ich schrieb und sandte meinen Brief ab; nach einer halben Stunde kam der Kammerdiener des Consuls Dona mit seiner Violine. Nun ward eine Thür am Ende des Saals geöffnet, und eine schöne Frau mit einer ovalen Maske von schwarzem Sammt, die in Venedig Moretta heißt, trat daraus hervor. Die ganze Gesellschaft war durch diese Erscheinung hingerissen und bezaubert. Denn an Gestalt und Anzug ließ sich kein schöneres Geschöpf denken. Sie trat in der Stellung einer Tänzerin auf, ich begleite sie, und der Furlano wird sechsmal nach einander getanzt. Aber nun war ich ohne Athem, denn es gibt keinen heftigern Nationaltanz. Doch die Schöne dastehend, als sey sie nicht im geringsten müde, scheint mich herauszufordern zu wollen. Bei der Runde des Ballets ist es, als ob sie in den Lüften schwebe. Dies

Ballet ermüdet am meisten, und ich war meiner vor Bewunderung nicht mehr mächtig. Ich wüßte nicht, daß ich den Tanz jemals in Venedig so schön ausführen gesehen hätte. Nach einer kurzen Ruhe nahte ich mich ihr abermals, einigermaßen beschämt wegen meiner Ermüdung, und sagte, ancora sei, e poi basta, se non volete vedermi a morire (noch sechs Tänze und dann Ruhe, wenn Ihr mich nicht wollt sterben sehen). Vielleicht würde sie mir geantwortet haben, wenn die Maske es ihr erlaubt hätte; aber sie sagte mir genug durch das Händedrücken, welches Niemand gewahr werden konnte. Nach den zweiten sechs Tänzen öffnete der Verschnittene dieselbe Thür, und sie verschwand.

Ismael erschöpfte sich in Danksagungen, aber ich hatte zu danken, denn dies war mein erster wahrer Genuß in Konstantinopel gewesen. Ich fragte ihn, ob die Schöne aus Venedig sey, und er antwortete mit einem schlauen Lächeln. Gegen Abend gingen wir aus einander.

Der gute Mann, fing Herr von Bonneval an, ist heut das Opfer seiner Freigebigkeit geworden, und gewiß reut es ihn sehr, daß er

Sie mit der Sclavin hat tanzen lassen. Nach dem Vorurtheil, welches hier herrscht, hat das, was er heut gethan, seinen Ruf erschüttert, und ich rathe Ihnen, auf Ihrer Hut zu seyn. Gewiß haben Sie der Schönen gefallen, und sie leitet einen Liebeshandel ein. Seyn sie behutsam! Dergleichen kann nach den Sitten des Landes gefährlich werden.

Ich versprach jedem Abenteuer auszuweichen; doch ich hielt nicht Wort. Vier Tage darauf bietet mir eine alte Sclavin, der ich auf der Straße begegne, einen goldgestickten Tabaksbeutel für einen Piaster an, und indem sie mir denselben in die Hand gibt, läßt sie mir merken, daß er einen Brief enthalte. Zugleich bemerke ich, daß sie den Augen des Janitscharen entweichen will, der hinter mir ging. So bezahle ich, sie entfernt sich, und ich gehe meines Wegs nach Jussufs Hause zu. Weil er abwesend ist, spaziere ich in seinem Garten. Der Brief war versiegelt, ohne Aufschrift, und die Sclavin konnte sich geirrt haben. Das vermehrte meine Neugierde. Was ich in gutem Italienisch richtig geschrieben las, lautete so in der Uebersetzung.

„Wenn Ihr begierig seyd, diejenige zu sehen, die mit Euch den Furlano getanzt hat, so kommt heute Abend in den Garten zum Bassin und fordert, um Bekanntschaft mit der alten Sclavin des Gärtners zu machen, einen Becher Limonade. Vielleicht könnt Ihr mich sehen, ohne Gefahr zu besorgen, selbst wenn Ismael Euch begegnete. Ich bin eine Venetianerin; nur zeigt ja diese Aufforderung keinem Menschen!"

„So dumm bin ich nicht, meine theure Landsmännin!" Das rief ich im Entzücken meines Herzens laut aus, als stände sie vor mir, indem ich den Brief zu mir steckte. Aber in dem Augenblick tritt eine alte Frau aus dem Bosquet hervor und fragt, was ich wolle, und wie ich sie habe ansichtig werden können. Lachend sage ich, mit der Luft hätte ich gesprochen und nicht vermuthet, gehört zu werden. Doch sie erwiedert ohne Weiteres, sie freue sich, mich zu sprechen. Sie sey Römerin, habe Zelmi erzogen und ihr im Singen und Harfenspiele Unterricht gegeben. Nun rühmte sie mir die Schönheit und Vortrefflichkeiten ihrer Pflegbefohlnen, indem sie versicherte, ich würde mich in sie ver-

lieben, wenn ich sie sähe, und es verdrösse sie, daß mir das nicht erlaubt sey. Sie sieht uns jetzt, sagte sie, hinter jenen grünen Fensterladen, und wir lieben Euch, seitdem uns Jussuf gesagt, daß Ihr nach Eurer Rückkehr von Adrianopel vielleicht Zelmi's Gemahl werden könntet.

Ich fragte nun, ob ich zu Jussuf von der Mittheilung sprechen dürfe, die sie mir eben gemacht, und ihr Verwirren war genug, mich zu belehren, sie würde mir das Vergnügen ihre reizende Pflegbefohlne zu sehen gewähren, ohne daß ich sehr in sie zu dringen nöthig hätte. Der Gedanke, Jussuf entgegen zu handeln, und die Furcht vor dem Labyrinth, worein ich gerathen konnte, blieben mir nicht fern, der Turban, den ich von weitem sah, schreckte mich.

Indem trat Jussuf zu mir, und er schien nicht erzürnt wegen meiner Unterhaltung mit der Römerin. Er wünschte mir zu dem Vergnügen Glück, welches mir der Tanz mit einer der Schönheiten aus dem Harem des wollüstigen Ismael gemacht haben müsse. —

Das scheint eine merkwürdige Begebenheit zu seyn, weil man davon spricht. —

Es ist eine Seltenheit. Denn es herrscht bei uns das Vorurtheil, man müsse die Schönheiten, die man besitzt, nicht den Augen der Neidischen preisgeben. Aber Jeder kann in seinem eigenen Hause thun, was er will, und Ismael ist liebenswürdig und klug. —

Kennt man die Schöne, mit der ich getanzt habe? —

Ich glaube nicht. Auch war sie maskirt, und Ismael hat ein halbes Dutzend sehr schöner Mädchen. —

Wir brachten den Tag angenehm zu, und beim Weggehen ließ ich mich zu Ismael führen, der in demselben Quartier wohnte. Weil man mich kannte, ließ man mich ein. Ich nahm den im Briefe angegebenen Weg. Der Verschnittene ward mich gewahr, trat zu mir und sagte: Ismael sey zwar nicht zu Hause, doch es würde ihn freuen, zu hören, ich sey in seinem Garten spazieren gegangen. Ich äußerte, daß mir ein Becher Limonade willkommen seyn würde, und er führte mich zum Kiosk, wo ich die alte Sclavin wieder erkannte. Der Verschnittene verschaffte mir einen trefflichen Trunk, hinderte mich aber, der Alten

ein Stück Silbergeld zu geben. Wir gingen auf und ab am Bassin, doch unerwartet sagte der Sclave, wir müßten auf der Stelle umkehren, weil sich drei Frauen zeigten, denen auszuweichen, der Anstand verlange. Ich dankte und trug ihm meine Empfehlungen an Ismael auf. Dann ging ich nach Hause, nicht unzufrieden mit dem Spaziergang, und in der Hoffnung, es würde sich das nächste Mal besser fügen.

Am folgenden Tage schon erhielt ich von Ismael ein Schreiben, welches mich auf den nächsten Abend einlud, mit ihm beim Mondenschein bis zum Anbruch der Nacht zu angeln. Ich hoffte, mir würde werden, was ich wünschte. Es schien mir möglich, Ismael wolle mich in Gesellschaft seiner Venetianerin sehen, und die Gewißheit seiner Gegenwart schreckte mich nicht ab. Der Chevalier Venier, den ich um die Erlaubniß bat, die Nacht ausbleiben zu dürfen, ertheilte sie ungern; denn er besorgte ein Abenteuer. Ich hätte ihn beruhigen können, wenn ich Alles erzählte. Aber Verschwiegenheit schien mir höchst nothwendig.

Zur bestimmten Stunde war ich bei dem

Türken. Sein Empfang verrieth die herzlichste Freundschaft, aber mich wunderte es, daß ich mit ihm allein in das Schiff stieg. Es hatte zwei Ruderer und einen Steuermann. Wir genossen einige gebratene Fische mit Oel in einem Kiosk bei einem Mondenlicht, welches die Nacht heller wie den Tag machte. Ich hatte schon Anlaß gefunden, Neigungen bei ihm zu vermuthen, die mich wegen der Gesellschaft mit ihm allein beunruhigten. Aber bald lösete sich Alles. Sprich leise, sagte er, ich höre ein Geräusch, das uns einen angenehmen Anblick verspricht. Nun schickte er seine Leute weg und nahm mich bei der Hand. Wir wollen in das Cabinet dort gehen, zu dem ich glücklicherweise den Schlüssel bei mir trage. Aber wir dürfen kein Geräusch machen. Das Cabinet hat ein Fenster, welches auf das Bassin stößt, worin sich jetzt einige meiner Frauen baden. Wir werden sie sehen und ein schönes Schauspiel genießen, denn sie denken nicht daran, belauscht zu werden. Sie wissen, daß außer mir dieser Ort aller Welt unzugänglich ist. So öffnete er das Cabinet und führte mich bei der Hand in das Dunkel. Wir über-

sahen das Bassin seiner ganzen Länge nach, erhellt vom Monde, der sich uns selbst, weil wir im Schatten waren, verbarg. Drei Mädchen, völlig entkleidet, zeigten sich unsern Blicken. Bald schwammen sie, bald erhoben sie sich über dem Wasser und traten auf Stufen von Marmor, wo sie sich, hier stehend, dort sitzend zeigten, um sich in den mannichfaltigsten Stellungen abzutrocknen. Das reizende Schauspiel mußte mich auf eine Weise entflammen, deren Folgen Ismael so zu belustigen schienen, daß ich bemerkte, er habe mich bezahlen wollen. In der Entfernung, worin ich mich von den Schönen befand, konnte ich meine Venetianerin nicht herausfinden und mußte alle Qualen solcher Entfernung tragen. Doch ich überlasse dem Leser, zu beurtheilen, wer von uns beiden am meisten seine Rechnung gefunden. Nach meiner Meinung stand die Waage im Gleichgewicht. Ich aber mied Ismael seitdem und erzählte die Geschichte nicht weiter. Die drei Sirenen entfernten sich, und ich trennte mich von dem Muselmann, nachdem wir noch auserlesene Confituren und einige Schaalen Caffee zu uns genommen.

Einige Tage darauf kam ich früher, wie gewöhnlich, zu Jussuf. Weil ein Regen mich im Garten spazieren zu gehen hinderte, trat ich in den Speisesaal, wo ich sonst Niemand angetroffen hatte. Doch kaum zeige ich mich, so erhebt sich eine sehr schöne Frau und bedeckt ihr Gesicht mit einem dichten Schleier, den sie von der Stirn herabfallen läßt. Eine Sclavin am Fenster, welche uns den Rücken zuwendend stickte, blieb sitzen. Ich bitte um Verzeihung und mache Miene, mich zu entfernen. Allein sie hindert es, indem sie mit himmlischer Stimme in gutem Italienisch sagt: Jussuf habe, als er weggegangen, ihr aufgetragen, mich zu unterhalten. Darauf nöthigt sie mich zum Niedersitzen, indem sie auf ein Kissen zeigt, und ich gehorche. Darauf kreuzt sie die Beine und setzt sich auf einen andern Polster, mir gegenüber. Ich bilde mir ein, Zelmi vor Augen zu haben, weil Jussuf sich entschlossen, mir an den Tag zu legen, daß er an Freundschaftlichkeit Ismael wenig nachstehe. Nur daß er sich dadurch selbst widersprach, und daß, indem er mich verliebt machte, er den Einfluß einer reinen Gemüthsstimmung auf mei-

nen Entschluß trübte, verwundert mich. Dennoch finde ich mich außer Gefahr, weil ich das Gesicht der Schönen hätte sehen müssen, um mich zu entscheiden. Du scheinst, fing die Verschleierte an, nicht zu wissen, wer ich bin. —

Ich kann es nicht errathen. —

Ich bin seit fünf Jahren Deines Freundes Frau und auf Scios geboren. In meinem dreizehnten Jahre heirathete er mich. —

Daß Jussuf so weit ging, mir eine Unterredung mit seiner Frau zu gönnen, verwunderte mich nicht wenig, und froh darüber, wollte ich sehen, wohin das führen würde. Aber dazu war nöthig, daß ich das Gesicht erblickte. Denn eine schöne weibliche Gestalt in Kleidern, ohne daß man den Kopf sieht, erweckt nur flüchtige Wünsche, die dem Strohfeuer gleichen. Ich sah ein schönes Bild, aber keine Seele, der Schleier entzog mir die Augen. Ich erblickte die weißen schön geformten Arme, die mich blendeten, und Hände, denen der Alcina gleich, dove ne nodo appar, nè vena eccede*). Hiernach

---

*) Hier wies keine Muskel sich, schwoll keine Ader.

stellte ich mir das Uebrige vor, dessen Umrisse die weichen Falten des Mousselin wenig verhüllten. Aber wie schön es auch seyn mochte, ihre Augen sollten mir das Gefühl geben, daß alles dieses lebe. Die morgenländische Kleidung zeigt jedes Glied ungleich mehr, sie verbirgt dem Verlangen nichts und gleicht einem schönen Firniß auf einer Vase von sächsischem Porzellan, der die Farben der Blumen und Gestalten nicht dem Auge, nur dem Gefühl entzieht. Die Schöne war nicht als Sultanin gekleidet, sondern in der Tracht von Scios, einem Rock, der die Hälfte der Beine, die Gestalt der Schenkel und den Bau von Hüften zeigte, aus deren Fülle eine Taille von seltner Schlankheit hervorstieg, welche ein blauer Gürtel, mit silbernen Arabesken gestickt, zusammenhielt. Die leisen, oft ungleichen Bewegungen der schön gewölbten Brust verriethen, daß jene Hügel lebten, zwischen deren getrennten Höhen Fluthen von Milch zu wogen schienen, die meine durstigen Lippen hätten austrinken mögen

Hingerissen von Bewunderung, streckte ich meinen Arm aus, und meine verwegene Hand hätte den Schleier aufgehoben, wäre sie nicht

von der Schönen zurückgestoßen worden, die sich in demselben Augenblicke erhob, um mit einer Stimme, die so niederschlagend war wie ihre Gestalt, meine treulose Kühnheit zu strafen.

Verdienst Du, sagte sie, Jussufs Freundschaft, wenn Du die Gastfreiheit durch Beleidigungen seiner Frau verletzest? —

Ihr dürft mir vergeben, sagte ich. Bei uns darf der Niedrigste seine Augen auf das Antlitz einer Königin richten. —

Aber nicht, wenn ein Schleier dasselbe deckt, diesen wegheben. Jussuf wird mich rächen. —

Diese Worte erschreckten mich, daß ich zu ihren Füßen stürzte und ihr so viel sagte, bis sie sich beruhigte, mich aufforderte, wieder niederzusitzen, und sich selbst setzte, im Kreuzen ihrer Beine Reize enthüllend, die mich, hätte der Anblick länger gedauert, zu neuer Verwegenheit hingerissen haben würden. Ich that unrecht und bereute es nachher.

Du bist in Flammen, sagte sie. —

Wie sollte ich es nicht seyn, wenn Du mich entzündest? antwortete ich. —

Nachdem ich wieder zur Besinnung gekom-

men, setzte ich mich zu ihr, ohne weiter an ihr Antlitz zu denken, als sie sagte: Dort kömmt Jussuf! Er trat ein, wir standen auf, und er begrüßte mich. Ich stattete meinen Dank ab, die Sclavin ging mit ihrer Stickerei davon, und er lobte seine Frau, daß sie mir Gesellschaft geleistet. Darauf reicht er ihr den Arm, um sie wieder in ihr Gemach zu führen. An der Thür hebt sie den Schleier auf, um ihren Gemahl zu küssen, und läßt mich ihr Profil sehen, indem sie thut, als bemerke sie es nicht. Bis zum letzten Zimmer verfolgten sie meine Augen. Bei der Rückkunft sagte Jussuf, seine Frau habe sich erboten, mit uns zu speisen. Ich glaubte mich in Zelmi's Gesellschaft befunden zu haben, sagte ich. Das wäre gegen die guten Sitten bei uns gewesen. Was ich gethan, war wenig. Aber ich kenne keinen Mann von gutem Ruf, der seine eigene Tochter einem Fremden hätte Gesellschaft leisten lassen. —

Deine Frau scheint mir schön. — Uebertrifft sie Zelmi? —

Die Schönheit meiner Tochter ist lächelnder und doch sanft, die Sophiens stolzer. Sie wird

nach meinem Tode glücklich seyn. Wer sie heirathet, findet eine Jungfrau. —

Als ich Hrn. v. Bonneval dies erzählte und von meiner Gefahr beim Aufheben des Schleiers sprach, meinte er, ich habe nichts zu fürchten gehabt; die Griechin habe sich durch die tragikomische Scene lustig über mich machen wollen und gewiß mehr von mir erwartet. Mein Benehmen eines Novizen würde ihr nicht sonderlich behagt, noch ihr eine gute Meinung von den Italienern gegeben haben. Der sittsamsten Türkin wohnt die Schaam nur auf dem Gesicht; unterm Schleier erröthet sie nie; so ist es auch mit Jussufs Frau. —

Sie ist Jungfrau. —

Schwerlich; ich kenne die Mädchen von Scios. Sie geben sich dafür aus. —

Jussuf erwies mir eine Höflichkeit dieser Art zum zweiten Male nicht wieder. Nach einigen Tagen traf er mich im Laden eines Armeniers, wo ich mehrere Waaren besah, die ich zu theuer fand, so daß ich mich entschloß, sie nicht zu kaufen. Jussuf, nachdem er alles gesehen, was ich zu theuer gefunden, lobte meinen Geschmack,

meinte, es sey nicht zu theuer, und kaufte alles, indem er mich verließ. Am andern Morgen sandte er es mir zum Geschenk, und, damit ich dieses nicht ablehnen möchte, begleitete dasselbe ein hübscher Brief, der mir sagte, in Corfu würde ich erfahren, wem ich das Ueberschickte abzugeben habe. Es waren Goldstoffe zu Damenkleidern, Geldbeutel, Brieftaschen, Gürtel, Scherpen, Tücher und Tabakspfeifen. Es mochte zwischen vier und fünf hundert Piaster werth seyn. Als ich meinen Dank abstatten wollte, nöthigte ich ihn einzugestehen, daß es ein Geschenk sey.

Am Abend vor meiner Abreise sah ich den wackern Greis bei meinem Abschiede Thränen vergießen, welche durch die meinigen erwiedert wurden. Er sagte mir, dadurch, daß ich sein Anerbieten nicht angenommen, habe ich mir seine Achtung eben so sehr erworben, als wenn ich seinen Vorschlag eingegangen wäre. In dem Schiffe, worauf ich mit dem Consul Dona abreisete, fand ich noch eine Kiste mit zwei Centnern Mocca-Caffee, hundert Pfund Tabak in kleinen aufgerollten Blättern und zwei große Flaschen, eine mit Tabak Zapendi, eine mit Cammusaden ange-

füllt, außerdem ein Pfeifenrohr von Orduin mit goldner Verzierung, das ich in Corfu für hundert Zechinen verkaufte. Erst in Corfu konnte ich ihm schriftlich danken; hier machte das, was ich aus dem Verkauf dieser Geschenke lösete, mein ganzes Vermögen aus.

Ismael hatte mir einen Brief an den Chevalier da Lezze mitgegeben, den ich verloren, und ein Fäßchen Meth, das ich verkaufte. Einen Brief von Bonneval an den Cardinal Aquaviva schickte ich diesem Herrn eingeschlossen in einem von mir, welcher die ganze Geschichte meiner Reise enthielt. Aber die Eminenz antwortete mir nicht. Zu Bonneval's Geschenken gehörten auch noch zwölf Flaschen Malvasier von Ragusa nebst zwölf Flaschen echtem Wein von Scopolo, der sehr selten ist. Ich machte ein Geschenk damit zu Corfu, welches, wie der Leser erfahren wird, mir nützlich ward. Der einzige auswärtige Gesandte, den ich in Constantinopel oft sah, und der mir Güte erwies, war der des Königs von Preußen, der Schotte Mylord Marschal Keyt. Ich werde erzählen, welchen Dienst mir seine Bekanntschaft in Paris geleistet hat.

Mit dem Anfang des September reisten wir auf dem nämlichen Schiffe ab, welches uns hergebracht. In vierzehn Tagen waren wir in Corfu. Der Consul wollte nicht anhalten; er hatte vier prächtige türkische Pferde bei sich, von denen ich zwei noch im Jahre 1773 zu Goriza sahe.

Nachdem ich mit meinem wenigen Gepäcke abgestiegen war und eine schlechte Wohnung hatte annehmen müssen, stellte ich mich dem Commandeur Andreas Dolfin vor, der mir die Versicherung gab, daß ich bei der nächsten Revue zum Lieutenant avanciren solle. Von da ging ich zu meinem Hauptmann Camporese. Die Officiere vom Stab des Regiments waren abwesend.

Den dritten Besuch machte ich dem Gouverneur der Galeassen M. D. R., dem mich Dolfin, mit dem ich nach Corfu gekommen war, empfohlen hatte. Er fragte mich sogleich, ob ich die Adjutantenstelle bei ihm annehmen wolle. Ich säumte nicht ihm die Zusicherung zu geben, es sey mein höchster Wunsch, und ich werde pünctlich allen seinen Befehlen gehorsamen. Darauf führte er mich in das mir bestimmte Zimmer,

und schon am nächsten Morgen bezog ich dasselbe. Ein französischer Soldat, der Friseur gewesen, ward mir zur Bedienung gegeben, und ich mußte mich nun gewöhnen, französisch mit diesem Menschen, einem nichtsnützigen, trunkenen und liederlichen Bauerburschen aus der Picardie, zu sprechen, der es schlecht schrieb. Aber ich war zufrieden mit dem Narren, der eine Menge Liederchen und Possen wußte, die alle Welt belustigten.

In vier bis fünf Tagen waren alle meine Geschenke aus Constantinopel verkauft, und ich besaß gegen fünf hundert Zechinen. Nur den Wein behielt ich. Aus Judenhänden holte ich die Summe nun wieder, welche ich vor der Abreise nach Constantinopel im Spiel verloren. Ich wollte nicht mehr das Opfer desselben werden, sondern diese Beschäftigung mit aller der Klugheit und Besonnenheit treiben, bei der man ohne Schelmerei sich gewisse Vortheile zueignen kann.

In Corfu lebte damals ein Commandeur oder Provéditeur général, der den Regenten darstellte und großen Aufwand machte. Es war Dolfin, ein ernster, starrköpfiger und unwissender Siebenziger, der sich nicht mehr um die Frauen

kümmerte, denen aber doch einige den Hof machten. Alle Abend war Versammlung und für etwa vier und zwanzig Personen Tafel bei ihm. Drei Oberofficiere von den Galeerentruppen und drei von der großen Armee der Kriegsschiffe umgaben ihn. Jene hatten den Rang über diese, und auf jeder Galeere befand sich ein Gouverneur, der sopracomito hieß; es gab ihrer zehn. Jedes Kriegsschiff hatte einen Commandanten, und deren gab es ebenfalls zehn, mit Inbegriff der drei Anführer zur See. Alle diese waren venetianische Nobili. Zehn andere, zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre alt, lernten dort den Seedienst. Noch acht bis zehn befanden sich zur Ausübung der Polizei und Justiz auf der Insel. Die Verheiratheten, wenn ihre Frauen hübsch waren, genossen das Vergnügen, ihr Haus von jungen Galanen besucht zu sehen. Aber leidenschaftliche Neigungen waren selten, theils gab es der Courtisanen zu viel in Corfu, theils waren die Hazardspiele erlaubt.

Unter allen Damen zeichnete sich Madame F. durch Schönheit und einnehmendes Wesen aus. Ihr Gemahl war im verfloßnen Jahr als Gou=

verneur einer Galeere mit ihr eingetroffen, und sie bezauberte alle Chefs. Da sie wählen konnte, hatte sie sich für M. D. R. mit Abweisung Aller, die sich um das Cicisbeat bewarben, erklärt. Ihr Gemahl hatte sie am Tage seiner Abreise aus einem Kloster, in welches sie mit ihrem siebenten Jahre getreten, geheirathet, und itzt war sie siebenzehn Jahr alt. Sie fiel mir sogleich auf, als ich sie bei meiner ersten Einführung in das Haus von M. D. R. an der Tafel mir gegenüber sah. Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu erblicken, so übertraf sie alle Weiber, die ich bis dahin gesehen. Ich fürchtete gar nicht einmal, mich in sie zu verlieben, denn ich glaubte mich so tief unter ihr, daß ich für unmöglich hielt, sie zu erreichen. Ich vermuthete zwischen ihr und M. D. R. nur ein kaltes Freundschaftsverhältniß und fand, daß Herr F., ihr Gemahl, Recht hatte, nicht eifersüchtig zu seyn, obwohl er höchst beschränkt war.

Aber jener Eindruck, den diese Schöne am ersten Tage mir erregt, veränderte auf eine mir bis dahin neue Weise seine Natur. Als Adjutant hatte ich die Ehre, mit ihr zu speisen. Das war alles. Mein Camerad, Fähnrich

gleich mir, aber höchst albern, genoß dieselbe Ehre, obwohl man uns nicht wie Gäste betrachtete. Niemand richtete ein Wort oder auch nur einen Blick an uns. Ich hatte keinen Grund, mich zu beschweren; es war keine Zurücksetzung, und doch fand ich es hart. Sanzonio, mein Camerad, schien sich mir nicht beklagen zu dürfen, denn er war ein Dummkopf. Madame F. hatte nach acht bis zehn Tagen noch keinen Blick auf mich gethan und erregte dadurch mein Mißbehagen. Ich war beleidigt, gekränkt und um so ungeduldiger geworden, als ich nicht voraussetzen konnte, daß sie absichtlich meine Blicke vermeide. Das wäre mir nicht unrecht gewesen. Aber nun sah ich, daß ich für sie gar nichts bedeutete, und das war zu arg. Ich wußte etwas zu bedeuten, und das sollte sie fühlen. Endlich kam die Gelegenheit, wo sie glaubte, mir etwas sagen und folglich in das Gesicht sehen zu müssen.

M. D. R. hatte einen schönen gebratenen Truthahn ins Auge gefaßt, der vor mir stand, und forderte mich auf, ihn vorzulegen. Gleich mache ich mich an das Werk, bringe sechszehn Stücke heraus und sehe, daß ich kein Meister-

stück abgelegt. Ich hoffte auf Nachsicht, aber Madame F. vermag das Lachen nicht zu unterdrücken und sagt, indem sie mich ansieht, wenn ich nicht nach den Regeln vorschneiden könne, hätte ich mich gar nicht darauf einlassen sollen. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, ward roth, setzte mich nieder und fing an auf sie zu grollen. Ein andermal bei einem Anlaß, meinen Namen zu nennen, fragt sie mich: wie ich heiße. Und doch mußte sie seit den vierzehn Tagen, die ich bei M. D. R. war, es wissen, wenn ich auch durch mein Glück im Spiel, das mich fortdauernd begünstigte, nicht bekannt genug geworden wäre. Ich hatte mein Geld dem Major der Stadt Maroli, einem Spieler von Profession, der im Caffeehause die Farobank hielt, übergeben. Wir spielten gemeinschaftlich, und ich machte seinen Groupier. Zog ich ab, so ward er mein Groupier; und das geschah oft, denn die Pointeurs hatten ihn nicht gern. Die Art, wie er die Karten hielt, erregte Besorgniß, die verschwand, wenn sie sich in meinen Händen befanden. Außerdem war ich glücklich im Spiel und nahm es leicht. Verlor ich, so lachte ich,

gewann ich, so schien ich mich darüber zu ärgern. Derselbe Maroli hatte mir vor meiner Reise nach Constantinopel all mein Geld abgewonnen. Da er mich bei meiner Rückkehr auf dem Puncte fand, das Spiel zu lassen, glaubte er mir die weisen Regeln anvertrauen zu müssen, ohne welche die Hazardspiele alle Personen, die sich damit abgeben, ins Verderben ziehen. Da ich jedoch Maroli nicht ganz traute, so blieb ich auf meiner Hut. Alle Nächte, nach aufgehobener Taille, rechneten wir zusammen, und die Chatoulle blieb in den Händen des Cassirers. War das Geld getheilt worden, so trug Jeder seine Börse nach Hause.

Glücklich im Spiel, vollkommen gesund, von meinen Cameraden, die mich nie geizig fanden, geliebt, würde ich mit meiner Lage unbedingt zufrieden gewesen seyn, hätte ich an der Tafel von M. D. R. etwas mehr Auszeichnung genossen, und wäre ich minder stolz von der Dame behandelt worden, die ohne Anlaß sich das Vergnügen machte, mich von Zeit zu Zeit zu demüthigen. Ich haßte sie und fand, wenn ich die Vorzüge bedachte, die mir den Haß einflöß-

ten, sogar, daß sie einfältig war. Denn, sagte ich bei mir selbst, es hängt nur von ihr ab, sich meines Herzens zu bemeistern, ohne daß sie mich zu lieben braucht. Nur dieses und daß sie mich nicht ferner zwingen möchte, sie zu hassen, wünschte ich. Aber ihr Betragen schien mir sonderbar. War es vorsätzlich, so konnte sie nichts dabei gewinnen. Aber auch für Coquetterie durfte ich ihr Benehmen nicht halten. Nie hatte ich merken lassen, welche Gerechtigkeit ich ihr widerfahren ließ, noch sie eine Neigung für einen andern Gegenstand verrathen, der mich ihr zuwider machen konnte. Denn sogar M. D. R. interessirte sie nicht, und ihren Gemahl betrachtete sie wie null. So machte sie mein Unglück, und ich zürnte mir selbst. Denn ich entdeckte, daß ohne die Gefühle von Haß, die mich beseelten, ich vielleicht nie an sie gedacht haben würde.

Was fangen Sie mit Ihrem Gelde an? sagte sie eines Tages nach dem Essen zu mir, ohne irgend eine andere Veranlassung zu haben, als die, daß mir eine auf das Wort verlorene Summe zugestellt ward. Ich hebe mein Geld

auf, sagte ich, um meine künftigen Verluste zu decken.

Da Sie wenig ausgeben, thäten Sie besser, nicht zu spielen; denn Sie verderben Ihre Zeit. —

Eine Zeit, die uns Vergnügen macht, ist nie verloren. Nur die Stunden der Langeweile sind verdrüßlich. Ein junger Mensch, dem es an Unterhaltung fehlt, läuft Gefahr, sich zu verlieben, und Gefahr, verschmäht zu werden. —

Das kann seyn. Aber wenn Sie sich zum Rendanten Ihrer eigenen Casse machen, so legen Sie ein Zeugniß von Geiz ab, und ein Geizhals ist nicht besser, als ein Verliebter. Warum kaufen Sie sich keine Handschuhe?

Alles lachte, und ich war verwirrt. Sie hatte Recht. Die Adjutanten hatten die Damen bis zur Sänfte oder Kutsche zu führen. Dann nahm man mit der Linken die Schleppe, mit der Rechten griff man der Dame unter die Schulter. Es war schicklich, Handschuhe dabei zu tragen, und so gab mir der Vorwurf des Geizes einen Stich ins Herz; ich hätte es für eine Gnade gehalten, wenn es als Erziehungsfehler wäre genommen worden. Mich zu rächen, schlug ich

den Weg ein, sie zu vermeiden und sie der faden Galanterie von Sanzonio zu überlassen, der veraltete Zähne hatte und eine blonde Perrücke trug, dabei von schwarzer Haut und etwas widrigem Athem war.

Ich fühlte mich unglücklich in meiner Wuth darüber, daß ich nicht aufhören konnte die schöne junge Frau zu hassen, die ich doch eigentlich nicht verachten durfte. Denn im Grunde hatte ich ihr nichts vorzuwerfen. Weder haßte noch liebte sie mich, das war ganz einfach. Jung und lachlustig hatte sie aber, um sich einen Scherz zu machen, mich blosgestellt und preisgegeben. Konnte ich glauben, für solche Blosstellung gemacht zu seyn? Ich wollte sie strafen und zur Reue zwingen. Ich sann auf die grausamste Rache. Sie in mich verliebt zu machen und dann wie eine unbedeutende Person zu behandeln, stand auf meiner Liste. Doch verwarf ich dies bald bei näherer Betrachtung. Ich traute mir es nicht zu, ihren Reizen, oder gar ihren Avancen widerstehen zu können. Aber ein glücklicher Zufall änderte mein ganzes Verhältniß.

M. D. R. schickte mich nach dem Essen zum

Capitain der Galeassen Condulmen, um ihm Briefe zu überbringen und auf seine weiteren Ordres zu warten. Dieser hielt mich bis Mitternacht auf, und weil M. D. R. nicht mehr wach war, legte ich mich schlafen. Morgens früh statte ich ihm in seinem Zimmer meinen Rapport ab, und eine Minute später tritt der Kammerdiener mit einem Briefe ein, indem er sagt, der Adjutant von Madame F. warte draußen auf Antwort. Darauf geht er hinaus, M. D. R. erbricht den Brief und liest. Dann zerreißt er das Blatt, tritt es in der Wuth mit Füßen, geht im Zimmer auf und ab und schreibt endlich die Antwort. Er siegelt zu, klingelt und gibt dem eintretenden Adjutanten die Briefe. Dann mit scheinbar größter Ruhe lieset er zu Ende, was vom Schiffshauptmann gekommen war, und läßt mich einen Brief abschreiben. Während er denselben durchliest, tritt der Kammerdiener wieder ein, mir zu sagen, daß Madame F. mich sprechen müsse. M. D. R. sagt, mein Geschäft mit ihm sey zu Ende, und ich könne gehen, zu sehen, was sie verlange. Ich entferne mich, und er ruft mich noch zurück, mir zu sagen, meine

Pflicht sey Verschwiegenheit. Es war überflüssig gewesen.

Ich fliege zu Madame F., ohne errathen zu können, was sie von mir wollen möchte. Ich war öfters bei ihr gewesen, aber niemals von ihr selbst verlangt worden. Kaum eine Minute läßt sie mich warten. Ich trete ein und bin erstaunt, sie in ihrem Bette sitzen zu sehen, die Farbe ihres Gesichts erhöht, reizend zum Entzücken, die Augen weit geöffnet, und die weiße Haut mit Röthe übergossen. Es war kein Zweifel, sie hatte geweint. Das Herz pochte mir über die Maßen und ich wußte nicht, weshalb. Setzen Sie sich, sagte sie, auf den kleinen Lehnstuhl dort, ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ich werde stehen bleiben, antwortete ich, denn ich halte mich der Ehre nicht würdig. Sie drang nicht weiter in mich, indem ihr vielleicht einfallen mochte, daß sie nie höflich gegen mich gewesen war und niemals mich im Bett empfangen hatte. Nachdem sie sich gesammelt hatte, sagte sie: Mein Mann hat gestern auf sein Ehrenwort zweihundert Zechinen im Caffeehause, wo Sie Bank halten, verloren und geglaubt bezahlen zu können, weil

das Geld in meinen Händen war. Ich habe darüber disponirt und soll es nun schaffen. Vielleicht können Sie Maroli sagen, mein Mann habe Ihnen die verlorene Summe ausgezahlt. Hier ist ein Ring, behalten Sie ihn und geben ihn mir zum neuen Jahre gegen die zweihundert Dukaten zurück, worüber ich Ihnen einen Schein ausstellen werde. —

Den Schein will ich nehmen, aber nicht Sie des Ringes berauben. Herr F. kann übrigens das Geld zur Bank zahlen; denn in zehn Minuten bin ich wieder hier, es Ihnen einzuhändigen.

Ohne die Antwort abzuwarten, gehe ich in das Hotel von M. D. R., hole die zwei Rollen mit Dukaten, bringe sie ihr und stecke den Schein zu mir, nach welchem sie mir am ersten des Jahres die Rückzahlung verspricht. Sie aber sagt: Hätte ich die Art und Weise voraussehen können, wie Sie mich zu verpflichten die Absicht hatten, würde ich mich schwerlich entschlossen haben, Sie anzugehen. —

So erwägen Sie künftig, daß kein Mensch im Stande seyn wird, Ihnen einen so kleinen

Dienst zu gewähren, wenn Sie selbst ihn verlangen. —

Was Sie mir sagen, ist sehr schmeichelhaft; doch hoffentlich werde ich nie wieder nöthig haben, eine so grausame Erfahrung zu machen. —

Im Weggehen dachte ich über die Antwort nach. Nicht sagte sie, wie ich glaubte, daß ich mich irre, das hätte sie compromittirt. Auch wußte sie, daß ich im Zimmer von M. D. R. gewesen, als der Adjutant ihr Billet überbracht, und daß mir nicht verborgen geblieben, sie habe von ihm die zwei hundert Dukaten verlangt, die er verweigert; und sie erwähnte nichts davon. Wie mir das gefiel! Ich errieth alles. Sie konnte M. D. R. nicht lieben, auch er liebte sie nicht, und mein Herz freute sich der Entdeckung. Von diesem Tage fing ich an sterblich verliebt in sie zu werden und Hoffnung auf den Besitz ihres Herzens zu fassen.

Kaum war ich in meinem Zimmer, als ich mit noch schwärzerer Tinte alles, was Madame F. geschrieben, auslöschte und nur ihren Namen stehen ließ; dann deponirte ich das Papier versiegelt bei einem Notar gegen einen Empfangschein, worin dieser versprach, den versiegelten

Brief nur auf Verlangen von Madame F. und in ihre eigenen Hände auszuliefern.

Am Abend kam Herr F. an meine Bank, zahlte die Summe, spielte mit baarem Gelde und gewann gegen funfzig Dukaten. Lustig war es mir, daß M. D. R. mit Madame F. und sie mit ihm auf dem alten Fuße blieb, auch daß er, nachdem er mich wieder sah, nicht fragte, was sie von mir verlangt habe. Aber ihr Betragen gegen mich veränderte sich von dem Tage an. Saß sie mir bei Tische gegenüber, so unterließ sie nie, mir einige Worte durch Fragen zuzuwerfen, die mich zu scherzhaften Auseinandersetzungen führten, welche ich dann mit großem Ernst gab. Lachen zu erregen, ohne selbst zu lachen, war damals meine große Gabe. Ich hatte sie bei Malpieri, meinem ersten Lehrmeister, erworben. Sollen Andere weinen, muß man selbst weinen, sagte er, nicht aber, wenn Andre lachen sollen, selbst lachen. Bei allem, was ich that und sagte, hatte ich, wenn Madame F. zugegen war, nur die Absicht, ihr angenehm zu werden; aber weil ich sie niemals ohne äußere Veranlassung ansah, so gab ich ihr niemals ein unzweideutiges Merkmal, daß

ich ihr gefallen wolle. Sie sollte erst neugierig, dann zweifelhaft werden und endlich mein Geheimniß errathen. Ich mußte langsam gehen, und an Zeit fehlte mir es nicht. Auch genoß ich das Vergnügen, zu bemerken, daß mein Betragen und mein Geld mir eine Achtung erwarben, die ich weder von meinem Stande, noch meinem Alter, noch meinem besondern Talent, das ich übte, erwarten konnte.

In der Mitte des December ward mein französischer Soldat von einer Brustentzündung ergriffen, und der Capitain ließ ihn, sogleich wie ich es meldete, ins Lazareth bringen. Am vierten Tage sagte er mir, er würde nicht davon kommen und habe schon die letzte Oelung empfangen. Am Abend, als ich bei ihm war, kam der Pater, der sie ihm gegeben, um anzuzeigen, daß Jener gestorben sey, und überreichte mir ein Päckchen, welches ihm der Verschiedene im Todeskampf unter der Bedingung eingehändigt, es erst nach seinem Tode dem Capitain zu übergeben. Es enthielt in einem Siegel von Messing ein Wappen mit dem Herzogsmantel, einen Taufschein und ein Blatt Papier, auf welchem fol-

gende Worte ohne alle Orthographie in schlechtem Französisch und mit schlechten Schriftzügen geschrieben standen, die ich, weil der Capitain nicht lesen konnte, ihm vorlesen mußte.

„Ich erwarte, daß dieses von mir selbst geschriebene und unterschriebene Papier nicht eher in die Hände meines Capitains kommen werde, als bis ich gewiß und unzweifelhaft gestorben bin. Auf keine andere Weise darf mein Beichtvater Gebrauch davon machen, denn nur unter dem heiligen Siegel der Beichte vertraue ich mich ihm. Ich bitte nämlich meinen Hauptmann, mich in ein Gewölbe beisetzen zu lassen, aus dem man mich wieder herausnehmen kann, wenn der Herzog, mein Vater, es verlangen sollte. Zugleich bitte ich, meinen Taufschein, das Siegel mit meinem Familienwappen und ein Certificat, daß ich wirklich verschieden, dem französischen Gesandten in Venedig zu übersenden, damit er alles dem Herzoge, meinem Vater, vorlege. Das Recht meiner Erstgeburt übertrage ich auf den Prinzen, meinen Bruder. Zu Beglaubigung dessen ich mich unterzeichne. Franz der Sechste, Carl Philipp Ludwig Foucauld, Prinz von Rochefoucauld.

Im Taufschein von St. Sulpice fand sich derselbe Name. Der des Vaters war Franz der Fünfte, und der der Mutter Gabriele du Plessis.

Es war mir ganz unmöglich, einen Ausbruch von lautem Lachen zu unterdrücken, nachdem ich dies gelesen. Wie ich aber meinen Hauptmann dumm genug sah, dies Lachen am unrechten Orte zu finden und sich anzuschicken, mit der wichtigen Nachricht zum Oberbefehlshaber zu eilen, verlasse ich ihn und gehe in der sichern Ueberzeugung, dieser werde ihn ausspotten, nach meinem Caffeehause. Ich hatte in Rom beim Cardinal Aquaviva den Abbé Liancour, den Urenkel Carls, kennen gelernt, dessen Schwester Gabriele du Plessis die Gemahlin von Franz dem Fünften, aber schon im vorigen Jahrhundert, geworden. Mir war in der Kanzelei des Cardinals eine Erklärung, die der Abbé Liancour dem Hofe von Madrid machen müssen, und die einige Umstände, das Haus du Plessis betreffend, enthielt, zu Gesicht gekommen. Und im Uebrigen fand ich die Betrügerei von la Valeur so verrückt wie sonderbar. Denn wenn alles erst nach seinem Tode

bekannt werden sollte, so konnte es ihm nicht weiter nützlich seyn.

Nach einer halben Stunde, indem ich ein Spiel Karten aufmache, tritt der Adjutant Sanzonio ein und erzählt mit der ernstesten Miene das wichtige Ereigniß. Er kam vom Generalat, wo er Camporese athemlos eintreffen sehen, um das Siegel mit den Papieren des Verstorbenen zu überliefern, und gleich war der Befehl erfolgt, ihn in ein besondres Gewölbe unter den seiner Geburt angemessenen Leichenfeierlichkeiten beizusetzen. Nach einer halben Stunde sagt mir Minotto, der Adjutant des Generals, Letzterer wolle mich sprechen. Ich gebe, wie die Taille vorüber ist, die Karten dem Major Maroli und gehe zum Generalat. Jenen mit den angesehensten Damen und drei bis vier Schiffsanführern finde ich bei Tafel und sehe Madame F. und M. D. R.

Nun, sagt der alte General, Ihr Diener war ein Prinz. —

Das hätte ich ihm so wenig angesehen, wie ich es jetzt glauben kann. —

Wie? Er ist todt; und verrückt war er nicht. Sie haben seinen Taufschein, sein Wappen, seine

Handschrift gesehn. In der Todesstunde treibt man keine Possen. —

Wenn Eure Excellenz das für wahr halten, gebietet mir die Ehrerbietung zu schweigen. —

Das kann nicht anders denn wahr seyn, und Ihr Zweifel wundert mich. —

Ich bin gleich genau von den Verhältnissen der Familie Rochefoucauld wie der Familie du Plessis unterrichtet und kannte die Person, von welcher die Rede ist. Verrückt war la Valeur nicht, aber der größte Possenreißer. Schreiben sah ich ihn nie, und unzählige Male versicherte er mich, es nie gelernt zu haben. —

Seine Handschrift widerlegt es. Im Wappen hat er den Herzogsmantel, und Sie wissen vielleicht nicht, daß Herr de la Rochefoucauld Pair und Duc von Frankreich ist? —

Ich weiß, mit Erlaubniß, dies alles und noch mehr, weiß, daß Franz der Sechste ein Fräulein von Vironne zur Gemahlin hatte. —

Sie wissen nichts. —

Nun fühlte ich mich zum Schweigen verurtheilt; aber ich hatte meinen Scherz daran, wie alle männliche Mitglieder der Gesellschaft sich er=

götzten, mich durch die Worte: Sie wissen nichts! gekränkt zu sehen. Ein Officier sagte: der Verstorbene sey schön gewesen, habe einen edlen Anstand und Geist gehabt, auch sich so klug benommen, daß kein Mensch hätte errathen können, wer er gewesen. Eine Dame versetzte: wenn sie ihn nur gekannt, hätte sie ihn schon entlarven wollen. Ein anderer Ohrenbläser lobte seine Lustigkeit, daß er nie gegen seine Cameraden stolz gewesen, und daß er wie ein Engel gesungen habe. Er war fünf und zwanzig Jahr alt, sagte Madame Sagredo, indem sie mich ansah, und wenn er jene Eigenschaften besessen, so müssen sie Ihnen bekannt geworden seyn. —

Ich kann ihn nur schildern, wie er mir erschienen. Lustig war er beständig, oft bis zur Tollheit, er schlug Purzelbäume, sang Gassenhauer und wußte eine Menge Volksgeschichtchen von Zauberei, Wundern und Heldenthaten zu erzählen, die allem gesunden Menschenverstande zuwider waren und deshalb zum Lachen reizen konnten. Er hatte keine Fehler weiter, als Trunkenheit, Unsauberkeit, Liederlichkeit, Zanksucht und etwas Schelmerei. Aber ich duldete ihn,

weil er gut frisirte, und weil ich das Französische nach den eigenthümlichen Redensarten der Sprache erlernen wollte. Er hat mir stets gesagt, daß er ein Bauernsohn aus der Picardie und ausgetreten sey; vielleicht hat er mich belogen, als er gesagt, daß er nicht schreiben könne. —

Während ich so spreche, tritt Camporese mit der Nachricht ein, la Valeur lebe noch, und der General wirft einen bedeutungsvollen Blick auf mich, indem er sagt, wie sehr er sich freuen würde, wenn der Kranke genesen sollte. —

Auch mir, antwortete ich, soll es Freude machen, aber der Beichtvater läßt ihn gewiß in dieser Nacht sterben. —

Aus welchem Grunde sollte er ihn sterben lassen? —

Um der Galeere zu entgehen, zu der Eure Excellenz ihn wegen der verletzten Beichte verdammen werden. —

Nun platzten die Lacher heraus, und der alte General zog seine schwarzen Augenbraunen in Runzeln. Die Gesellschaft ging aus einander, und Madame F., die ich bis zum Wagen begleitete, sagte mir, indem sie ihren Arm M. D. R.

gab, ich möchte mich mit hineinsetzen, weil es regne. Dies war das erste Mal, daß sie mir eine so große Ehre erzeigte. Ich denke, wie Sie, aber Ihre Worte haben dem General höchlich mißfallen, sagte sie zu mir. —

Dies Unglück konnte ich nicht vermeiden, gnädige Frau, wenn ich nicht für verrückt gelten wollte. —

Den Scherz mit dem Beichtvater konnten Sie unterdrücken, sagte M. D. R. —

Ich glaubte, er würde mit Ew. Excellenz und der gnädigen Frau darüber lachen. Man pflegt sonst die Geister zu lieben, die mit Geist Lachen erregen. —

Nur kein Geist, der selbst nicht lachen kann, wird es thun. —

Ich wette hundert Dukaten, der Narr wird gesund, und da er den General auf seiner Seite hat, den Spaß durchsetzen. Ich kann es nicht erwarten, ihn als Prinzen zu sehen, wie er dann der Madame Sagredo seinen Hof machen wird.

Bei diesen Worten verfiel Madame F., welche die Sagredo nicht leiden mochte, in ein unsinniges Lachen, und M. D. R. sagte mir beim Aussteigen aus dem Wagen, ich möchte mit hinaufkommen. Er hatte es in Gewohnheit, nach dem Abendessen beim General, noch eine Stunde mit der Schönen tête à tête zuzubringen; denn Herr F. ließ sich niemals sehen. Es war das erste Mal, daß dieses schöne Paar einen Dritten zuließ; ich war entzückt über solche Auszeichnung und weit entfernt, nicht zu glauben, sie könne Folgen haben. Die Befriedigung, die das mir gab, und daß ich sie verbergen mußte, hinderte nicht, durch allerhand scherzhafte Aeußerungen den Herrn und die Dame zu erheitern. Unser Trio währte vier Stunden; erst um zwei Uhr Morgens kehrten wir nach dem Hotel zurück. In dieser Nacht hatten Madame F. und Herr M. D. R. mich näher kennen gelernt; jene sagte zu diesem, sie hätte nicht geglaubt, daß bloße Worte so zum Lachen hinreißen könnten. Aber ihr Lachen, das allem folgte, was ich vorbrachte, ließ mich in ihr eine Fülle von Geist entdecken, und durch ihre Heiterkeit hatte sie mich so verliebt gemacht, daß

ich mit der Ueberzeugung mich niederlegte, es sey nicht möglich, ihr gegenüber eine gleichgültige Rolle zu behaupten.

Am andern Morgen sagte mir der neue Soldat, der mich bediente, la Valeur befände sich nicht nur besser, sondern sey auch außer aller Gefahr. Bei Tafel war die Rede davon, und ich that den Mund nicht auf. Am dritten Tage ward er auf Befehl des Generals in ein sehr anständiges Zimmer gebracht; man gab ihm einen Lakaien, Kleider, Wäsche, und nach einem Besuch, den der zu gutmüthige Oberbefehlshaber ihm machte, folgten alle Oberofficiere der Marine, M. D. R. nicht ausgenommen, diesem Beispiel. Neugier that das Ihrige bei der Sache. Madame Sagredo machte den Anfang mit einem Besuche, und nun wollten alle Damen ihn kennen lernen, bis auf Madame F., die lachend zu mir sagte, sie werde nur hingehen, wenn ich sie vorstellen wolle. Ich bat sie, mich zu dispensiren. Man gab ihm den Titel Durchlaucht, und Madame Sagredo nannte er seine Prinzeß. M. D. R., der mich überreden wollte, meine Aufwartung gleichfalls zu machen, antwortete ich, daß ich zu viel ge=

sagt habe, und um zu widerrufen, mir der Muth oder die Gemeinheit fehle. Der ganze Betrug ließ sich an den Tag bringen, wenn man einen französischen genealogischen Almanach zu Rathe ziehen wollte, weil er die Geschlechtsregister aller großen Familien Frankreichs enthält. Aber Niemand besaß einen solchen, selbst der französische Consul, ein Erzpinsel, wußte kein Wort von der Sache.

Acht Tage nach seiner Verwandlung fing der Narr an auszugehen; er hatte seinen Mittags- und Abendtisch beim General, und Abends in der Assemblee schlief er ein, weil er zu viel getrunken hatte. Trotz dem fuhr man aus zweien Gründen fort ihn für einen Prinzen zu halten, theils, weil er, ohne sich zu fürchten, die Antwort abwartete, die der General aus Venedig erhalten mußte, theils weil er auf die strengste Bestrafung des Priesters angetragen hatte, der durch Verrath des Geheimnisses das Heiligthum der Beichte verletzt. Dieser war schon im Arrest, der General hatte ihn nicht schützen können. Alle Oberofficiere der Marine hatten ihn zur Tafel geladen, nur M. D. R. durfte es nicht wagen, weil

Madame F. ihm erklärt, sie würde an dem Tage zu Hause speisen. Auch ich hatte schon auf die respectvollste Weise verlauten lassen, daß M. D. R., wenn er ihn einladen sollte, mich nicht an seiner Tafel erblicken würde.

Als ich eines Tages aus der alten Festung gehe, begegne ich meinem ehemaligen Aufwärter auf der Brücke am Ende der Esplanade. Er bleibt stehen und bringt mich durch einen albernen Vorwurf, daß ich ihm niemals meine Aufwartung gemacht, zum Lachen. Ich, eine ernste Miene annehmend, sage ihm, er solle an seine Rettung vor Ankunft der Antwort aus Venedig denken; es würde ihm schlimm gehen. Ich biete ihm meine Hülfe an und schlage vor, es so einzurichten, daß der Capitain eines neapolitanischen Schiffes, das unter Segel lag, ihn an Bord nehme und verstecke. Der Unglückliche aber, statt mein Anerbieten anzunehmen, sagt mir Grobheiten.

Madame Sagredo, welcher der Narr den Hof machte, that sich etwas darauf zu Gute, daß ein französischer Prinz ihr Verdienst über das aller anderen Damen erhob und sie auszeich-

nete. Als sie einst in großer Gesellschaft bei M. D. R. speisete, fragte sie mich, weshalb ich dem Prinzen den Rath ertheilt habe, zu flüchten. Er selbst, fügt sie hinzu, hat es mir gesagt, erstaunt über die Beharrlichkeit, mit der Sie ihn für einen Betrüger halten. —

Ich gab ihm, versetzte ich, den Rath, weil ich gutmüthig bin und meinem sichern Blick traue. —

So sind wir alle und der General mit, sämmtlich Narren? —

Diese Consequenz ist unrichtig. Wenn ich anders denke, so erkläre ich dadurch den, welcher nicht denkt, wie ich, noch nicht für einen Narren. Nach acht bis zehn Tagen ergibt sich's vielleicht, daß ich mich geirrt habe, aber deshalb halte ich mich noch für keinen größern Dummkopf, wie die, welche der Sache Glauben beigemessen. Uebrigens muß eine so geistvolle Dame, wie Sie sind, längst aus dem Betragen abgenommen haben, ob er ein Prinz oder ein Bauer ist. Tanzt er gut? —

Er kann nicht einen pas machen und spottet darüber, indem er behauptet, daß er es nie habe lernen wollen.

Wie ist sein Betragen bei Tafel? —

Ohne Umstände. Er läßt keinen Teller wechseln und fährt mit seinem eigenen Löffel mitten in die Schüssel hinein. Er kann kein Aufstoßen zurückhalten, gähnt und stehet zuerst auf, wenn es ihm behagt. Aber das ist natürlich; man hat seine Erziehung vernachlässigt. —

Aber ich halte ihn trotz dem für höchst liebenswürdig. Ist er reinlich? —

Es fehlt ihm noch an Wäsche. —

Er soll sehr mäßig seyn? —

Sie scherzen. Er muß zweimal des Tages vom Tisch aufstehen, weil er zu viel getrunken hat. Trotz dem ist er zu beklagen, denn er kann nicht trinken, ohne daß der Wein ihm zu Kopfe steigt. Er flucht wie ein Husar, und wir lachen, aber das beleidigt ihn nicht. —

Hat er Verstand? —

Ein bewunderungswerthes Gedächtniß; täglich erzählt er neue Geschichten. —

Spricht er von seiner Familie? —

Viel von seiner Mutter, die er zärtlich liebt. Sie ist eine du Plessis. —

Wenn sie noch lebt, so ist sie, ein paar

Jahr mehr oder weniger, hundert und funfzig Jahr alt. —

Welche Albernheit! —

Glauben Sie mir, Madame! Sie hat zur Zeit der Maria Medicis geheirathet. —

Aber der Taufschein gibt sie an, und das Siegel? —

Kennt er das Wappen in seinem Siegel? —

Zweifeln Sie? —

Ich glaube, er weiß kein sterbendes Wort davon. —

Nun stand die ganze Gesellschaft auf, und eine Minute darauf wird der Prinz angemeldet. Er tritt ein, und Madame Sagredo sagt: Casanova hier behauptet, Sie kennen Ihr eigenes Wappen nicht. Darauf wendet er sich mit höhnischem Lächeln gegen mich und nennt mich feige Memme, indem er mir eine Ohrfeige gibt, die meine Frisur in Verwirrung bringt und mich in Erstaunen setzt. Ich verfüge mich mit langsamen Schritten, indem ich im Vorbeigehen meinen Hut und Stock fasse, nach der Thür; so steige ich die Treppe hinunter und höre eben M. D. R.

mit lauter Stimme den Befehl geben, den Narren zum Fenster hinauszuwerfen.

Ich schlage den Weg zur Esplanade ein, um ihn zu erwarten, und wie er zur kleinen Thür hinaustritt, fasse ich die Straße, wo ich gewiß seyn kann, ihm zu begegnen. Kaum erblicke ich ihn, so gewinne ich mir den Vorsprung ab und fange an, ihn in einem von zwei Mauern gebildeten Winkel, wo er nicht entweichen konnte, fast zu Tode zu prügeln. Ihm blieb nichts übrig, als den Degen zu ziehen, aber er dachte nicht daran, und ich ging erst weg, nachdem ich ihn in seinem Blute lang ausgestreckt daliegen sah. Die Menge von Zuschauern bildete eine Wand um mich, ich gehe hindurch und nach dem Caffeehause Spilea, um mir den bittern Geschmack im Munde mit einem Glase Limonade ohne Zucker wegzuspülen. In vier bis fünf Minuten stehen alle jüngere Officiere der Garnison um mich, die mir mit ihrem Gerede, ich hätte ihn todt schlagen müssen, Langeweile machten; denn ich hatte ihn so zugerichtet, daß, wenn er lebte, es nicht meine Schuld war.

Vielleicht hätte ich ihn, wenn er den Degen gezogen, todt gestochen.

Nach einer halben Stunde kündigt mir ein Adjutant des Generals Arrest in der Bastarde an. So hieß die commandirende Galeere, wo einem wie den Ruderknechten die Beinschellen angelegt wurden. Ich antworte, ich habe verstanden, er geht, und ich verlasse das Caffeehaus. Am Ende der Straße aber schlage ich nicht die Esplanade, sondern den Weg nach dem Strande ein. Nachdem ich eine Viertelstunde gegangen bin, sehe ich ein leeres Boot mit zwei Rudern am Ufer befestigt. Ich trete ein, löse das Seil und segle einem Scheerenschiffe mit sechs Rudern entgegen, das gegen den Wind lavirte. Wie ich es erreicht habe, bitte ich den Carabouchiri, er möchte mit dem Winde fahren und mich nach einer großen Schifferbarke mitnehmen, die gegen die Felsen von Vido steuerte. Mein Boot überlasse ich seinem Schicksal. Nachdem ich den Steuermann gut bezahlt, steige ich in die große Barke und fange an mit dem Eigenthümer zu verhandeln. Nachdem wir einig geworden, spannt er drei Segel auf, und weil wir frischen Wind hatten,

sagt er mir nach zwei Stunden, wir wären funfzehn Meilen von Corfu. Aber nun ward es windstill, und drum ließ ich ihn gegen die Fluth laviren. Um Mitternacht sagt er mir, ohne Wind könne nicht geschifft werden, auch sey Alles müde, und ich möchte mit bis Tagesanbruch schlafen. Aber ich will nicht, zahle eine Kleinigkeit und lasse mich ans Land setzen, ohne zu fragen, wo wir sind, um keinen Verdacht zu erwecken. Was ich wußte, war, daß ich mich zwanzig Meilen von Corfu an einem Orte befand, wo kein Mensch mich vermuthen konnte. Der ziemlich helle Mondschein läßt mich eine kleine Kirche, die an einem Hause anstieß; und einen an beiden Giebelenden offenen Schuppen, dahinter eine Fläche, etwa hundert Schritt breit, und dann Berge erblicken. Bis zum Tagesanbruch blieb ich im Schuppen und schlief, auf Stroh gelagert, trotz der Kälte ziemlich gut. Es war der erste December, und trotz des milden Klima war ich, ohne Mantel in leichter Uniform, ziemlich erstarrt.

Wie ich Glocken läuten höre, gehe ich zur Kirche. Der Pope mit langem Bart, über meine Erscheinung verwundert, fragt, ob ich Romeo

aus Griechenland wäre; und ich erwiedre, ich sey ein Schiffbrüchiger aus Italien. Darauf kehrt er mir den Rücken, ohne mich hören zu wollen, geht in sein Haus und schließt zu.

Wie ich mich gegen das Meer wende, sehe ich ein Boot, das sich von einer Tartane, etwa hundert Schritte von der Insel, losankert und mit vier Rudern ansteuert, um die Personen, die sich darauf befanden, gerade da, wo ich stand, abzusetzen. Ich erblicke einen wohl aussehenden Griechen, eine Frau und einen zehn bis zwölfjährigen Knaben vor mir. Ich frage den Mann, ob er eine gute Reise gehabt und von wo er komme. Er antwortet, daß er mit seiner Frau und seinem Sohn, dem Knaben, den ich vor mir sehe, von Cefalonia komme, um nach Venedig zu reisen; indessen wolle er erst die Messe bei der heiligen Jungfrau von Casopo hören, um zugleich zu vernehmen, ob sein Schwiegervater noch lebe und ihm vielleicht das Heirathsgut seiner Frau auszahlen könne. —

Wie wollen Sie das erfahren? —

Der Pope Deldimuopolo wird mir treulich wiedererzählen, was das Orakel der heiligen Jungfrau aussagt. —

Ich lasse ihn gewähren und folge ihm in die Kirche. Er spricht mit dem Pope und gibt ihm Geld. Der Pope liest die Messe, geht in das sancta sanctorum, kömmt nach einer Viertelstunde wieder, tritt an den Altar, wendet sich gegen uns und verkündet, nachdem er sich gesammelt und den langen Bart in Ordnung gebracht, in zehn bis zwölf Worten das Orakel. Der Cefalonier, der gewiß kein Ulysses war, gibt mit zufriedener Miene dem Betrüger noch mehr Geld und verläßt ihn, während ich denselben, ihn nach dem Schiffe begleitend, frage, ob er mit dem Orakel zufrieden sey. —

Sehr zufrieden. Ich weiß, mein Schwiegervater lebt und wird mir die Mitgift auszahlen. Meinen Sohn, von dem ich weiß, daß er seine Leidenschaft ist, werde ich bei ihm lassen.

Sind Sie dem Pope bekannt? —

Er weiß nicht einmal meinen Namen. —

Haben Sie hübsche Waaren auf Ihrem Schiffe? —

So ziemlich. Frühstücken Sie mit mir und Sie sollen sie sehen. —

Das thue ich. —

Froh, vernommen zu haben, daß es noch Orakel gibt und geben wird, so lange man griechische Priester auf Erden sieht, begleite ich den guten Mann zur Tartane, wo er ein gutes Frühstück bestellt. Seine Waaren bestanden in baumwollenen Zeugen, Leinwand, Corinthen, Oelen und auserlesenen Weinen, ferner baumwollenen Strümpfen und Nachtmützen, Ueberkleidern nach orientalischer Art, Regenschirmen und Schiffszwieback, den ich damals sehr gern genoß, denn ich hatte dreißig Zähne, die vielleicht nicht schöner gesehen werden konnten. Heute sind mir nur noch zwei davon übrig geblieben, acht und zwanzig haben mit so manchem andern Werkzeuge Abschied genommen. Aber dum vita superest, bene est.*) Ich kaufte von allem, nur nicht den Baumwollenwaaren, weil ich nicht wußte, was ich damit anfangen sollte, und zahlte die drei bis fünf und vierzig Dukaten, die er mir abforderte, ohne zu dingen.

Als er mich einen Wein von Xante, den er

*) Die Erhaltung des Lebens entschädigt für jeden Verlust.

Generoydes nannte, sehr loben hörte, bot er mir für jeden Tag, sogar während der Quarantaine eine Flasche dieses Weins an, wenn ich ihm bis Venedig Gesellschaft leisten wollte. Zum Aberglauben einmal etwas hinneigend, nahm ich auch dies für einen Ruf an und war schon auf dem Punct, ihm aus dem albernsten aller Gründe nachzugeben, dem nämlich, daß der plötzliche Entschluß mir völlig unvermittelt sich dargeboten habe. So war ich damals. Leider bin ich jetzt anders, weil, wie man sagt, das Alter weise macht. Wie kann man aber die Wirkung einer verhaßten Ursache preisen? —

Schon war ich im Begriff ihn beim Wort zu nehmen, als er mir ein sehr schönes Gewehr für zehn Zechinen anbot und hinzusetzte, daß in Corfu ich wenigstens zwölf dafür erhalten würde. Nun glaubte ich in dem Worte Corfu die Stimme zu vernehmen, die mir die Rückkehr anbefahl. Ich kaufte das Gewehr, und der gute Cefalonier gab mir noch eine schöne türkische Jagdtasche, mit Blei und Pulver gut versehen, in den Kauf. Ich wünschte ihm glückliche Reise, und, mit meinem Gewehr und einem guten Beutel versehen, machte

ich mich, alles Eingekaufte in einem Beutel tragend, auf den Rückweg, fest entschlossen, mich in Güte oder mit Gewalt bei dem schelmischen Popen einzuquartieren. Der Wein des Griechen schien wirken zu wollen. In den Taschen trug ich vier bis fünf hundert Kupfermünzen, die mich freilich sehr belästigten, die mir jedoch auf der Insel Casopo unentbehrlich schienen.

Nachdem ich meinen Beutel in den Schuppen verborgen, ging ich, das Gewehr auf der Schulter, zum Hause des Pope, denn die Kirche war verschlossen. Ich muß aber, ehe ich weiter erzähle, meinen Lesern eine richtige Beschreibung meines damaligen Zustandes machen. Ich war in einer stillen Verzweiflung. Die vier oder fünf hundert Zechinen in meiner Tasche unterdrückten den Gedanken nicht, daß ich dem Vogel auf dem Dache glich. Lange konnte ich hier nicht bleiben, ohne daß mein Aufenthalt bekannt werden mußte, und dann stand mir die strengste Strafe bevor. Ich war genöthigt einen Entschluß zu fassen, und das allein kann jede Lage widerwärtig machen. Ging ich nach Corfu zurück, so mußte ich wenigstens wie ein Verrückter behandelt werden.

Denn wenn ich wieder eintraf — und wirklich zu desertiren, hatte ich den Muth nicht — legte ich unwiderlegliche Beweise von Leichtsinn oder Feigheit ab. Nicht sowohl wollte ich weder meine tausend Dukaten, die der Cassirer der Bank verwahrte, noch meine ziemlich reiche Equipage im Stiche lassen, noch bestimmte mich Besorgniß wegen anderweiten Lebensunterhalts, als es Madame F. that, die ich anbetete, und deren Hand ich noch nicht einmal geküßt. In dieser meiner Bedrängniß mußte ich alles dem Augenblick überlassen und zuerst auf Unterkommen und Lebensmittel denken.

Ich klopfe vor dem Hause des Geistlichen an der Thür. Er zeigt sich am Fenster, und ehe ich noch ein Wort gesprochen habe, schließt er es wieder. Ich klopfe abermals, fluche, wettere; keine Antwort. Im Zorn schieße ich mein Gewehr gegen einen Hammel los, der mit noch einigen zwanzig Schritte von mir grasete. Nun fängt der Schäfer ein Zeter-Geschrei an, und der Pope zeigt sich am Fenster, ruft: Diebe! und läßt stürmen. Drei Glocken ertönen, ich sehe ein Zusammenrotten voraus, und nicht wissend,

was daraus werden kann, lade ich abermals mein Gewehr.

Nach zehn Minuten wälzen sich Haufen von Bauernvolk mit Gewehren, Spießen und Gabeln bewaffnet, über die Berge. Ich ziehe mich nach dem Schuppen zurück, ohne Furcht zu hegen. Denn weil ich ganz allein und nur eine Person bin, rechne ich darauf, daß die Leute mich anhören werden, ehe sie mich todtschlagen.

Zehn bis zwölf junge Bursche, ihre Gewehre in Ordnung bringend, rücken zuerst auf mich ein. Ich aber halte sie auf, indem ich ihnen mit vollen Händen meine Kupfermünzen entgegenwerfe. Mit sichtlichem Erstaunen raffen sie das Geld auf, und ich setze meine Operation gegen die weiter anrückenden Schützen so lange fort, bis ich ausgebeutelt bin und Niemand mehr kommen sehe. Nun stehen die Einwohner der Insel verblüfft da, weil sie nicht wissen, was sie gegen einen friedfertigen jungen Menschen vornehmen sollen, der auf solche Art sein Geld wegwirft. Sprechen konnte ich nicht eher, als bis die Glocken aufhörten zu läuten. Aber der Schäfer, der Pope und sein Küster wütheten um so

lauter gegen mich, als ich italienisch redete. Sie sprachen alle durch einander gleich pöbelhaft, ich setzte mich stumm auf meinen Ranzen.

Einer von den Bauern, nicht mehr ganz jung, der ziemlich verständig aussah, nähert sich und fragt mich auf italienisch, weshalb ich den Hammel todt geschossen. —

Um ihn zu verzehren, nachdem ich ihn bezahlt haben würde. —

Aber Ihro Heiligkeit dürfen einen Dukaten dafür fordern. —

Hier ist der Dukaten. —

Der Pope nimmt ihn, geht, und der Streit hat ein Ende. Der Bauer sagt mir, er habe im Kriege von sechzehn mit gedient und Corfu vertheidigt. Ich lobe ihn dafür und bitte ihn, mir eine Wohnung und Bedienung zu verschaffen, die zu kochen versteht. Er verspricht mir ein ganzes Haus einzuräumen und selbst mich zu beköstigen, aber ich müßte den Berg hinaufsteigen. Ich willige ein, und wir klimmen hinan, zwei starke Bursche hinter uns, deren einer den Ranzen, der andere den Hammel trägt. Ich sage meinem Begleiter, daß ich wohl Lust hätte, vier

und zwanzig solcher Bursche in Kriegsdienst zu nehmen; jeder solle seine tägliche Löhnung und er als Lieutenant das Doppelte erhalten. Er verspricht mir eine Kriegswache, mit der ich zufrieden seyn würde.

So langen wir bei einem bequem eingerichteten Hause an, wo ich par terre drei Zimmer, eine Küche und einen langen Pferdestall erhalte, den ich sogleich zur Wachstube einrichte. Mein Bauer verläßt mich sogleich, um für meine Bedürfnisse zu sorgen und mir eine Person anzuschaffen, die mich mit Hemden versehen soll. Noch an dem nämlichen Tage ward mir alles: Bett, Hausgeräthe, ein gutes Mittagsessen, Küchengeschirr, vier und zwanzig Bursche mit Gewehren und eine alte Schneidersfrau mit ihren Lehrlinginnen, um mir Hemden zuzuschneiden und zu nähen. Nach dem Abendessen befand ich mich in der unvergleichlichsten Stimmung unter diesen dreißig Personen, die mich als ihren Souverain behandelten und nicht begriffen, was ich mit ihnen auf der Insel anfangen wolle. Nur daß die Mädchen nicht italienisch sprachen, verdroß mich,

denn ich verstand zu wenig Griechisch, um mich mit ihnen zu verständigen.

Am folgenden Morgen musterte ich meine Wachparade. Wie mußte ich lachen! Ohne Uniform und Dressur, glich sie einer Heerde Hammel. Aber die Bursche lernten das Gewehr präsentiren und ihrem Officier Ordre pariren. Ich stellte drei Schildwachen aus, eine vor der Wachstube, eine vor meinem Zimmer, eine auf der Berghöhe, wo man den Strand übersehen kann. Diese sollte melden, wenn sich ein bewaffnetes Fahrzeug erblicken ließe. In den ersten Tagen sah ich alles für Scherz an, aber die Sache ward mir ernstlich, wenn ich bedachte, daß ich wirklich genöthigt werden könnte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich wollte mir den Eid der Treue schwören lassen, aber ich konnte nicht zum Entschlusse kommen. Mein Lieutenant behauptete, das hänge von mir ab. Durch Freigebigkeit hatte ich mir die Liebe der ganzen Insel erworben. Die Köchin, welche mir Nätherinnen für meine Leibwäsche verschafft, hatte schon darauf gerechnet, daß ich mit einigen derselben einen Liebeshandel anfangen würde, aber es geschah mit allen. So

führte ich ein glückliches Leben. Mein Tisch konnte nicht besser bestellt seyn; ich speisete das saftigste Hammelfleisch von der Welt, und Schnepfen, wie sie mir nur nach zwei und zwanzig Jahren wieder in Petersburg vorgekommen sind. Dabei trank ich Wein von Scopolo und den herrlichsten Muscatwein von den Inseln des Archipel. Mein Lieutenant war mein einziger Camerad. Ich ging nicht ohne ihn und ohne zwei von meinen Soldaten aus. Denn durch meine Liebschaften mit den Nätherinnen hatte ich mir manche ihrer Getreuen auffässig gemacht, die von ihnen verlassen worden. Ich überlegte, wie unglücklich ich ohne Geld seyn dürfte; und doch hätte ich ohne Geld kaum gewagt, Corfu zu verlassen.

Nach Verlauf einer Woche, drei Stunden vor Mitternacht, höre ich, indem ich bei Tische sitze, das qui vive meines Postens vor dem Wachthause. Mein Lieutenant geht hinaus und kehrt einen Augenblick darauf zurück, mir anzusagen: ein anständiger Mann, der italienisch spreche, habe mir etwas Wichtiges mitzutheilen. Ich lasse ihn eintreten, und er richtet mit trauriger Miene, an der Seite meines Lieutenants, zu mei-

ner nicht geringen Verwunderung folgende Worte an mich: Uebermorgen, Sonntag, wird der heilige Pope Deldimopuolo den Bannfluch der Katharamonachia über Sie aussprechen. Wenn Sie es nicht hindern, fördert Sie ein langsames Fieber binnen sechs Wochen in die andre Welt. —

Diese Medicin ist mir neu. —

Es ist keine Medicin. Eine mit dem heiligen Sacrament in der Hand über Sie ausgesprochene Verfluchung hat diese Wirkung. —

Aus welchem Grunde kann mich der Priester auf solche Weise morden wollen? —

Weil Sie den Frieden und die Ordnung im Kirchspiel stören. Sie haben mehrere junge Mädchen verführt, die ihre alten Liebhaber nun verstoßen.

Ich bot ihm zu trinken an, dankte für die Nachricht und wünschte eine gute Nacht. Die Sache schien mir nicht gleichgültig. Denn ich glaubte zwar nicht an die Katharamonachia, aber an Gift. Früh Morgens, am Sonnabend, gehe ich, ohne meinem Lieutenant ein Wort zu sagen, ganz allein in die Kirche, wo ich den Popen mit folgenden Worten überfalle: Sobald sich die ge-

ringste Spur von Fieber bei mir einstellt, schieße ich Ihnen den Kopf durch und durch, danach richten Sie sich! Sprechen Sie einen Fluch über mich aus, der in einem Tage tödtet, aber machen Sie Ihr Testament! Leben Sie wohl!

Nach dieser Weisung kehre ich in meinen Palast zurück. Montag in aller Frühe machte er mir seinen Besuch. Ich hatte Kopfweh und sagte ihm dies auf seine Frage nach meinem Befinden, mußte aber lachen, als er mir zuschwor, das wären die Folgen von der schweren Luft auf der Insel Casopo.

Drei Tage nach diesem Besuche, im Augenblick, wo ich mich zu Tische setzen will, schrie die Schildwache, die den Strand übersah, Allarm. Mein Lieutenant geht hinaus, und nach vier Minuten meldet er mir, ein Officier sey aus einer bewaffneten Feluke ans Land gestiegen. Ich lasse sogleich meine Truppen unters Gewehr treten, gehe hinaus und sehe einen Officier, von einem Bauer begleitet, den Weg nach meinem Quartier heraufsteigen. Er hatte den Hut heruntergeschlagen und bemühte sich mit seinem Stock das Gesträuch wegzuschieben, das ihm den Weg

sperrte. Da er allein war und ich nichts zu fürchten hatte, befehle ich meinem Lieutenant, ihm die militairischen Ehren zu erweisen und in mein Zimmer einzuführen. Ich lege den Degen an, erwarte ihn stehend, und derselbe Adjutant, Minoto, der mir befohlen, mich nach der Bastarde zu begeben, tritt ein.

Da Sie allein sind, kommen Sie als Freund zu mir, und so wollen wir uns umarmen. —

Ich muß wohl als Freund kommen, denn als Feind möchten mir die Kräfte fehlen, meiner Pflicht zu genügen. Doch was ich sehe, scheint mir ein Traum. —

Setzen Sie sich und essen Sie mit mir, es soll Ihnen schmecken. —

Das will ich, wir reisen nachher zusammen ab. —

Sie werden, wenn Sie fortwollen, allein reisen. Ich gehe nur weg von hier, wenn ich Gewißheit habe, nicht in Arrest zu kommen, vielmehr noch Satisfaction zu erhalten. Der General muß den Narren, der mich beleidigt, zur Galeere verdammen. —

Seyn Sie gescheidt und gehen Sie gutwil-

lig mit mir! Ich habe Befehl, Sie mit Gewalt zu transportiren. Da ich zu schwach dazu bin, müßte ich es melden, und man würde Mannschaft schicken, die stark genug wäre, Sie zu transportiren. —

Nicht anders, wie todt, mein lieber Freund, soll man meiner habhaft werden. —

So müssen Sie toll geworden seyn, denn Sie haben Unrecht. Sie haben der Ihnen überbrachten Ordre, auf die Bastarde zu gehen, nicht gehorsamt; und darin besteht Ihr Vergehen. In der Sache selbst haben Sie hundertmal Recht. Der General selbst behauptet es. —

Ich soll mich also in den Arrest begeben? —

Ohne Zweifel. Unsere erste Pflicht ist Subordination. —

Und Sie, an meiner Stelle, wären in den Arrest gegangen? —

Dies weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich ein Verbrechen beginge, wenn ich es nicht thäte. —

Wird man mich aber, wenn ich jetzt mich stelle, härter bestrafen, wie es geschehen wäre, wenn ich dem ungerechten Befehl gehorsamte? —

Ich glaube nicht. Aber kommen Sie, und Sie werden alles erfahren. —

Ich soll kommen, ohne zu wissen, was mir bevorsteht? Darauf warten Sie vergeblich. Lassen Sie uns zu Mittag speisen! Bin ich so schuldig, daß ich der Gewalt weichen muß, so will ich mich auch ihr nur überliefern. Das vergossene Blut wird mich nicht schuldiger machen. —

Es macht Sie schuldiger. Doch wir wollen uns zu Tische setzen. Eine gute Mahlzeit bringt Sie vielleicht auf vernünftigere Gedanken. —

Gegen das Ende der Mahlzeit hörten wir Lärm. Mein Lieutenant sagte mir, es wären Schwärme von Bauern, die sich zu meiner Vertheidigung sammelten, seit sich das Gerücht verbreitet, die Feluke wolle mich wegholen. Ich befahl, sie zu beruhigen, auseinandergehen zu lassen und mit einem Fäßchen Wein zu tractiren. Beim Abziehen schossen sie die Gewehre ab; und der Adjutant erklärte mit lächelnder Miene das alles für sehr artig, nur könne es gefährlich werden, denn er müsse einen ganz genauen Bericht abstatten. —

Ich gehe mit, sagte ich, wenn Sie mir das

Ehrenwort geben, daß ich zu Corfu frei ans Land steigen soll. —

Ich habe den Befehl, Sie an Foscari in die Bastarde abzuliefern. —

Diesmal werden Sie den Befehl nicht ausrichten. —

Bringt Sie der General nicht zum Gehorsam, so steht seine Ehre auf dem Spiel, und die zu retten, wird er Mittel finden. Aber ich bitte Sie, was würden Sie anfangen, wenn der General, um sich einen Scherz zu machen, Sie hier ließe? Doch auch das geschieht keinesweges. So wie ich meinen Bericht erstattet habe, wird man die Sache ohne Blutvergießen abthun. —

Ohne Gefecht geht das nicht. Mit fünfhundert Bauern hier trotze ich dreitausend Mann. —

Nicht einen braucht man. Sie werden als Rebellenanführer behandelt. Alle Ihre Mannschaft kann Sie nicht gegen Einen vertheidigen, der erkauft wird, Ihnen die Kugel durch den Kopf zu jagen. Was noch mehr ist, in Ihrer ganzen Umgebung von Griechen befindet sich nicht Einer, der Sie nicht für fünf und zwanzig Zechinen ermordet. Glauben Sie und folgen Sie

mir! Sie sollen in Corfu eine Art von Triumph erleben, man wird Sie loben und aufsuchen. Sie selbst können erzählen, welche Thorheit Sie hier getrieben, und wie Sie gleich wieder von selbst zur Vernunft gekommen, sobald ich Ihnen alles vorgehalten. Jedermann achtet Sie, und M. D. R. macht viel aus Ihnen, nachdem Sie so viel Muth bewiesen und doch dem Narren nicht in seiner Gegenwart den Degen durch den Leib gerannt, um seinem Palais die Achtung zu erhalten. Selbst der General muß Sie, wenn er Ihrer Worte gedenkt, schätzen. —

Was ist aus dem Unglücklichen geworden? —

Vor vier Tagen erhielt der General durch Depeschen, die mit der Fregatte des Major Sardina ankamen, die nöthigen Aufklärungen. Er ließ den Narren verschwinden. Niemand weiß, wo er hingerathen, und gegen den General darf man nicht davon sprechen. Denn sein Mißgriff war zu augenscheinlich. —

Sah man ihn noch nach meinen Stockschlägen in Gesellschaft? —

Wie wäre das möglich gewesen? Er hatte ja seinen Degen an der Seite. Schon das war

genug, daß man ihn nie wieder eines Blicks würdigte. Man fand ihn mit zerbrochenem Arm und zerschmetterter Kinnlade. Doch trotz dem ward er nach acht Tagen entfernt. Ihre Flucht allein bewunderte ganz Corfu. Drei Tage lang war man der Meinung, M. D. R. habe Sie bei sich versteckt, und allgemein ward er darüber getadelt, bis er bei der Tafel des Generals erklärte, daß er Ihren Aufenthalt nicht wisse. Dieser selbst war wegen Ihres Verschwindens in Verlegenheit, bis gestern Mittag sich alles aufklärte. Der Protopope Bulgari hatte vom hiesigen Popen einen Brief voller Beschwerden über Sie erhalten, daß Sie die Insel in Besitz genommen, die Mädchen verführt und ihn mit dem Tode bedroht hätten, wenn er Ihnen die Katharamonachia geben würde. Der General mußte über diesen in großer Gesellschaft vorgelesenen Brief lachen. Aber trotz dem hat er mich mit zwölf Grenadieren commandirt, mich Ihrer zu bemächtigen. —

Das rührt alles von der Sagredo her. —

Freilich, und es verdrießt sie nun. Sie sollten ihr morgen einen Besuch machen. —

Morgen? So sind Sie gewiß, daß ich nicht Arrest erhalte? —

Gewiß! der General ist ein Mann von Ehre. —

Auch ich bin's. Ihre Hand! Mitternacht reisen wir zusammen ab. —

Weshalb nicht auf der Stelle? —

Ich will mich nicht aussetzen, die Nacht in der Bastarde zuzubringen. Wenn ich bei Tage in Corfu eintreffe, wird mein Triumph um so glänzender. —

Aber was fangen wir hier noch acht Stunden hindurch an? —

Sie sollen eine Sorte von Mädchen sehen, wie sie Corfu nicht hat, und bei mir soupiren. —

Nun ließ ich den Soldaten auf der Feluke zu Essen bringen und bestellte mir ein Abendessen, wobei nichts gespart werden sollte. Was ich von meinen Vorräthen behalten wollte, ließ ich nach der Feluke schaffen; alles Uebrige gab ich meinem Lieutenant. Meine vier und zwanzig Soldaten, denen ich einen wöchentlichen Sold auszahlen ließ, wollten mich vom Lieutenant angeführt zur Feluke escortiren, und darüber mußte

Minoto die ganze Nacht lachen. Um acht Uhr Morgens waren wir zu Corfu bei der Bastarde, und hier ward ich übergeben, nachdem ich vorher die Versicherung erhalten, daß meine Equipage sogleich zu Ridolfo gebracht und dem General Bericht abgestattet werden solle.

Der Empfang Foscari's, der die Galeere commandirte, war nicht der beste. Bei weniger Gemeinheit würde er minder geeilt haben mir die Ketten anzulegen. Er konnte es, wenn er eine Viertelstunde wartete und sich so lange mit mir unterhielt. Aber ohne mit mir zu sprechen, schickte er mich nach dem Ort, wo man sich bereit hielt, mir die Beinschienen anzulegen, die jedoch nicht entehren, leider nicht einmal die Galeerensclaven, die mehr wie die Soldaten in Achtung stehen. Am rechten Fuß war die Schelle schon befestigt, und man schnallte den Schuh auf, sie auch dem linken anzufügen, als ein Adjutant des Generals die Ordre brachte, mir den Degen und die Freiheit wiederzugeben. Ich wollte dem edelmüthigen Gouverneur noch meine Hochachtung bezeugen, aber er ließ es durch seinen Adjutanten verbitten.

Mein erster Gang war zum General, dem ich, ohne ein Wort zu sprechen, eine tiefe Verbeugung machte. Mit ernster Miene empfahl er mir mehr Besonnenheit für die Zukunft und gab mir die Weisung, daß in meinem Verhältniß Gehorsam und Bescheidenheit meine erste Pflicht sey. Ich begriff die ganze Kraft dieser beiden Worte und betrug mich darnach.

Als ich zuerst bei M. D. R. erschien, las ich auf allen Gesichtern Freude über meine Ankunft. So angenehme Augenblicke, wie diese, entschädigten mich jedesmal für die widerwärtigen in solchem Grade, daß ich sogar die Anlässe zu ihnen liebgewann. Ohne irgend einen überstandenen Schmerz empfinden wir kein Vergnügen, ja dieses wächst im Verhältniß der Größe des überwundnen Leidens. M. D. R. war so froh, daß er mich umarmte. Er sagte, indem er mir einen schönen Ring schenkte, ich habe Recht gehabt, ihm und aller Welt den Ort, wohin ich mich geflüchtet, zu verschweigen. Sie glauben nicht, sagte er mit offner und edler Miene, wie sehr Madame F. Theil nimmt an Ihnen. Es wird sie

lebhaft freuen, wenn Sie ihr sogleich einen Besuch machen.

Wie erfreute mich von ihm dieser Rath! Nur das sogleich mißfiel mir. Denn die Nacht in der Feluke hatte mich in einen zu ungünstigen Zustand gesetzt. Doch mußte ich hingehen, ihr die Ursache sagen und mir ein Verdienst daraus machen.

Sie schlief noch, aber ihre Kammerjungfer nahm mich in ihr Zimmer und versicherte, ihre Gebieterin würde sogleich klingeln und sich über die Nachricht erfreuen, daß ich da sey. Dies Mädchen erzählte mir in der halben Stunde, die ich mit ihr zubrachte, eine Menge von Aeußerungen, die über meine Angelegenheit und mein Verschwinden im Hause vorgefallen waren. Alles, was ich hörte, mußte mir Freude machen, denn es überzeugte mich, wie allgemein man mein Betragen billigte.

Kaum war das Kammermädchen in ihr Zimmer gegangen, als sie mich rief. Die Bettvorhänge wurden zurückgezogen, und mir war, als ob Aurora ihre Rosen und Lilien ausstreue. Nachdem ich ihr gesagt, nur auf ausdrücklichen

Befehl von M. D. R. hätte ich es wagen können, mich in dem Zustande, worin sie mich sähe, ihr vorzustellen, antwortete sie: er kenne ihre Theilnahme an mir und schätze mich nicht minder. —

Fast begreife ich nicht, wie ich mir ein so großes Glück erwerben konnte, während ich nur auf Nachsicht rechnete. —

Wir haben alle die Kraft bewundert, mit der Sie sich beherrscht und den Degen nicht gegen den Narren gezogen, der zum Fenster hinausgeworfen worden wäre, wenn er sich nicht gerettet hätte. —

Nur Ihre Gegenwart hinderte mich, ihm auf der Stelle den Tod zu geben. —

Das Compliment ist schmeichelhaft. Doch wie wollen Sie in dem widerwärtigen Augenblick meiner gedacht haben? —

In dem Augenblick schlug ich die Augen nieder und wandte das Gesicht ab. Sie jedoch erblickte meinen Ring und lobte M. D. R., als ich ihr sagte, auf welche Weise er mich damit beschenkt. Sie wollte, daß ich ihr meinen ganzen Lebenslauf seit meiner Flucht erzählen solle,

und sie erfuhr alles, bis auf meine Abenteuer mit den Mädchen, die ihr gewiß eben so wenig gefallen, wie mir Ehre gemacht haben würden. Im Leben hat alles Vertrauen seine Grenzen. Der Wahrheiten, die man verschweigen muß, gibt es weit mehrere, wie der Begebenheiten, welche die Mittheilung vertragen.

Madame F. lachte, und weil ihr mein ganzes Benehmen gefiel, fragte sie mich, ob ich alles wohl mit den nämlichen Worten dem General wiedererzählen wolle? Ich versprach es, wenn er mich dazu auffordern würde, und sie sagte mir, ich solle mich bereit halten. Ich will, setzte sie hinzu, daß er Sie liebgewinnt und Ihr hauptsächlichster Fürsprecher werde, um Sie gegen jedes Unrecht zu bewahren. Lassen Sie mich machen! —

Hierauf ging ich zu Maroli, mich nach dem Zustand unserer Bank zu erkundigen, und war froh zu vernehmen, daß seit meiner Abreise nicht mehr Maroli mit mir gespielt hatte. Ich hatte meine vierhundert Zechinen darin. Diese zog ich heraus und behielt mir vor, nach den Umständen wieder einzutreten.

Gegen Abend, nachdem ich gehörig Toilette gemacht, begab ich mich zu Minotto, mit ihm Madame Sagredo zu besuchen. Sie war die Favorite des Generals und, Madame F. ausgenommen, in Corfu unter allen Damen aus Venedig die schönste. Mein Besuch war ihr unerwartet. Denn weil sie die Begebenheit herbeigeführt, die mich vertrieben, traute sie mir nichts Gutes zu. Ich benahm ihr durch die Offenheit meiner Aeußerungen den Wahn, und sie antwortete in den verbindlichsten Ausdrücken, indem sie mich bat, den Abend zuweilen bei ihr zuzubringen. Ich machte eine Verbeugung, ohne abzulehnen noch anzunehmen. Wie war es möglich, daß ich sie besuchte, da ich die Abneigung der F. gegen sie kannte! Auch spielte sie und war nur denen gewogen, die verloren oder sie gewinnen ließen. Minotto spielte nicht, aber er machte den Mercur und ward dafür belohnt.

Als ich in das Palais zurückkehrte, fand ich Madame F. Sie war allein, weil M. D. R. zu schreiben hatte. Ich mußte ihr meine Begebenheiten in Constantinopel erzählen und hatte nicht Ursache, es zu bereuen. Mein Begegnen

mit Jussufs Gemahlin belustigte sie, und die Nacht mit Ismael am Bassin seiner badenden Schönen entzündete sie beinah. Ich verschleierte nach Möglichkeit, und wenn sie auf Dunkelheiten stieß, mußte ich deutlicher werden. Hatte sie mich dann verstanden, so unterließ sie nie, mir wegen zu großer Deutlichkeit Vorwürfe zu machen. Ich ward gewiß, in diesem Wege ihre Phantasie zu meinem Vortheile beschäftigt zu haben. Wer Begierden erregt, kann leicht dazu verdammt werden, sie zu löschen. Auf den Lohn hoffte ich, und ich hielt ihn für erreichbar, wie sehr er mir auch noch fern lag.

Zufällig hatte M. D. R. denselben Abend Gesellschaft bei sich, und ich mußte natürlich die Unterhaltung durch ausführliche Erzählung aller der Schicksale mit jedem Nebenumstande machen, die sich mir zugetragen, seitdem ich Befehl erhalten, auf die Bastarde zu gehen, deren Commandant, Foscari, mir zur Seite saß. Aller Welt gefiel meine Erzählung, und man machte aus, daß der General sie aus meinem eignen Munde hören müsse. Da ich verlauten lassen, daß ich viel Gras auf Casopo gesehen, und da es in

Corfu an Heu fehlte, sagte mir M. D. R., ich dürfe die Gelegenheit nicht vorbeilassen, mir ein Verdienst zu erwerben, indem ich den General davon benachrichtigte. Dies geschah denn auch am andern Morgen, und der General befahl unverzüglich dem Commandanten der Galeeren, angemessene Mannschaften abzusenden, um es zu werben und nach Corfu zu schaffen.

Drei oder vier Tage nachher suchte mich der Adjutant Minotto mit Anbruch der Nacht im Caffeehause auf, mir zu sagen, daß der General mich sprechen wolle. Augenblicklich begab ich mich zu ihm.

## Fünftes Capitel.

Fortschritte in meiner Liebschaft. — Ich gehe nach Otranto. — Trete bei Madame F. in Dienst. — Glückliche Beinverletzung.

Die Gesellschaft beim General war zahlreich, und ich eingetreten ganz in dem Anzug, in dem ich mich gerade befand. Er sieht mich, entfaltet die Stirn und wendet dem Eintretenden die Blicke der ganzen Gesellschaft zu, indem er mit lauter Stimme sagt: Hier ist ein junger Mensch, der sich auf fürstliche Personen versteht! — Ich bin Kenner geworden, erwiedre ich, seitdem ich Männern Ihres Gleichen nahe gekommen, mein gnädiger Herr. —

Diese Damen sind neugierig, aus Ihrem Munde alles zu vernehmen, was Sie seit dem Verschwinden aus Corfu erlebt.

So bin ich zu einer öffentlichen Beichte verdammt? —

Allerdings! Und daß Sie keinen Umstand vergessen, bilden Sie sich ein, daß ich nicht zugegen sey! —

Vielmehr erwarte ich von Eurer Excellenz meine Absolution. Nur wird die Erzählung lang werden. —

Wenn das ist, so erlaubt Ihr Beichtvater, daß Sie sich setzen.

Nun erzählte ich alles bis auf meine Zusammenkünfte mit den Schäfermädchen, und der alte Herr erklärte alles für sehr lehrreich.

Eure Excellenz haben Recht; es lehrt, daß ein junger Mensch nie der Gefahr sein Leben zu verlieren näher kömmt, als wenn er von einer heftigen Leidenschaft bewegt ist, und wenn er ihr zugleich Genüge leisten kann, weil sich eine Börse mit Geld in seiner Tasche befindet. —

Als man anfing die Tafel zu decken, wollte ich mich entfernen; aber der Kammerdiener sagte mir, der General erlaube, daß ich zum Abendessen bleiben dürfe. So genoß ich zwar die Ehre, an Tafel zu sitzen, doch nicht zu essen, denn die

Pflicht, auf alle an mich gerichtete Fragen zu antworten, machte es unmöglich. Da ich den Protopope Bulgari zum Nachbar hatte, bat ich ihn um Entschuldigung, daß ich das Orakel von Deldimuopolo lächerlich gemacht. Er antwortete, jenes Orakel sey eine alte schwer abzustellende Schelmerei.

Beim Desert sagte mir der General, nachdem Madame F. ihm ein Wort ins Ohr geraunt, er wünsche mein Abenteuer mit der Frau eines Türken und das mit einem andern Türken im Bade zu hören. Etwas verwundert über dies Ansinnen, erklärte ich Beides für Ausgelassenheiten, die der Mühe des Wiedererzählens nicht werth wären. Man drang nicht weiter in mich, aber die Unbesonnenheit der F. kam mir sonderbar vor. Ganz Corfu wollte sie wissen lassen, welche Art von Geschichten ich ihr unter vier Augen erzählte. Da mir ihr Ruf noch theurer war, wie ihre Person, so würde mich nichts zu jener Erzählung vermocht haben, die sie blosstellte.

Nach drei Tagen befragte sie mich, als ich mit ihr auf der Terrasse saß, nach der Ursach jenes Schweigens, und ich sagte: Die Welt soll nicht

wissen, daß Sie mir die Erzählung solcher und ähnlicher Geschichten erlaubeu. Was ich Ihnen unter vier Augen erzähle, kann ich Ihnen nicht vor aller Welt vortragen. —

Weshalb nicht? Im Gegentheil, wenn es aus Hochachtung nicht geschehen soll, so ist diese unter vier Augen nöthiger, wie in großer Gesellschaft. —

Als ich Ihnen erzählte, setzte ich mich der Gefahr aus, Ihnen zu mißfallen; doch es soll mir nicht wieder begegnen. —

Ich kann zwar Ihre Absichten nicht errathen; aber Sie sollten sich nie in Gefahr setzen, mir zu mißfallen, um dadurch mir zu gefallen. Wir werden zusammen beim General soupiren. Er hat M. D. R. gesagt, daß er Sie mitbringen möchte, und er fängt gewiß wieder von den beiden Geschichten an. Sie kommen nicht los. —

M. D. R. holte sie ab, und wir machten uns auf den Weg. Hatte mich die Unterhaltung auf der Terrasse auch beschämen sollen, so war ich doch damit zufrieden, daß mein Glücksstern sie herbeigeführt. Meine Rechtfertigung hatte eine Erklärung veranlaßt, die nicht gleichgültig war.

Der General stellte mir sogleich einen Brief zu, der mit den Depeschen aus Constantinopel für mich eingegangen war. Ich wollte ihn zu mir stecken, aber man war begierig auf die Neuigkeiten, so ich erhalten. Das Schreiben war von Jussuf und meldete mir Bonneval's Tod. Jussufs Name veranlaßte den General, nach der Geschichte mit seiner Frau zu fragen. Ich konnte nun nicht loskommen und erzählte eine Geschichte, die eine Stunde währte, Alle belustigte, aber erfunden war. Es fiel durch sie weder auf Jussuf noch auf Madame F. ein unvortheilhaftes Licht. Meiner Art zu empfinden gereichte sie sehr zur Ehre, und es freute mich, als ich Madame F. beobachtete, daß sie damit zufrieden, obwohl ein wenig betroffen schien.

Noch am nämlichen Abend, als wir in ihrem Zimmer waren, sagte sie in meiner Gegenwart zu M. D. R., die ganze von mir über die Zusammenkunft mit Jussufs Frau erzählte Geschichte sey ersonnen. Sie könne mir deshalb nicht böse seyn, denn sie habe sie sehr unterhaltend gefunden. Nur so viel sey immer richtig, daß ich ihr die Gefälligkeit nicht hätte erweisen

wollen, um die sie mich gebeten. Er behauptet, fuhr sie fort, es würde die Gesellschaft zu dem Urtheil vermocht haben, daß ich mich mit unanständigen Erzählungen unterhalten lasse. Nun will ich, daß Sie richten. Haben Sie die Güte, Casanova, den Vorfall sogleich in den nämlichen Ausdrücken wieder zu erzählen, in denen Sie mir ihn vorgetragen haben. Können Sie es? —

Ja, Madame, ich kann es und ich will es. —

Aufs lebhafteste durch diese Indiscretion, die mir, damals noch unbekannt mit den Frauen, beispiellos schien, aufgeregt, wagte ich ohne Weglassung und Beschönigung beide Geschichten zu erzählen; selbst was ich während des Vorgangs empfunden, ward nicht verschwiegen.

Und Sie finden, sagte M. D. R. zu ihr, daß er diese Begebenheiten in denselben Ausdrücken vor einer großen Gesellschaft erzählen sollte? —

Wenn es unrecht gewesen wäre, sie in Gesellschaft zu erzählen, so durfte er sie auch mir nicht erzählen. —

Ob das der Fall war, können nur Sie be-

urtheilen. Gefielen Ihnen seine Geschichten? Ich muß gestehen, daß es mir sehr unangenehm gewesen seyn würde, wenn er sie, wie hier, in der Gesellschaft erzählt hätte. —

Dann, fiel sie ein, bitte ich Sie, mir unter vier Augen nur zu erzählen, was auch in Gesellschaft von funfzig Personen erzählt werden kann. —

Ich werde gehorsam seyn, sagte ich, und M. D. R. fügte hinzu: Nur muß Madame F. jederzeit, wenn es ihr gefällt, widerrufen können.

Ich verbarg meinen Verdruß, und nach einer Viertelstunde gingen wir auseinander. Ich lernte sie nun von Grund aus kennen und sah die grausamen Prüfungen voraus, die mir bevorstanden; aber die Liebe, die mir den Sieg versprach, befahl mir, zu hoffen. Zugleich hatte ich entdeckt, daß M. D. R. nicht eifersüchtig auf mich war, obgleich er sich das Ansehen davon geben wollte. Beides waren zwei wichtige Puncte.

Nach einigen Tagen ist die Rede von meiner traurigen Lage im Lazareth zu Ancona ohne einen Heller in der Tasche. Und doch, sagte ich, verliebte ich mich in eine griechische Sclavin, die

mich beinahe die Lazarethverbote hätte übertreten machen. —

Wie so? —

Sie sind allein, und ich weiß, was mir befohlen worden. —

Es ist also wohl sehr unanständig? —

Keinesweges; nur in Gesellschaft möchte ich es Ihnen nicht erzählen. —

Nun, sagte sie lächelnd, ich nehme das Verbot zurück, wie M. D. R. es gesagt hat. Erzählen Sie! —

Getreulich erzählte ich ihr das ganze Abenteuer. Da ich sie nachdenkend sah, übertrieb ich mein Unglück. —

Was nennen Sie Ihr Unglück? Das der Griechin finde ich weit größer.

Sahen Sie sich nie wieder? —

Wir sahen uns wieder, aber ich darf es nicht erzählen. —

Jetzt halten Sie nicht weiter zurück! Ist eine Albernheit oder eine Schlechtigkeit von ihrer Seite dabei im Spiel? Sagen Sie alles! —

Keine Schlechtigkeit, nur ein unvollkommener Genuß. —

So erzählen Sie, nur nennen Sie die Dinge nie beim Namen! das ist die Hauptsache. —

Nach diesem wiederholten Befehl erzählte ich mit abgewandtem Blick alles, was mit der Griechin in Gegenwart Bellino's geschehen, und richtete, ohne die Antwort abzuwarten, das Gespräch auf andere Dinge. Ich sah mich auf dem besten Wege, aber ich mußte meine Schritte abmessen. —

Endlich ward mir die erste Gunstbezeigung auf die sonderbarste Weise. Sie hatte sich mit einer Nadel in den Mittelfinger gestochen und bat mich, weil die Kammerjungfer nicht in der Nähe war, ihr das Blut auszusaugen, damit es sich stille. Wenn einer meiner Leser verliebt gewesen, so wird er sich vorstellen können, wie ich meinen Auftrag ausgerichtet. Denn was ist ein Kuß anders, als der Ausdruck des Verlangens, aus dem geliebten Wesen zu schöpfen und zu trinken?

Nachdem sie mir gedankt, sagt sie, ich solle das Blut, das ich gesaugt, dem Schnupftuch übergeben. —

Ich habe es hinuntergeschluckt, und der Himmel weiß, mit welchem Entzücken!

Mein Blut mit Entzücken hinuntergeschluckt? Sind Sie Menschenfresser?

Ich weiß nur, daß ich es unwillkürlich verschlucken mußte, und es hat mir wohlgethan. —

Man führte Klage, daß im nächsten Carneval kein Schauspiel seyn würde; und da keine Zeit zu verlieren war, biete ich mich an, eine Gesellschaft aus Otranto anzuschaffen, wenn man die Logen im voraus miethen und mir die Faro-Bank ausschließlich überlassen wolle. Mit Freuden ward der Vorschlag angenommen, und mir eine Feluke in Bereitschaft gesetzt. In drei Tagen waren alle Logen genommen, und ein Jude hatte das Parterre gemiethet. Ich selbst behielt mir nur zwei Tage wöchentlich vor. Das Carneval jenes Jahres währte lange, und man hielt die Schauspielunternehmung für sehr schwierig; aber sie war es nicht. Mit anbrechender Nacht fuhr ich von Corfu ab und war, ohne daß die Schiffer ihre Ruder naß gemacht, am frühen Morgen in Otranto. Die Entfernung beträgt vierzehn kleine Stunden.

Der Quarantaine wegen, die in Italien für

Alle, welche aus der Levante kommen, nie aufhört, begab ich mich sogleich nach dem Ort, wo man hinter einer Barriere mit Allen sprechen darf, die sich hinter einer andern auf zwei Toisen Entfernung befinden. Kaum hatte ich erklärt, ich sey gekommen, um eine Schauspielergesellschaft für Corfu zu werben, als sich die Vorsteher der beiden damals in Otranto anwesenden Gesellschaften an mich wendeten.

Ich erklärte, daß ich die Schauspieler beider Truppen, den einen nach dem andern, meiner Bequemlichkeit gemäß, vor mir sehen müsse.

Ein Streit, der sich hierauf zwischen den beiden Vorstehern entspann, belästigte mich. Jeder wollte der letzte seyn, die Schauspieler vorzuführen, und der Capitain vom Hafen sagte, es sey meine Sache, den Streit zu beendigen durch die Erklärung, welche Truppe ich eher sehen wolle, die sicilianische oder neapolitanische. Ich kannte keine und nannte die neapolitanische. Darüber gerieth Fastidio, der Directeur, außer sich, und Battigaglia, der Vorsteher der andern, glaubte schon gewiß zu seyn, daß bei der Vergleichung seine Schauspieler den Vorzug erhal-

ten würden. Nach einer halben Stunde sah ich Fastidio mit allen seinen Mitgliedern ankommen.

Meine Verwunderung, Petronio und seine Schwester Marine unter ihnen zu erblicken, war nicht gering; aber wie ward mir, als ich das Mädchen mit einem Schrei der Freude über die Barriere springen und mir in die Arme stürzen sah! Nun ging der Lärm zwischen Fastidio und dem Hauptmann vom Hafen an. Marine war in der Gesellschaft von Fastidio, und man verlangte von mir, ich solle sie ins Lazareth liefern und auf meine Kosten die Quarantaine machen lassen. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; aber die Närrin weinte ihre hellen Thränen. Ich that dem Streit Einhalt, indem ich von Fastidio verlangte, daß er mir die Mitglieder einzeln, einen nach dem andern, vorstelle. Petronio spielte die Liebhaberrollen und sagte mir, er habe einen Brief von Therese. Ich fand einen Venetianer, den ich als guten Pantalon kannte, drei Schauspielerinnen, die Beifall finden konnten, einen Pelichinell, einen Scaramuz, alles ganz erträglich. Ich fordre Fastidio auf, mir mit einem Worte zu sagen, was er täglich verlange, in=

dem ich ihm erkläre, daß, wenn mir Battigaglia einen besseren Vorschlag mache, ich ihn annehmen würde. Er verlangte nun für zwanzig Personen wenigstens sechs Zimmer, einen freien Saal, zehn Betten, freie Reisekosten und dreißig Dukaten täglich. Zugleich übergab er mir ein Repertoire aller Stücke, die er spielen lassen könne, und überließ mir die Wahl der Letztern.

Ich dachte an Marine und ihre Quarantaine; deshalb sagte ich Fastidio: er möchte den Contract aufsetzen, denn ich wollte sogleich abreisen. Aber es fiel noch eine lustige Scene vor. Battigaglia nannte Marinen kleine H... und sagte, sie sey absichtlich in die Contumaz hineingeschlüpft, mich zu nöthigen, die Gesellschaft von Fastidio zu engagiren. Darüber kam es zwischen Petronio und Fastidio *) zu Faustschlägen. Nach einer Viertelstunde gab mir Petronio einen Brief von Theresen, die auf Kosten des Herzogs reich ward und mich noch immer getreulich in Neapel erwartete.

---

*) Vielleicht enthält das Manuscript einen Schreibfehler, und Battigaglia ist gemeint.

Abends reiste ich mit zwanzig Komödianten und sechs großen Kisten ab, die ihren Theaterbedarf enthielten. Ein gelinder Mittagswind, der bei der Abfahrt wehte, hätte mich in zehn Stunden nach Corfu bringen können, wenn nicht nach einer Stunde mein Carabouchiri beim Mondschein ein Schiff erblickt hätte, das er für einen Corsaren hielt, der uns angreifen könne. Der Sicherheit wegen ließ ich die Segel einziehen und steuerte nach Otranto zurück. Bei Anbruch des Tages reisten wir mit Abendwind ab. Auch dieser konnte uns nach Corfu bringen; doch waren wir kaum zwei Stunden auf dem Meere, als der Steuermann mir sagte, er sähe eine Brigantine, die er für die eines Corsaren halte, weil sie uns den Wind abgewinnen wollte. Ich ließ ihn das Bramsegel einziehen und rudern, um zu sehen, ob jene uns folgen würde. Es geschah, und die Brigantine machte dasselbe Manöuvre. Nach Otranto war nicht zurückzusegeln, und nach Afrika geschleppt zu werden, behagte mir nicht. Deshalb ließ ich nach dem nächsten Punct der Küste von Calabrien steuern. Aber die Matrosen theilten ihre Furcht den Komödianten mit, und

diese fingen an zu schreien, zu weinen und sich irgend einem Heiligen, nur nicht Gott, zu empfehlen. Wäre die Gefahr nicht so dringend gewesen, so hätte ich über die Gesichter von Scaramuz und Fastidio lachen müssen. Marine, die von der Sache keinen Begriff hatte, lachte und verspottete die Uebrigen wegen ihrer Furcht. Gegen Abend erhob sich ein heftiger Südwind, und ich befahl, ihn zu benutzen, auch wenn er zunehmen sollte. Um mich gegen den Corsaren zu sichern, wollte ich durch den Meerbusen gehen; und nachdem wir so die ganze Nacht hindurch geschifft hatten, beschloß ich, nach Corfu, von wo ich achtzig Meilen entfernt war, hin zu rudern. Wir befanden uns mitten auf dem Meerbusen, und die Mannschaft der Feluke war mit dem Abend entkräftet, aber ich fürchtete nichts mehr. Ein Nordwind erhob sich und wehte nach einer Stunde so frisch, daß wir auf eine Staunen erregende Weise mit Seitenwind segelten. Die Feluke schien sich jeden Augenblick ins Meer stürzen zu wollen. Ich hielt die Segelstange in der eignen Hand, und alles schwieg, weil ich selbst bei Todesstrafe Schweigen geboten hatte. Aber das Schluchzen

von Scaramuz war zum Lachen. Da der Wind sich legte, und mein Steuermann am Ruder stand, so war nichts weiter zu fürchten. Mit Tagesanbruch sahen wir Corfu, und als wir um neun Uhr ans Land stiegen, war alle Welt verwundert, uns von der Seite kommen zu sehen.

Kaum war meine Truppe untergebracht, als die jungen Officiere herbeikamen, meine Schauspielerinnen zu besuchen. Man fand sie häßlich, bis auf Marine, der ich, ohne daß sie sich sehr deshalb beklagte, die Erklärung gab, daß ich nicht ihren Liebhaber machen könne. Ich war gewiß, daß ihr keiner fehlen würde, und alle Schauspielerinnen, die den Galanen häßlich vorgekommen waren, wurden, sobald man sie nur spielen gesehen, hübsch gefunden. Am meisten gefiel die Frau des Pantalon. Duodo, der Commandant eines Kriegsschiffes, hatte ihr einen Besuch gemacht und den Ehemann, weil er ihn nicht nachgiebig gefunden, ausgeprügelt. Nun ließ er mir am folgenden Morgen durch Fastidio sagen, weder er noch seine Frau wollten ferner spielen. Ich machte die Sache durch eine Benefizvorstellung ab. Pantalon's Frau ward laut

beklatscht; aber weil im Parterre geschrien worden war: bravo Duodo! kam sie in die Loge des Generals, wo ich mich gewöhnlich befand, sich zu beklagen. Dieser, sie zu beruhigen, sagte, ich würde am Schlusse des Carnevals ihr noch eine Vorstellung bewilligen. Ich mußte es zusichern. Aber hätte ich alle Schauspieler auf gleiche Weise zufrieden stellen wollen, so würde mir von meinen siebzehn Vorstellungen nichts geblieben seyn. Das Benefiz, welches ich Marinen, die mit ihrem Bruder tanzte, bewilligte, verdankte sie der Protection von Madame F. Letztere hatte sich, sobald sie vernommen, daß M. D. R. in einem kleinen Landhause vor der Stadt mit ihr gefrühstückt, für sie erklärt.

Meine Großmuth kostete mir wohl an die vierhundert Zechinen, aber die Bank brachte mir über tausend ein. Ich selbst taillirte nie, weil es mir an Zeit fehlte. Daß ich mit keiner einzigen Schauspielerin eine Intrigue hatte, ward allgemein bewundert. Madame F. wollte mir es gar nicht zutrauen. Aber die Geschäfte mit dem Theater ließen mich während des ganzen Carnevals nicht an Liebe denken. Erst zu Anfang der

Fasten, nachdem die Schauspieler fort waren, knüpfte ich wieder an.

Eines Morgens um elf Uhr fand ich mich bei Madame F. ein, nachdem sie mich rufen lassen, und fragte, was sie befehle. — Ich will Ihnen die zwei hundert Zechinen, die Sie mir so edelmüthig geliehen haben, zurückzahlen, sagte sie. Hier ist das Geld, ich bitte um meinen Schein. —

Den Schein besitze ich nicht mehr. Unter Couvert und Siegel befindet er sich im Verwahrsam des Notarius ***, der nach der von ihm ausgestellten Quittung nur Ihnen selbst das Papier wieder zustellen darf. —

Sie las die Quittung und fragte, weshalb ich nicht selbst den Schein behalten? —

Er konnte mir gestohlen werden, ich konnte ihn verlieren, ich konnte sterben. Es war mancherlei möglich. —

Viel Delicatesse! Aber Sie konnten es einrichten, daß der Schein in Ihre Hände zurückgeliefert ward. —

Es war mir undenkbar, daß ich in die Lage kommen sollte, ihn zurück zu verlangen. —

Das hätte doch leicht eintreten können. Ich darf also den Notar auffordern, das Couvert mir herzubringen? —

So ist es, Madame. —

Sogleich schickte sie den Adjutanten ab, und der Notar kam mit dem Depositum. Nachdem er wieder weggegangen, öffnet sie das Couvert und findet ein Papier, auf dem sie nur ihren Namen siehet. Das Uebrige war mit so schwarzer Tinte ausgestrichen, daß sich das früher Geschriebene unmöglich erkennen ließ.

Sie haben, fuhr sie fort, hierdurch mir ein eben so edles wie delicates Verfahren bewiesen; aber gestehen Sie mir, daß ich keinesweges versichert bin, hierdurch meinen Schein wieder erhalten zu haben, obwohl ich hier meinen Namen sehe. —

Sie haben Recht, und wenn Sie nicht versichert sind, bin ich der schuldigste Mensch auf der Welt. —

Ich bin dessen versichert, weil ich es seyn muß, aber geben Sie mir zu, schwören kann ich nicht darauf, daß dies mein Schein ist! —

Ich muß es einräumen. —

Während der folgenden Tage nahm sie jede Gelegenheit wahr, mich zu quälen. Sie empfing mich nicht mehr im Morgenanzug, und ich mußte im Vorzimmer so lange warten, daß ich hätte sterben mögen. Erzählte ich etwas Lustiges, so that sie, als könne sie nicht begreifen, worin der Scherz bestehe. Wenn M. D. R. über etwas lachte, das ich gesagt, erkundigte sie sich darnach und erklärte es für platt. Wenn eine ihrer Armspangen aufging, so war es sonst mein Geschäft gewesen, sie in Ordnung zu bringen, jetzt behauptete sie, ich verstehe mich nicht auf das Schloß, und die Kammerjungfer ward gerufen. Ihr Betragen verursachte mir sehr sichtlichen Verdruß, doch sie that, als ob sie es nicht merke. Wenn M. D. R. mich aufforderte, etwas Unterhaltendes zu erzählen, und ich nichts zu sagen wußte, meinte sie, ich hätte mich erschöpft. Ich gab es zu, denn ich trocknete wirklich aus und konnte mir eine Gemüthsveränderung nicht erklären, zu der ich keinen Anlaß gegeben. Mich zu rächen, faßte ich mit jedem Tage einen neuen Vorsatz. Merkmale von Verachtung wollte ich ihr geben; aber wenn sich die Gelegenheit darbot,

konnte ich meinen Vorsatz nie ausführen. War ich allein, so weinte ich nicht selten, und einstmals fragte mich M. D. R., ob ich oft in meinem Leben verliebt gewesen. —

Dreimal, mein gnädiger Herr. —

Und, nichtwahr, jedesmal glücklich?

Stets unglücklich. Der ersten Geliebten durfte ich mich als Abbé nicht entdecken. Von der zweiten trennte mich ein unglückliches Ereigniß in demselben Augenblick, wo ich Erhörung hoffte. Die dritte Liebe ward unglücklich, weil der Gegenstand derselben sich nicht entschließen konnte, mich zu beglücken, sondern auf den Gedanken gerieth, mich heilen zu wollen. —

Und welche Mittel brauchte diese, Ihre Heilung zu vollbringen? —

Die Schöne hörte auf liebenswürdig zu seyn. —

Ich verstehe. Sie mißhandelte Sie, und Sie nennen das Mitleid; aber Sie irren sich. —

Gewiß, fügte Madame F. hinzu, man hat Mitleid mit dem, welchen man liebt, und wird ihn nicht auf eine Weise heilen wollen, die ihn

unglücklich macht. Diese Frau hat Sie niemals geliebt. —

Ich kann es kaum glauben. —

Sind Sie denn nun geheilt? —

Vollkommen, denn ich bekümmere mich nicht mehr um sie und bin gleichgültig geworden. Aber meine Heilung hat lange gedauert. —

So lange, bis Sie eine Andere anfingen zu lieben. —

Eine Andere? Erklärte ich denn nicht, die dritte Geliebte sey meine letzte gewesen? —

Drei oder vier Tage später sagte mir M. D. R. beim Aufstehen vom Tisch, Madame F. befinde sich nicht wohl und sey allein. Er könne ihr nicht Gesellschaft leisten, und ich möchte sie besuchen, ich würde ihr willkommen seyn. Sogleich gehe ich zu ihr und wiederhole seinen Auftrag, ohne die Worte zu verändern. Sie lag auf einer Ruhebank und sagte mir, ohne mich anzusehen, sie glaube Fieber zu haben, und fordre mich nicht auf, zu bleiben, weil ich Langeweile empfinden würde. —

Nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl, Madame, darf ich mich entfernen. Ich müßte in

Ihrem Vorzimmer bleiben, weil ich M. D. R. abwarten soll, gab ich zur Antwort. —

Wenn dem so ist, mögen Sie, sofern es Ihnen beliebt, sich setzen, erwiederte sie.

Diese Härte empörte mich, aber ich liebte sie und fand sie schöner, wie jemals. Ihre Unpäßlichkeit schien mir nicht angenommen, sie hatte Hitze. Eine Viertelstunde lang blieb ich mehr wie stumm, und sie, nachdem sie ein Glas Limonade getrunken, klingelte nach ihrer Kammerfrau, indem sie mich auf einen Augenblick hinauszugehen bat. Nachdem ich wieder hineingerufen worden, ergehet zuletzt die Frage an mich, wo ich meine Heiterkeit gelassen.

Wenn meine Heiterkeit von mir gewichen, so kann nur Ihr Befehl sie entfernt haben. Befehlen Sie ihre Rückkehr, und sie zeigt sich wieder glücklich in Ihrer Gegenwart. —

Wie rufe ich sie aber zurück? —

Seyn Sie wieder dieselbe, wie bei meiner Rückkehr von Casopo! Seit vier Monaten mißfalle ich Ihnen, ohne zu wissen, weshalb. —

Ich bin dieselbe, die ich war. Worin finden Sie mich verändert? —

Du gerechter Gott! In allem, nur nicht in Ihrer Person. Doch ich habe meinen Entschluß gefaßt. —

Welchen? —

Schweigend zu dulden, ohne zu wanken in der Ehrfurcht, die Sie mir eingeflößt. Nie werde ich ermüden, Sie zu überzeugen, wie ich Ihnen ergeben bin. Jeden Augenblick werde ich benutzen, neue Beweise meiner Beflissenheit an den Tag zu legen. —

Ich danke Ihnen, aber ich begreife nicht, wie Sie meinetwegen im Geheimen leiden können. Sie interessiren mich, und ich höre alles gern, was Sie erlebt haben. Dies ist so gewiß und wahr, daß ich begierig bin, von den drei Liebschaften, deren Sie erwähnt, das Nähere zu wissen. —

Mich gefällig zu bezeigen, erfand ich drei kleine Romane, in denen ich meine Gefühle für meine Liebe zur Schau ausstellte, ohne von dem, was ich genossen, zu sprechen, wenn ich bemerken konnte, daß ihre Aufmerksamkeit sich darauf hinneigte. Zartheit, Ehrerbietung, oder Pflicht mußten jedesmal ein Hinderniß abgegeben haben. Und dann, setzte ich hinzu, wer wirklich liebt,

bedarf, um sich glücklich zu fühlen, nicht erst der Ueberzeugung durch die letzte Gunst. Aber ich konnte wohl merken, daß sie sich alles so vorstellte, wie es sich wirklich zugetragen, und daß nur mein bescheidenes und verschwiegenes Zurückhalten ihr gefiel. Da ich sie kannte, so wußte ich, daß kein Mittel sie unfehlbarer mir gewinnen konnte. Ueber die dritte Dame, die ich geliebt, und die aus Mitleiden mit mir sich zum Versuch meiner Heilung entschlossen, machte sie eine Bemerkung, die mir durch die Seele ging, obwohl ich that, als hätte ich nicht darauf geachtet. Wäre ich wirklich geliebt worden, meinte sie, dann hätte die Dame vielleicht nicht mich, sondern sich selbst heilen wollen.

Am Tage nach dieser Versöhnung bat Herr F. sich von M. D. R. es aus, mich an der Stelle seines heftig krank gewordenen Adjutanten nach Butinto senden zu dürfen; in drei Tagen mußte ich zurück seyn.

Butinto liegt Corfu auf sieben Meilen gegenüber und ist der nächste Ort auf dem festen Lande, nicht befestigt, sondern ein offenes Dorf in Epirus, jetzt Albanien, das den Venetianern

gehört. Nach dem Grundsatz: nicht ausgeübte Rechte sind verlorene Rechte, schickt die Republik Venedig jährlich vier Galeeren dorthin und läßt durch die Mannschaft Holz fällen, das nach Corfu eingeladen wird. Ein kleines Detachement regulairer Truppen macht die Mannschaft der vier Galeeren aus und escortirt die Galeerensclaven, die sonst leicht desertiren und zu den Türken übergehen könnten. Da Herr F. eine dieser Galeeren commandirte, so brauchte er einen Adjutanten, und ich war ihm eingefallen. Nach zwei Stunden befand ich mich in der Feluke; das Holz war bereits gefällt, in zwei Tagen war es eingeladen, und am vierten war ich wieder in Corfu. Nachdem ich Hrn. F. meine Aufwartung gemacht, ging ich wieder zu M. D. R., den ich auf der Terrasse fand. Es war Charfreitag, und ich fand ihn mehr, wie gewöhnlich, in Gedanken. Endlich redete er mich mit diesen Worten an, die mir unvergeßlich geblieben sind: Herr F., dessen Adjutant in dieser Nacht gestorben, und der einen andern braucht, ist auf Sie gefallen und hat mich heute gebeten, ihm Sie abzutreten. Ich habe ihm geantwortet, ich könne nicht über Sie dis-

poniren; es sey seine Sache, sich unmittelbar an Sie zu wenden. Meine Erklärung ist im Uebrigen dahin ausgefallen, daß ich, wenn Sie selbst es von mir verlangen, Sie entlassen würde, obwohl ich zwei Adjutanten brauche. Hat er Ihnen heute früh nichts gesagt? —

Kein Wort. Er hat mir gedankt, daß ich nach Butinto gegangen; das war alles. —

Nun, er wird noch heute mit Ihnen sprechen. Was werden Sie antworten? —

Natürlich, daß ich Eure Excellenz nur auf Ihren eignen Befehl verlassen werde. —

Von mir erhalten Sie diesen Befehl nie, und so bleiben Sie bei mir. —

In dem nämlichen Augenblicke gibt die Schildwache zweimal Feuer, und Herr F.. mit Madame erscheint. Ich lasse sie allein mit M. D. R. und werde nach einer Viertelstunde gerufen. F. sagt mit zutrauensvoller Miene zu mir: Nicht wahr, Casanova, Sie würden gern als Adjutant bei mir wohnen? —

Also haben Se. Excellenz mich verabschiedet? —

Keinesweges, antwortet M. D. R., ich lasse Ihnen nur freien Willen. —

Wenn das ist, so kann ich nicht als Undankbarer handeln. —

Verlegen stand ich da und vermochte den Unmuth nicht zu verbergen, der nur aus meiner Lage hervorgehen konnte. Ich heftete meine Augen an den Boden und hätte sie mir eher aus dem Kopfe reißen lassen, als sie zu Madame F. aufzuschlagen, denn sie hätte alles in meiner Seele lesen müssen. Ihr Gemahl erwiederte nach einigen Augenblicken mit großer Kälte, ich hätte bei ihm viel mehr zu thun, wie bei M. D. R., weil ich allein wäre, und es sey größre Ehre, bei dem Chef der Galeeren, als bei einem bloßen sopracomito angestellt zu seyn. Madame F. aber sagte mit einer Miene, worin Zufriedenheit lag: Casanova hat Recht.

Drauf ward von andern Dingen gesprochen, und ich ging in das Vorzimmer, mich in einen Ruhesessel zu werfen und alles ins Reine zu bringen.

Ich fand, Herr F. konnte mich von M. D. R. nicht verlangt haben, ohne der Zustimmung seiner Gemahlin gewiß zu seyn, ja sie mußte ihn veranlaßt haben, und das schmeichelte meiner

Leidenschaft auf das äußerste. Doch erlaubte mir die Ehre, die Stelle nur anzunehmen, sofern M. D. R. es gern sah. Wie also konnte ich sie übernehmen, wenn Letzterer mir nicht unumwunden erklärte, er selbst wünsche, daß ich zu Herrn F. überginge? Das hatte dieser auszumachen.

In der Nacht bei der großen Procession zur Feier der Kreuzigung, bei welcher der gesammte Adel zu Fuß folgt, lag es mir ob, Madame F. zu führen, und sie sprach kein Wort. Im Verzweifeln der Liebe brachte ich die ganze Nacht schlaflos in meinem Bette zu. Ich dachte, sie könne meine Weigerung für Verachtung aufgenommen haben, und das nagte mir an die Seele. Den ganzen folgenden Tag konnte ich nichts essen, und Abends in der Gesellschaft sprach ich kein Wort. Mit Frost legte ich mich nieder, ein Fieber folgte, und den ersten Feiertag hielt es mich im Bette fest. Am Montag fühlte ich mich sehr schwach und würde mein Zimmer nicht verlassen haben, wenn Madame F. mir nicht durch ihren Bedienten sagen lassen, daß sie mich zu sprechen verlange. Ich verbot, ihr zu sagen, daß

man mich im Bette gefunden, und versprach, binnen einer Stunde zu erscheinen.

Einem Todten ähnlich trat ich in ihr Zimmer; sie suchte etwas mit ihrem Kammermädchen. Obwohl sie meine Mattigkeit bemerken mußte, fragte sie nicht, wie mir es gehe. Das Mädchen entfernt sich. Nun wirft sie einen Blick auf mich, als wolle sie sich erinnern, weshalb sie mich rufen lassen. Ja so, sagt sie, unser Adjutant ist todt, wie Sie wissen, und wir haben uns nach einem neuen umzusehen. Mein Gemahl, der Ihnen wohl will, hat sich in den Kopf gesetzt, Sie würden, da Ihnen M. D. R. freien Willen läßt, die Anstellung annehmen, wenn ich selbst Sie darum bäte. Hat er unrecht? Wenn Sie zu uns kommen, so erhalten Sie dieses Zimmer.

Sie zeigte mir nun aus ihren Fenstern die Fenster eines an ihr Schlafcabinet anstoßenden Zimmers im Seitenflügel, welches so gelegen war, daß ich, um alles, was in jenem Cabinet vorging, zu sehen, nicht einmal nöthig hatte, an das Fenster zu treten. Da sie mein Zögern bemerkte, sagte sie, M. D. R. würde mich als Adjutanten ihres Gemahls nicht minder schätzen,

vielmehr, wenn er mich täglich bei ihr sähe, mein Bestes beherzigen. Sagen Sie also, ob Sie kommen wollen, oder nicht? —

Ich kann nicht. —

Sie können nicht? Das finde ich sonderbar. Setzen Sie sich! Wie? können Sie nicht, wenn Sie auch M. D. R. ein Vergnügen damit machen? —

Wäre ich dessen gewiß, so würde ich keinen Augenblick zögern. Aber aus seinem Munde habe ich nur, daß er es mir überläßt. —

Sie fürchten ihm also zu mißfallen, wenn Sie zu uns kommen? —

Es möchte der Fall seyn. —

Gewiß nicht. —

So richten Sie es ein, daß er selbst mir es sagt! —

Und dann kommen Sie? —

O, mein Himmel! —

Nach diesem Ausruf, der vielleicht zu viel gesagt, wende ich aus Besorgniß, ihr zu mißfallen, die Augen ab. Nun verlangte sie ihren Mantel, um zur Messe zu gehen, und zum ersten Mal, indem sie die Treppe hinabstieg, legte sie ihre bloße Hand in die meine. Dann, sich die

Handschuhe anziehend, fragte sie, ob ich Fieber habe, da mir die Hand brenne. —

Nachdem wir aus der Kirche gekommen, öffnete ich ihr die Kutsche von M. D. R., der wir zufällig begegneten, und eilte in mein Zimmer. Ich mußte Luft schöpfen und mich der Freude meines Herzens überlassen. Denn nun überzeugte mich das ganze Verfahren von Madame F., daß ich geliebt war. Ich war gewiß, ich würde auf M. D. R. eigenen Befehl zu ihr ziehen müssen.

Was ist doch die Liebe? Ich habe recht wohl alles gelesen, was die sogenannten Weisen über ihr Wesen geschrieben, und ich konnte in meinem Alter auch recht wohl darüber philosophiren, daß ich sie nie für eitel und unwichtig halten werde. Und doch ist sie eine Thorheit, über welche der Philosophie alle Macht fehlt, eine Krankheit, welcher der Mensch in jedem Alter unterworfen ist, und von der nichts ihn heilt, wenn sie spät noch ihn erfaßt. O unerklärliche Liebe! Du Gott der Natur! Du allerbitterste Süßigkeit, du aller

süßeste Bitterkeit! Himmlisches Ungeheuer, das nur Widersprüche beschreiben!

Am dritten Tage nach meiner kurzen Unterhaltung mit Madame F. befahl mir M. D. R., Herrn F. in seiner Fregatte, die auf fünf Tage nach Gouin segeln sollte, zu begleiten. Ich raffe meine Sachen zusammen, stelle mich Herrn F. vor und sage, ich sey erfreut, nun seinen Befehlen gehorchen zu dürfen. Auch er erklärt sich damit zufrieden, und wir reisen ab, ohne Madame gesehen zu haben, denn sie schlief noch.

Fünf Tage bringen uns zurück nach Corfu. Ich begleite F. in sein Zimmer und bin der Meinung, ich werde sogleich wieder zu M. D. R. müssen, deshalb frage ich, ob etwas an ihn zu bestellen sey. Aber den nehmlichen Augenblick tritt er selbst, noch in Stiefeln, ein und frägt, nachdem er sein benvenuto ausgerufen, wie wir mit einander zufrieden gewesen wären. Die Antwort fällt von beiden Theilen günstig aus, und nun erklärt er mir, er würde es gern sehen, wenn ich bei F. bliebe. Ich nehme es mit Ergebenheit an, ohne zu verbergen, wie ich mich geschmeichelt fühle, und werde sogleich nach meinem Zim-

mer geführt, demselben, welches Madame F. mir gezeigt. In weniger denn einer Viertelstunde habe ich meine kleine Equipage in Ordnung gebracht, und Abends gehe ich in die Gesellschaft. Madame F. sagt mir beim Eintreten ganz laut, sie habe vernommen, daß ich bei ihr wohne, und freue sich sehr darüber; ich mache meine tiefe Verbeugung.

Nun lebte ich dem Salamander gleich in dem Feuer, nach dem ich verlangt hatte. Kaum war ich aufgestanden, so mußte ich oft zu den Diensten von Hrn. F., oft zu denen seiner Gemahlin bereit stehen; aber in Demuth, ohne die leiseste Fordrung wagen zu dürfen, führte ich alle Befehle aus. Oft speisete ich allein mit ihr, und wenn M. D. R. sie nicht begleiten konnte, ging ich an ihrer Seite. Meine Wohnung war neben der ihrigen; wenn ich schrieb oder sonst etwas vornahm, sah sie mich, ich war ihren Augen hingestellt, wie sie den meinigen.

Drei Wochen vergingen, und nichts erfolgte, das meine Gluth milderte. Die Liebe sey noch nicht mächtig genug geworden, um den Stolz zu besiegen, mehr konnte ich mir nicht sagen, um

meine Hoffnung aufrecht zu erhalten. Alles erwartete ich von einem glücklichen Augenblick. Ich sah ihm entgegen, ja ich rechnete auf ihn, denn ich wollte durch Vernachlässigung den Gegenstand meiner Liebe nicht bei mir selbst herabsetzen. Verloren ist jeder Liebende, der nicht die Gelegenheit, wenn sie sich bietet, beim Stirnhaar faßt.

Am meisten mißfielen mir die Auszeichnungen, die ich vor der Welt von ihr erfuhr, während sie im Geheimen damit geizte. Ich verlangte das Gegentheil. Alle Welt hielt mich für begünstigt und beglückt. Aber meine Liebe war diesmal rein, keine Eitelkeit trübte sie. Sie haben Feinde, sagte sie einst, aber ich brachte sie gestern Abend zum Schweigen, indem ich mich für Sie erklärte. —

Das sind Neidsinnige, die mich beklagen würden, wenn sie alles wüßten, und von denen Sie mich befreien könnten. —

Wie wollen Sie von ihnen beklagt seyn, und wie soll ich Sie von ihnen befreien? —

Beklagen würde man mich, daß ich schmachten muß. Und befreit vom Haß würde ich seyn,

wenn Sie mich schlecht behandelten. Dann würde kein Mensch mich mehr verfolgen. —

Sie wären also lieber von mir schlecht behandelt, als von Nichtswürdigen gehaßt? —

Allerdings, wenn die öffentlichen Kränkungen durch ein geheimes Wohlwollen aufgewogen würden. Denn kein Gefühl von Eitelkeit drängt sich bei dem Glücke ein, Ihnen gehören zu dürfen. Mag man mich doch bedauern; ich kann mich trösten, wenn ich weiß, daß die Leute sich irren. —

Eine solche Rolle zu spielen, wäre ich für immer unfähig. —

Oft stand ich hinter den Vorhängen des Fensters, welches von ihrem Schlafzimmer am entferntesten war, um sie zu sehen, wenn sie sich von Niemand gesehen glaubte. Ich hätte ihren Anblick genießen können, wenn sie ihr Bett verließ, und wenigstens meine in Liebe getränkte Phantasie hätte Nahrung gehabt. Auch sie hätte ohne Beschämung meiner Gluth diese Linderung gewähren können. Denn brauchte sie zu errathen, daß ich auf der Lauer war? Aber es geschah nicht. Nur mir zur Qual schien sie ihre Fenster zu öffnen. Beim Ankleiden mußte sich

ihre Jungfer so stellen, daß ich sie selbst nicht sehen konnte. Trat sie nach dem Aufstehen an das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen, so blickte sie niemals hinüber zu mir. Gewiß wußte sie, daß ich nach ihr sah, aber nie wollte sie mir das Vergnügen machen und mir eine Bewegung zeigen, die mich auf die Vermuthung bringen konnte, sie sähe nach mir.

Eines Tages, als die Kammerjungfer ihr die sich spaltenden Spitzen der langen Locken abgeschnitten, raffte ich alle auf den Fußboden gefallenen Haare zusammen und legte sie bis auf ein kleines Büschchen, das ich, hoffend sie werde es nicht gesehen haben, in die Tasche steckte, auf die Toilette. Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlassen, als sie freundlich, aber doch übertrieben ernst verlangte, ich solle die eingesteckten Haare wegwerfen. Das war mir zu hart. Solche Strenge schien mir grausam, ungerecht und nicht am gehörigen Ort. Zitternd, mehr der Kränkung wegen als aus Zorn, gehorchte ich, die Haare mit Unwillen auf die Toilette schleudernd. —

Sie vergessen sich. —

Sie konnten die Miene annehmen, meinen Diebstahl nicht bemerkt zu haben. —

Man thut sich Gewalt, wenn man eine Miene annimmt. —

Brauchten Sie meinem kindischen Raube schwarze Absichten beizulegen? —

Keine schwarzen, aber Absichten, welche Sie bei mir nicht hegen dürfen. —

Haß oder Stolz allein kann sie mir verbieten. Hätten Sie ein Herz, so würden Sie beider überhoben seyn. Aber Sie haben nur Verstand, und einen boshaften, denn es freut ihn, wenn er demüthigen kann.

Mein Geheimniß haben Sie errathen: ich habe Sie dafür kennen gelernt, und mir soll meine Entdeckung mehr frommen, wie Ihnen die Ihrige.

Ich werde hoffentlich wieder zu mir selbst kommen. —

Nach dieser Aufwallung verließ ich das Zimmer und ging, weil ich mich nicht zurückrufen hörte, in das meinige. Ich hoffte Beruhigung vom Schlaf; deshalb entkleidete ich mich und legte mich nieder. Wer liebt, findet in solchen

Momenten den Gegenstand seiner Liebe unwürdig, hassenswerth, verächtlich.

Als man mich zum Abendessen rief, ließ ich mich krank ansagen. Ich konnte nicht schlafen, und um abzuwarten, was mit mir werden würde, stand ich nicht auf, indem ich mich auch zum Mittag noch krank melden ließ. Am Abend fühlte ich mich zu meinem Trost nur sehr matt; und als Madame F. mich zu besuchen gekommen war, wehrte ich es ab, sie zu sehen, indem ich mein Uebelbefinden für ein leichtes Kopfweh erklärte, dem ich oft unterworfen sey, und von dem Diät mich heile.

Aber gegen elf Uhr tritt sie mit M. D. R. bei mir ein. Was fehlt Ihnen, mein armer Casanova? sagt sie. —

Ich habe Kopfweh, aber ich befinde mich morgen besser. —

Weshalb wollen Sie bis morgen warten? Ihnen muß gleich besser werden. Ich habe Bouillon und zwei frische Eier für Sie bestellt. —

Nichts denn Diät kann mich gesund machen. —

Er hat Recht, ich kenne die Krankheit, sagte

M. D. R.. Doch sie nahm den Augenblick, da er einige Zeichnungen auf meinem Tische betrachtete, wahr, mir zu sagen: sie sähe es gern, wenn ich eine Tasse Fleischbrühe zu mir nähme, denn ich müsse ganz von Kräften kommen. Ich erwiederte: sie solle doch diejenigen sterben lassen, die sich ihr gegenüber vergäßen. Statt der Antwort steckte sie mir ein kleines Päckchen zu, dann ging sie, gleichfalls die Zeichnungen zu betrachten.

Ich öffne das Päckchen und entdecke ihre Haare. Schnell verstecke ich alles unter der Bettdecke, aber das Blut steigt mir in einem Augenblick so zu Kopfe, daß ich erschrecke. Ich fordre frisches Wasser.

Sie kömmt mit M. D. R., und Beide sind verwundert, mich so in Hitze zu sehen, da ich noch einen Augenblick vorher einer Leiche glich. Sie träufelte in das Wasser, das ich trinken sollte, einige Tropfen aus ihrem Flacon. Ich trinke und gebe sogleich das Wasser mit Galle gemischt von mir. Augenblicklich befinde ich mich besser und fordre zu essen. Sie lacht, und die Kammerjungfer bringt mir Suppe und zwei Eier, die ich mit Heißhunger verzehre. Dann lache

ich mit allen Anwesenden und erzähle die Geschichte von Pandolfin. M. D. R. glaubt ein Wunder zu sehen, und mir malt sich im Gesicht von Madame F. Liebe, Mitleid und Treue. Wäre M. D. R. nicht zugegen gewesen, so hätte dies der Augenblick meines Glücks seyn können; doch ich fühlte, dieser Moment lag nicht mehr fern. Nachdem ich eine Menge artiger Geschichten erzählt, sagte M. D. R., wenn er mich nicht vomiren gesehen, würde er meine Krankheit für Verstellung halten, denn solcher Uebergang von der Trauer zur Freude schiene ihm aller Natur entgegen.

Das hat mein Wasser gewirkt, und mein Flacon soll hier bleiben, sagte Madame, indem sie mich ansah. —

Nehmen Sie es mit, erwiederte ich, ohne Ihre Anwesenheit fehlt dem Wasser die Wirkung. —

Das denke ich auch, und drum lasse ich Sie allein beim Kranken, sagte er. —

Nein, nein. Wir müssen ihn schlafen lassen. —

Ein tiefer Schlaf ließ mich in einem einzigen so innigen Traume mit ihr, daß er leicht

süßer seyn konnte, wie das, was die Wirklichkeit vielleicht mir geschenkt haben würde. Ich hatte große Fortschritte gemacht. Vier und dreißig Stunden des Hungerns hatten mir das Recht gegeben, ihr offen von meiner Liebe zu sprechen.

Das Geschenk ihrer Haare konnte mir nichts anders sagen sollen, als daß sie damit zufrieden sey, wenn ich fortfahre sie zu lieben.

Am folgenden Tage, nachdem ich H. F. meine Aufwartung gemacht, blieb ich ein Weilchen im Zimmer der Kammerjungfer, weil Madame noch schlief. Ich hatte das Vergnügen, sie bei der Nachricht von meiner Anwesenheit lachen zu hören. Sie ließ mich kommen, um mir, ohne daß ich ein Wort zu sprechen vermochte, zu sagen, sie freue sich, mich wieder gesund zu sehen, und ich möchte M. D. R. in ihrem Namen einen guten Morgen sagen.

Nicht blos dem Geliebten, auch jedem andern Auge muß eine schöne Frau tausendmal reizender in dem Augenblick seyn, wo der Schlaf sie verläßt, als nachdem sie ihre Toilette gemacht. Madame F. überschwemmte meine Seele mit Strahlen, die aus ihrem lieblichen Wesen in der-

selben Plötzlichkeit aufbrachen, wie die Sonne die ihrigen über das Weltall ausgießt. Und doch, je reizender eine Frau ist, um so ämsiger hütet sie den Putztisch. Man begehrt stets mehr, als man besitzt. — Der Befehl meiner Angebeteten, sie zu verlassen, war mir der entschiedenste Beweis meines Glückes. Sie hat mich fortgeschickt, sagte ich, weil sie voraussah, daß bei längerer Weile ich sie um einen Liebessold oder wenigstens um ein Aufgeld angefleht haben würde, das sie mir vielleicht nicht versagen konnte.

Bereichert durch ihre Haare, ging ich bei mir zu Rathe, was ich anfangen solle mit diesem Schatze. Zur Entschädigung für das kleine Flöckchen, das ich mir aufgelesen, hatte ich genug erhalten, um mir ein Haarband machen zu lassen. Anderthalb Ellen Länge hatten diese schönen Haare. Nachdem ich meinen Plan ausgebildet, begab ich mich zu einem jüdischen Zuckerbäcker, dessen Tochter stickte. Dieser trug ich auf, die vier Anfangsbuchstaben unserer Namen auf ein Bracelet von grünem Atlas zu sticken, die übrigen bestimmte ich zu einer langen Tresse, die einer sehr feinen Schnur glich. Das eine Ende

war mit einem schwarzen Bande besetzt, das andere, umgebogen, bildete eine Schlinge, so daß ich nun beständig das Seil bei mir trug, dessen ich bedurfte, wenn verzweifelnde Liebe sich erdrosseln wollte. Ich legte die Schnur um meinen bloßen Hals, den ich viermal damit umschlingen konnte. Einen kleinen Theil der Haare verwandelte ich in Staub, indem ich ihn mit einer feinen Scheere in ganz kleine Fäschen zerschnitt, und ließ diese den Juden in meiner Gegenwart mit Zucker, Ambra, Vanille, Angelika, Alkermes und Styrax-Essenz einmachen, nicht eher ihn verlassend, als bis er mir die Dragée einhändigen konnte, die er aus jenen Bestandtheilen verfertigt. Ich ließ ihn auch noch ähnliche bereiten, denen nur die Haare fehlten. Jene that ich in eine schöne Büchse von Krystall de roche, diese in eine von Emaille.

Seit dem Geschenk ihrer Haare füllte ich die Zeit, welche ich bei ihr zubrachte, nicht mehr mit Erzählungen aus, sondern sprach ihr von meiner Liebe und meinem Verlangen. Ich stellte ihr die Nothwendigkeit vor, mich entweder zu erhören oder von sich zu verbannen.

Aber sie wollte das nicht zugeben. Sie behauptete, wir könnten nur glücklich seyn, wenn wir es über uns vermöchten, keine unserer Pflichten zu verletzen. Warf ich mich ihr zu Füßen, um im voraus Vergebung für eine Kühnheit davonzutragen, die ich begehen wollte, dann zügelte sie mich mit einer Gewalt, die mehr vermochte, wie jedes Verfahren, durch das die allerstrengste Frau die Angriffe des kühnsten Liebhabers abzuweisen versucht hätte. Ohne Zorn und Erhebung, mit himmlischer Milde, mit Augen übervoll von Liebe sagte sie, ohne sich zu vertheidigen: Nein, mein geliebter Freund, mäßige dich und mißbrauche nicht meine Zärtlichkeit! Nicht Ehrerbietung, die dich von mir entfernt, nur Schonung verlange ich, weil ich dich liebe. —

Sie liebten mich und könnten sich nie entschließen wollen, uns glücklich zu machen? Das läßt sich weder glauben, noch ist es natürlich. Sie nöthigen mich, daß ich glauben muß, Sie lieben mich nicht. Nur einmal lassen Sie mich meine Lippen auf die Ihrigen heften, und nie werde ich mehr verlangen. —

Unmöglich. Unsere Wünsche würden noch

brennender werden, und wir uns nur noch unglücklicher fühlen. —

So brachte sie mich zur Verzweiflung und klagte dann doch, daß man mich in der Gesellschaft so verändert sehe, daß jene Fröhlichkeit verschwunden sey, durch die nach meiner Rückkehr von Constantinopel ich so liebenswürdig gewesen. M. D. R., der oft aus Artigkeit ein Gespräch mit mir anknüpfte, behauptete, ich würde zusehens magrer.

Eines Tages tadelte sie mich deshalb, weil die Bosheit sagen würde, sie verfahre nicht gut mit mir.

Welche sonderbare Betrachtung! Sie scheint widernatürlich, und doch war sie von einer Frau angestellt worden, welche liebte. Ich machte eine Idylle in Eklogenform darauf, und noch heute entlockt sie mir jedesmal, wenn ich sie lese, Thränen.

Wie? sagte ich ihr einst, Sie erkennen Ihr Betragen als unrecht an, weil Sie fürchten, die Welt könne es errathen? Welche sonderbare Besorgniß eines liebenden Gemüths, das mit seinem eigenen Herzen voll Liebe sich nicht in Eintracht setzen kann! Also würden Sie mich gern

wohlbeleibt und blühend sehen, auch wenn man es für eine Folge der himmlischen Nahrung nähme, die von Ihnen kömmt? —

Mag man es dafür halten, wenn es nur nicht wirklich so ist! —

Welch ein Widerspruch? Fast möchte ich an mir selbst ungewiß werden, ob ich Sie liebe. Aber auch Sie werden mager, und ich muß Ihnen im voraus die Folgen Ihrer Sophismen ankündigen. Wir werden binnen kurzem beide sterben, Sie an innerer Verzehrung, ich an Erschöpfung. Denn Tag und Nacht lange ich mit meinem ganzen Wesen nach Ihrem holdseligen Bilde, aber stets entgeht mir Ihr süßes Selbst.

Erschrocken und gerührt sah ich sie bei diesen Worten und glaubte, der Augenblick meines Glücks wolle erscheinen. Mit dem rechten Arm umschlang ich ihren Leib und streckte meine Linke schon aus, als die Schildwache zweimal Feuer gab. Ich sammle mich, stehe auf, bleibe vor ihr stehen, und M. D. R. tritt ein. Diesmal fand er mich so heiter, daß er eine Stunde bis nach Mitternacht mit uns verweilte.

Mein Dragée fing an Aufsehen zu machen. Madame F., M. D. R. und ich waren die Einzigen, deren Bonbonniere davon angefüllt blieb.

Ich geizte damit, und Niemand durfte mich darum ansprechen. Ich hatte gesagt, mein Dragée sey theuer, und keinem Chemiker in Corfu die Zusammensetzung bekannt. Niemals jedoch hatte ich aus meiner Krystallbüchse einem Andern gegeben, und das bemerkte Madame F. Weder hielt ich jene Zuckerplätzchen für einen Liebestrank, noch glaubte ich, daß die Haare sie angenehmer machen könnten, aber die Liebe machte sie mir theuer. Es that mir wohl, wenn ich mir sagen konnte, du genießest etwas von ihr, das sie selbst ist.

Madame F. war bis zur Thorheit hinter meinem Zuckerwerk her. Sie sagte mir, es sey eine Art von Universalmedicin, und als sie wußte, daß sie die Gebieterin seines Besitzers war, so bekümmerte sie sich wenig um die Bestandtheile und das Recept. Da sie jedoch bemerkt hatte, daß ich nur aus der Bonbonniere von Emaille austheilte, selbst aber aus der von Kry-

stall meine Provision nahm, so befragte sie mich nach der Ursach hiervon. Ich, ohne weiter etwas dabei zu denken, sage, in dem Dragée, welches ich nehme, sey etwas enthalten, was mich zwinge sie zu lieben. —

Daran glaube ich zwar nicht, sagte sie; aber jene Dragées müssen denn doch anders seyn, wie die, welche ich selbst esse. —

Sie sind von einer Masse, aber das Ingredienz, welches mich nöthigt Sie zu lieben, findet sich nur in denen, die ich genieße. —

Thun Sie mir den Gefallen und nennen Sie mir dies Ingredienz! —

Es ist ein Geheimniß, das ich Ihnen nicht verrathen darf. —

So nehme ich nicht mehr von Ihrem Zuckerwerk.

Bei diesen Worten stehet sie auf, leert ihre Bonbonniere, füllt sie mit anderm Zuckerwerk und zeigt sich ungehalten, indem sie jede Gelegenheit, mit ihr allein zu seyn, vereitelt. Das thut mir weh, ich werde traurig und kann mich doch nicht entschließen, ihr zu sagen, ich genieße mit wahrer Wonne ihre Haare.

Vier oder fünf Tage nachher fragt sie mich, was mich traurig mache. —

Daß Sie nicht mehr von meinem Zuckerwerk essen. —

Sie sind Herr Ihres Geheimnisses, und ich esse, was ich will. —

Das ist der Lohn dafür, daß ich Ihnen ein Geheimniß anvertraut! —

Mit diesen Worten öffne ich meine Krystallbüchse, leere sie rein aus und sage sodann: Nun noch zweimal, und die Raserei der Liebe tödtet mich. So werden Sie sich gerächt sehen. Adieu! —

Sie jedoch ruft mich zurück, fordert mich auf, mich zu setzen, und sagt mir, ich möchte die Thorheiten lassen, die sie kränken müßten. Ich wüßte, daß sie mich liebe, und nicht, weil jene Liebesmittel sie dazu zwängen. Zum Beweise dessen wolle sie mir ein anderes Pfand ihrer Zärtlichkeit gewähren.

Nach diesen Worten bietet sie mir ihren Mund dar und überläßt ihn dem meinigen so lange, bis ich mich losmachen muß, Athem zu holen. Nun, von meinem Entzücken mich er=

holend, stürze ich ihr zu Füßen, und die Wangen mit dankbaren Thränen benetzt, sage ich ihr, daß ich mein Verbrechen gestehen wolle, wenn sie mir Verzeihung verspräche. —

Ihr Verbrechen? — Ich erschrecke, doch ich vergebe, nur sagen Sie mir schnell alles! —

Alles sollen Sie hören. Mein Dragée ist mit Ihren Haaren versetzt, nachdem ich sie zu Staub verwandelt. Hier auf diesen Armbändern schrieben jene Haare unsre Namen, und hier umgeben sie meinen Hals mit einer Schnur, mit der ich mich erdroßle, wenn Sie mich nicht mehr lieben. Dies ist mein ganzes Verbrechen, und keins träfe mich, wenn ich Sie nicht anbetete.

Hierauf lächelte sie, hob mich auf, trocknete mir die Thränen, sagte, ich sey wirklich der schuldvollste Sterbliche, und versicherte mich, ich würde mich niemals erdrosseln.

Nach dieser Unterredung, die mich zum ersten Mal den Nektar eines Kusses von meiner Göttin kosten ließ, ward mir die Kraft, ihr gegenüber ein ganz anderes Betragen zu behaupten. Sie sah mich entflammt, glühte wohl selbst und bewunderte die Kraft, mit der ich jeden An=

griff unterdrückte. Wie, sagte sie mir einst, ist es Ihnen gelungen, sich so zu beherrschen? —

Das hat der Kuß gethan, den Sie mir freiwillig gegeben; seitdem will ich nichts, was Sie selbst nicht mir gewähren. Wüßten Sie nur, wie süß der Kuß war! —

Wie sollte ich das nicht wissen? Undankbarer Mensch! Wer von uns beiden war denn der Schöpfer dieses Kusses? —

Sie haben Recht, englisches Wesen, nicht Sie, nicht ich, die Liebe war es. —

Ja, die Liebe, mein Freund; sie, deren Schätze zahllos sind. —

Nun verspendeten wir in Ueberfülle die Küsse, und sie zwang mich auf eine Weise an ihren Busen, die meine Arme, noch mehr aber meine Hände banden. Das war schlimm, und doch tröstete ich mich. Nach dem Schluß des reizenden Kampfes fragte ich sie, ob wir nie weiter kommen würden. —

Nie weiter! D i e L i e b e i s t e i n K i n d, m a n m u ß e s e i n w i e g e n m i t l e i c h t e m G e t ä n d e l, e s s t ü r b e v i e l l e i c h t, w e n n i h m z u v i e l g e b o t e n w ü r d e.

Ich kenne es besser. Es darbt ohne die echte Nahrung, es verschmachtet, wenn sie zu hartnäckig verweigert wird. Lassen Sie mich hoffen! —

Hoffen Sie, wenn es Ihnen Hülfe gibt! —

Was bliebe mir auch sonst? Doch ich hoffte nicht, wenn Sie kein Herz hätten. —

Kein Herz? Erinnern Sie sich des Tages noch, wo Sie im Zorn mir eine Beleidigung zu sagen dachten, als Sie sprachen, ich habe nur Verstand, doch kein Herz? Wie oft habe ich seitdem, daran denkend, lachen müssen! Ja ich habe ein Herz und würde mich jetzt nicht glücklich fühlen, wenn ich es entbehrte. So lassen Sie denn unser jetziges Glück uns erhalten, aber auch grade deshalb wollen wir uns darauf beschränken.

Indem ich mich diesen Geboten unterwarf und täglich glücklicher ward, rechnete ich auf die Gewalt der zuletzt stets siegreichen Natur, die der Vorurtheile spottet. Aber diesmal verband sich das Glück mit der Natur. Einem Unfalle verdanke ich viel, und Folgendes ist die Geschichte desselben.

Auf einem Spaziergange im Garten am Arm

von M. D. R. stieß sich Madame F. das Bein gegen den Stamm eines Rosenstockes so heftig, daß sie sich die Haut des Schienbeins auf zwei Zoll Länge abstreifte. M. D. R. verband ihr sogleich mit dem Schnupftuch die blutende Wunde, und ich sah von meinem Fenster aus, wie zwei Bedienten sie in einer Art von Tragbahre nach Hause trugen.

Fußwunden sind in Corfu sehr gefährlich; man heilt sie nicht ohne große Sorgfalt und muß oft eine andre Gegend wählen, um die Vernarbung zu befördern.

Der Chirurg verlangte, daß das Bett gehütet werde, und ich mußte beständig zu den Befehlen der Kranken bereit stehen. Jeden Augenblick sah ich sie, aber die vielfältigen Besuche der ersten drei Tage ließen mich keinen Augenblick mit ihr allein. Abends, wenn sich alles entfernt, speiseten wir; ihr Mann verließ sie zuerst, eine Stunde später M. D. R., und der Anstand wollte, daß ich dasselbe that. Vor der Verwundung war ich besser daran. Ich sagte es ihr, doch am folgenden Tage gewährte sie mir einen Genuß. Morgens um fünf Uhr

kam jedesmal ein alter Chirurg, um im Beiseyn der Kammerjungfer nach der Wunde zu sehn. Ich ging dann noch im Morgenkleide in das Zimmer der Kammerjungfer, um vor allen Andern zuerst Nachricht vom Befinden meiner Angebeteten zu erhalten. Am Morgen nach meiner Aeußerung ward ich, während der Chirurg die Wunde besah, gerufen.

Sehen Sie doch nach, ob es wahr ist, daß die Röthe meines Beines nachgelassen hat! —

Ich müßte es gestern gesehen haben, wenn ich urtheilen wollte. —

Sie haben Recht; ich fühle Schmerz und fürchte den Wiederaufbruch. —

Fürchten Sie nichts, sagte der alte Chirurg, bleiben sie im Bett, und Sie sollen geheilt werden. —

Während er sich zum Tisch am Fenster begab, einen Umschlag zu bereiten, und die Kammerjungfer Leinwand holte, fragte ich: ob in dem dicken Fleisch Härten zu fühlen seyen, und ob die Röthe sich in Streifen bis zum Oberbein hinaufziehe. Diese Fragen mußten mit Untersuchungen durch Augen und Hände begleitet

werden; aber ich fühlte weder Härte noch sahe ich Röthe, und schnell ließ mit lächelndem Auge die zärtliche Kranke das Betttuch fallen, indem sie mir noch einen Kuß gestattete, den ich nach zehn Tagen des Darbens nöthig hatte, um mich seiner Süßigkeit wieder zu erinnern. Nach diesem Kuß glaubte ich, meine Zunge über ihre Wunde fahrend müsse dieser ein Wundbalsam werden, aber die Kammerjungfer versah künftig den Dienst, von dem ich glaubte, die Heilkraft meiner Liebe mache ihn wirksam.

Ich war nun allein mit ihr geblieben, und glühend vor Verlangen beschwor ich sie, wenigstens meine Augen nochmals zu beglücken. Ich kann, sagte ich, die Wonne nicht verschweigen, die der Anblick Ihres himmlischen Beines und des dritten Theils vom Schenkel meiner Seele eingeflößt; aber ich fühlte mich gedemüthigt, als ich mich besann, daß ich meinen Genuß einem Raube schuldig geworden. — Vielleicht irrst Du Dich, sagte sie. —

Am nächsten Tage hatte der Chirurg sie kaum verlassen, als sie mich bat, ihr Kopfkissen und die Unterkissen in Ordnung zu bringen. Während

sie sich selbst bemühte, mir das Geschäft zu erleichtern, faßte sie die Oberdecke, um sie in die Höhe zu heben, und da mein Kopf hinter ihrem war, so konnte ich zwei Säulen von Elfenbein erblicken, zwischen denen ich meinen letzten Seufzer hätte verhauchen mögen, und deren Knauf, nach dem alle meine Wünsche trachteten, eine neidische Leinwand verhüllte. Am meisten beglückte mich in diesem Augenblick, daß meine Angebetete über die Langsamkeit, mit der ich die Kissen in Ordnung brachte, nicht unwillig ward.

Nachdem es geschehen, warf ich mich entkräftet in einen Lehnstuhl, mich zu erholen. Ich betrachtete das himmlische Wesen, das ungezwungen mir jeden Augenblick eine Wonne bereitete, hinter der eine neue größere schlummerte.

Woran denken Sie? fragte sie mich.

An das unbeschreibliche Glück, das ich so eben genossen. —

Sie sind ein grausamer Mensch. —

Gewiß nicht. Denn wenn Sie mich liebten, so brauchten Sie wegen der Güte nicht zu erröthen, die Sie mir gewährten. Bedenken Sie nur, daß, wenn ich wirklich an Ihre Liebe glau=

ben soll, ich es nicht Zufall nennen darf, was mir Ihre Reize gezeigt. Glaubte ich das, so hätte ein Zufall jedem Unwürdigen das darbieten können, was mich entzückt hat. Lassen Sie mich dankbar dafür werden, daß ich heut erfahren habe, wie sehr mich nur ein einziger meiner Sinne schon zu beglücken vermag! Können Sie denn böse seyn auf meine Augen? —

Ja ich bin es. —

Nun so reißen Sie sie mir aus mit der Wurzel! —

Am folgenden Tag, nachdem der Chirurg sich entfernt, schickte sie die Kammerjungfer weg, um etwas einzukaufen, und rief mit einem Male: Sie hat vergessen, mir ein Hemd anzuziehen! —

Erlauben Sie, daß ich sie ersetze! —

Ich will es, aber bedenke, daß ich es nur mit Deinen Augen zu thun haben darf! —

Ich weiß es und verlange nicht mehr. —

Sogleich schnürt sie ihr Schnürleib auf, legt es ab und wirft ihr Hemde weg, indem sie mir sagt, ich möchte ihr das weiße überwerfen. Ich war versteinert vom Anblick des Drittheils ihrer Gestalt, das sich mir zeigte. Mein Hem-

de! Geschwind! dort liegt es auf dem kleinen Tisch, sagte sie. — Wo? frage ich. — Dort am Fuß des Bettes, ich selbst will es herbeilangen. —

Nun beugt sie sich vor, streckt sich nach dem kleinen Tisch aus und läßt mich das Reizendste von dem erblicken, was ich zu besitzen wünsche, ohne sich zu übereilen. Ich denke, der Tod erfaßt mich, indem ich das Hemde aus ihrer Hand nehme, und stehe bebend vor ihr wie ein vom Schlag Gelähmter. Das erweckt ihr Mitleid, doch nur Mitleid mit meinen Augen; denen gönnt sie alle ihre Reize und macht mich trunken von neuer Bezauberung. Sie fängt an sich in die eigene Betrachtung zu verlieren und wird von der eigenen Schönheit auf eine Weise hingerissen, daß ich überzeugt war, sie selbst fand Freude daran und fühlte dabei. Endlich wendet sie mir ihren Kopf zu, und ich werfe das Hemde hinüber, aber selbst auf sie hinstürzend und sie in meine Arme reißend. So gab sie mir das Leben wieder, indem sie sich von meinen Küssen verzehren ließ und den Händen nun doch die holde Gestalt gönnte, welche die Augen genossen. Un-

sere Lippen wurden eins, unbeweglich und athemlos blieben wir, bis die Liebe uns ermattete. Das Ende des Kampfs, obwohl süß, war doch dem Verlangen zu wenig. Sie hielt mich, daß mir das Geheimste verschlossen blieb, und bewachte meine Hände, um auf keine Weise, auch nicht durch irgend einen Anblick sich entwaffnet zu finden.

---

## Sechstes Capitel.

Ein harter Schlag wirft mich nieder. — Meine Liebe erkaltet. — Ich verlasse Corfu. — Kehre nach Venedig zurück. — Verlasse den Kriegsdienst. — Werde Violinspieler. —

Die Wunde begann zu vernarben, und die Zeit nahte, wo die schöne Kranke, ihr Bett verlassend, zu den alten Gewohnheiten zurückkehrte. Der Obergeneral der Galeeren hatte zu Gouyn eine Revue angeordnet, und F., der Abends zuvor abgereiset war, empfahl mir, früh mit der Feluke abzusegeln. Weil ich bei seiner Gemahlin allein speisete, beklagte ich mich, daß wir uns am folgenden Tage nicht sehen würden. „Die Nacht möge uns schadlos halten, wir wollen sie verplaudern," sagte sie. „Gehen Sie in Ihr Zimmer und kommen Sie durch das meines Man=

nes wieder; hier ist der Schlüssel. Sobald Sie von Ihrem Fenster aus sehen, daß mich meine Zofe verlassen, erwarte ich Sie."

Pünctlich folge ich dem Befehl, und bald sind wir allein bei einander, glücklich, fünf Stunden vor uns zu haben. Es war im Junius und die Hitze brennend, meine Geliebte lag schon im Bett. Ich umschließe sie mit meinen Armen, und sie schließt mich in die ihrigen. Aber während sie sich mit unmenschlicher Tyrannei die Gewalt der Enthaltung anthut, glaubt sie sich unverpflichtet, mich um einen Zustand zu beklagen, der dem ihrigen gleicht. Bitten, Vorstellungen, Worte bleiben umsonst. Die Liebe sollte nun einmal es dulden, gezügelt zu werden, und den Moment abwarten, der von selbst die süße Beruhigung zu bringen schien. Den Glanz der Befriedigung auf dem Antlitz tragend, schauen wir aus der Ferne Einer nach dem Andern hinüber. So erwacht das Verlangen von neuem, sie erkennt dessen Vorboten, scheint unwillig darüber, wirft alles, was die Hitze mehrt und uns trennt, hinweg, sich selbst aber mir in die Arme. Mehr wie Raserei, heiße Wuth sehe ich, fühle ich und

will sie theilen. Keine menschliche Gewalt hätte sie heftiger erfassen können; aber mit einem Male entwindet sie sich mir und lächelt mich süß an, wie der Himmel nach Entladung der Gewitterschwüle. Ich flehe sie, mir zu gestatten, daß ich ihrem Entbehren ein Ende mache, aber sie, sich streng bewachend, sagt, der Feuerschlund der Liebe würde mich verzehren, wenn ich ihm nahen wollte, und bittet mich, dafür sie recht fest zu umschließen. Halte Dich ihm fern, Geliebter, ruft sie aus, und nimm alles Andere, was du begehrst, mein Herz, meine Seele! Himmel, sie entflieht, fange sie mit deinen Lippen auf und gib mir die Deine dafür! —

Das Schweigen währte diesmal länger, aber der unvollkommene Genuß that mir wehe. Klage nicht darüber, sagte sie; dieses Enthalten macht unsre Liebe unsterblich. Vor einer Viertelstunde schon liebte ich dich, jetzt liebe ich dich noch inniger; das würde nicht seyn, wenn wir bereits alles genossen hätten. —

Du bist auf falschem Wege, Geliebte. Begierden sind die wahren Qualen des Menschen, und sie würden uns tödten, wenn die Hoffnung

nicht ihre mörderische Kraft dämpfte. Glaube mir, die Qualen der Hölle können nur in unbefriedigten Begierden bestehen. —

Begierden sind stets von Hoffnung begleitet. —

Nein, die Hölle weiß von keiner Hoffnung. —

Dann gibt es auch keine Begierden, denn wer wird verlangen, ohne zu hoffen? —

Erkläre mir nur, wenn Du begehrst ganz mein zu werden, und wenn Du mein zu werden hoffest, wie Du Deiner eigenen Hoffnung ein Hinderniß entgegensetzen kannst? Du solltest dich, Holdseligste, nicht länger mit solchen Sophismen verblenden. Laß uns ganz glücklich werden und sey gewiß, daß, so oft wir unsern Begierden durch Befriedigung ein Genüge thun, sie wieder erwachen werden! —

Sieh, in diesem Augenblicke mache ich an Dir die Erfahrung vom Gegentheil. Wer weiß, ob der Sarg, welchen Deine Liebe suchte, sie nicht für lange begraben hätte! —

Ich bitte Dich, geliebte Freundin, höre endlich auf an falsche Erfahrungen zu glauben! Du hast bis jetzt keine Liebe gekannt. Was Du ihr Grab nennst, ist der Sitz der Wonne, der ihr

Unsterblichkeit leiht. Erfahre das durch mich, und Du wirst fühlen, was Amor von Hymen unterscheidet! Dieser stirbt, um sich loszumachen vom Leben, jener stirbt, weil ihm sterben Wonne ist, und er sie genießen will, diese Wonne. Also weg mit dem Mißbrauch der Liebe, und glaube mir, wenn wir sie wahrhaft genossen, werden wir uns erst recht lieben! —

Nun wohl, ich will Dir glauben, aber laß uns noch zögern! Indessen wollen wir allem Getändel, jedem holden Spiel der Liebe den Zügel lassen. Verzehre mich, aber laß dafür auch mir den Willen mit Dir! Und wenn diese Nacht uns zu kurz werden sollte, so wollen wir morgen in stillem Frieden den Schmerz darüber ertragen, weil wir gewiß sind, daß die Liebe uns eine neue Nacht schenken wird. —

Aber wie, wenn unser Einverständniß an den Tag kömmt? —

Machen wir ein Geheimniß daraus? Alle Welt weiß, daß wir uns lieben, und die, welche glauben, wir machen uns nicht glücklich, würden dann gerade uns furchtbar werden, wenn sie das Gegentheil dächten. Nur als Schuldige darf man

uns nicht betreffen, und das wird nicht geschehen; der Himmel schützt uns. Wer liebt, wie wir, ist nicht schuldig. So lange ich von mir weiß, hat die Wonne der Liebe mir vor der Seele geschwebt. Der Anblick eines Mannes entzückte mich, ich sah das Wesen, das als meine andre Hälfte für mich, und für das ich selbst geboren war, ich konnte nicht erwarten, mit ihm durch das Band der Ehe vereinigt zu werden. Die Liebe, dachte ich, erwache erst nach dieser Vereinigung, aber ich erschrack, als mein Gemahl, indem er mich zum Weibe machte, mir nur einen Schmerz bereitete, der durch keinen Genuß ersetzt ward. Ich fand, daß meine Einbildungskraft im Kloster eine reichere Quelle gewesen war. So sind wir nun recht gute, aber auch ganz kalte Freunde geworden. Selten theilen wir eine Nacht, und Jeder kümmert sich wenig um den Andern. Deshalb ist jedoch kein Unfriede unter uns, denn begehrt er mich, so weigre ich mich nicht, aber weil die Würze der Liebe fehlt, verlangt er selten nach der Spende, nur wenn er ein Bedürfniß nach ihr zu fühlen glaubt. Kaum hatte ich bemerkt, Du liebtest mich, als ich erfreut darüber

ward und jede Gelegenheit unterstützte, Dich noch verliebter zu machen. Daß ich mich verlieben würde, hielt ich für unmöglich. Kaum aber merkte ich, daß ich mich betrogen, als ich anfing Dich zu mißhandeln, als wollte ich Dich bestrafen, daß Du meine Gefühle aufgeregt. Doch Deine Geduld und Dein Widerstand setzten mich eben so sehr in Erstaunen, wie sie mich mein Unrecht fühlen ließen, und schon nach dem ersten Kuß besaß ich mich selbst nicht mehr. Ich ahnte nicht, daß ein Kuß so viel vermöchte. Ich empfand nun, daß ich selbst nur dann beglückt werden könnte, wenn ich Dich beglückte. Das schmeichelte mir, das machte mich glücklich, und gerade in dieser Nacht empfand ich, wie nur dann ich glücklich seyn konnte, wenn Du es warst. —

Dies, theure Freundin, ist auch gewiß die zarteste Empfindung der Liebe, aber Du gönnst mir nie dies Glück, wenn Du mich ausschließest von seinem Wohnsitz. —

Von ihm ja, doch nicht von seinen Vorhöfen. O daß sie zahllos wären! —

Den übrigen Theil der Nacht weihten wir der Befriedigung unsers gegenseitigen Verlangens,

wie sie es zu begehren schien, und jedesmal vereitelte sich meine Hoffnung, für ihr Enthalten mich zu entschädigen.

Mit dem ersten Morgenschimmer mußte ich sie verlassen, um nach Gouyn abzugehen; und sie weinte vor Freude, mich noch beim Abschied als Eroberer zu erblicken, sie glaubte nicht, daß dies in der Natur läge.

Nach dieser Nacht, so reich an Wonne, verflossen gegen zwölf Tage, ohne daß sich uns ein Augenblick darbot, auch nur einen Funken des Feuers zu löschen, das uns verzehrte, als das unglückliche Ereigniß sich zutrug, das mich in den Abgrund stürzte.

F. sagte nach dem Abendessen in meiner Gegenwart zu seiner Frau, er wolle noch zwei kurze Briefe schreiben und dann die Nacht bei ihr zubringen. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als sie sich auf ihr Bett setzte und mich ansah. Gleich stürze ich ihr in die Arme; sie weicht und hat mir den letzten Besitz kaum einen Augenblick vergönnt, als sie sich losmacht, mich wegstößt, aufsteht und mit dem Angesicht einer Wahnsinnigen in einen Armsessel eilt. Regungs=

los und staunend betrachte ich sie mit Zittern, um den Anlaß dieser widernatürlichen Bewegung zu ergründen, und ich höre sie, indem sie mich mit Augen von Liebe flammend anblickt, diese Worte sprechen: Holder Freund, wir gehen in unser Verderben. —

Verderben? —

Du hast mich vernichtet, antwortet sie, und ich rufe: Ach, ich fühle, ich sterbe! Wir sehen uns vielleicht nie wieder. —

Nach diesen Worten verlasse ich das Zimmer, verlasse das Haus und suche die Esplanade, um freie Luft zu schöpfen, denn mir war, als müsse ich sterben. Wer nicht aus Erfahrung das Schreckliche eines Augenblicks kennt, wie ich ihn erfahren hatte, macht sich keine Vorstellung davon, und ihm ist er nicht zu beschreiben.

In der furchtbaren Aufregung meines ganzen Wesens höre ich aus einem Fenster meinen Namen rufen. Ich antworte, trete näher, und beim herrlichsten Mondenscheine sehe ich Melulla auf ihrem Balkon. Was thun Sie dort um diese Stunde? frage ich. — Ich bin allein und mag

mich noch nicht niederlegen. Kommen Sie einen Augenblick herauf! —

Jene Melulla war eine Courtisanne aus Zante, die seit vier Monaten ganz Corfu durch ihre Schönheit bezauberte. Wer sie gesehen, pries ihre Reize, man sprach von nichts, denn von ihr. Ich hatte sie mehrmals gesehen, und troß ihrer Schönheit würde ich sie doch weniger liebenswürdig, wie Madame F. gefunden haben, auch wenn ich in diese nicht verliebt gewesen wäre. Im Jahre 1790 sah ich zu Dresden eine Frau, die in meinen Augen jener Melulla vollkommen glich. Sie hieß Magnus und starb einige Jahre nachher.

Das Mädchen führte mich in ein wollüstig angeordnetes Gemach und überhäufte mich mit Vorwürfen, ich sey der Einzige, der sie niemals besucht und der sie verachtet habe, obwohl sie mich allein zum Geliebten begehrt. Sie versprach, sich rächen zu wollen, und meine Kälte bringt sie nicht zum Weichen. Erfahren in ihrem Gewerbe, macht sie allen möglichen Gebrauch von ihren Reizen; sie bemächtigt sich meiner, und ich lasse mich in den Abgrund

hinabziehen, wie der nichtswürdigste und verächtlichste aller Menschen. Ihre Reize waren hundertmal geringer, wie die der himmlischen Frau, der ich Schmach anthat. Aber die Verruchte, welche die Hölle mir gesandt hatte, mich in das schwarze Verderben zu reißen, bemächtigte sich meiner in einem Augenblick, wo jedwedes Ereigniß mich würde haben überwältigen können.

Weder Liebe, noch erhitzte Phantasie, noch der unwürdige Gegenstand selbst riß mich dahin, sondern Trägheit, Schwäche und Nachgiebigkeit in einem Augenblick, wo mein Engel mich durch meinen Eigensinn gekränkt hatte, der, wäre ich kein Nichtswürdiger gewesen, meine Liebe verdoppeln mußte. Melulla, überzeugt, mir gefallen zu haben, entließ mich nach zwei Stunden, alle die Goldstücke verschmähend, die ich ihr anbot.

Mit Haß und Abscheu wider sie, legte ich mich nieder, und nach vier Stunden schlechten Schlafs kleidete ich mich an, um zu F. zu gehen, der mich rufen lassen. Ich vollziehe seine Befehle und trete in das Zimmer seiner Gemalin. Sie saß am Putztisch, und ich sandte ihr meinem Gruß in den Spiegel. Heiterkeit, Friede, Milde und Un=

schuld sind auf ihrem Gesicht geschrieben. Ihre schönen Augen begegnen den meinigen, und eine Wolke der Trauer verdunkelt mit einem Male das himmlische Angesicht. Sie senkt die Augenlieder und sagt nichts, dann sie wieder aufschlagend, sieht sie mich scharf an, als wolle sie mich durchschauen und alles in meiner Seele lesen. Dem Schweigen sich überlassend, bricht sie es in dem Augenblick erst, wo wir allein sind.

Weder Sie, geliebter Freund, geben einer Unwahrheit Raum, noch will ich es thun. Den ganzen Abend über bin ich gestern, nachdem Sie mich verlassen hatten, traurig geblieben; denn ich begriff, daß mein Benehmen auf eine furchtbare Weise das Temperament eines Mannes erschüttern konnte. Auch beschloß ich, Ihnen künftig nur Liebes zu erzeigen. Ich bildete mir ein, Sie würden die freie Luft gesucht haben, und fand es verzeihlich. Mich zu überzeugen, verweilte ich eine Stunde und sah kein Licht in Ihrem Zimmer. Drauf kam mein Gemahl, und ich mußte mich mit dem Kummer der Gewißheit niederlegen, daß Sie nicht zu Hause waren. Aergerlich über mich und mein Betragen, schlief ich

wenig und schlecht. Früh Morgens ließ mein Gemahl Sie durch einen Unterofficier rufen, und ich hörte die Antwort, daß Sie noch schliefen, weil Sie spät nach Hause gekommen. Ich bin nicht eifersüchtig, denn ich weiß, Sie können einzig und allein nur mich lieben; und kaum hatte ich Ihrer gedacht, als ich Ihnen meine Reue sagen wollte, da treten Sie ein, ich sehe Sie an und finde einen andern Menschen. Ich grüße Sie näher, und meine Seele liest wider meinen Willen auf Ihrem Gesicht, daß Sie schuldig sind und mich, ich weiß nicht wodurch, verletzt und schmachvoll gekränkt haben. Sagen Sie mir nun, theurer Freund, las ich falsch, sagen Sie mir es bei der Wahrheit der Liebe, und sagen Sie mir es, wenn Sie mich verrathen haben, ohne Rückhalt! Zum Zeugniß meiner Schuld will ich mir niemals, Ihnen aber alles und jedes vergeben.

Im ganzen Leben habe ich mich fast immer in der harten Nothwendigkeit befunden, Frauen, die ich liebte, eine Lüge sagen zu müssen. Wer aber wäre ich gewesen, wenn ich diesem Engel log? So unmöglich war es mir, daß ich erst

die Thränen trocknen mußte, die mein aufgeregtes Gefühl mir in die Augen goß, ehe ich antworten konnte.

Du weinst, Geliebter? Sag' es mir geschwind, wenn Du mich unglücklich gemacht hast! Welche grausame Rache nahmst Du gegen mich, der es ganz unmöglich war, Dir wehe zu thun? Kränkte ich Dich, so war es in der Unschuld meiner Liebe geschehen. —

Ich habe mich nicht rächen wollen, denn nie hörte ich auf Dich anzubeten. Meine Schlechtigkeit riß mich hin, an mir selbst auf eine Weise zu freveln, die mich Zeitlebens Deiner Liebe unwürdig macht. —

Du hast Dich irgend einer Unglücklichen überlassen? —

Zwei Stunden lang überließ ich mich einer Ausschweifung, bei welcher meine Seele nur Zeugin meiner Trauer, meiner Gewissensbisse und meiner Schuld war. —

Traurig und von Gewissensbissen gequält? Ach, ich glaube Dir's. Es war meine Schuld, ich habe von Dir Vergebung zu erbitten. —

Beim Anblick ihrer Thränen vermochte ich

die meinigen nicht mehr zu hemmen. Große, himmlische Seele! Dir war es gegeben, den frevelhaftesten aller Menschen zu rechtfertigen. Weil sie sich allein schuldig bekannte, fühlte ich die Pflicht, sie zu überzeugen, und bot zu dem Ende alle Kräfte meines Geistes auf, sie zu berichtigen, wie das nie geschehen seyn würde, wenn sie in mir einen ihrer Zärtlichkeit wahrhaftig würdigen Gegenstand gefunden hätte. Und das ist wahr. —

Wir brachten den Tag still zu, allen unsern Kummer im Herzen verschließend. Sie wollte alle Umstände der traurigen Begebenheit hören und behauptete, wir müßten sie beide als eine Fügung des Schicksals ansehen, denn dasselbe, meinte sie, hätte dem Besonnensten geschehen können. Nur zu beklagen fand sie mich, und mußte also fortfahren mich zu lieben. Wir waren gewiß, daß wir den ersten Anlaß benutzen würden, uns Zärtlichkeiten zu gewähren. Aber der nur zu gerechte Himmel wollte es nicht und legte mir meine Strafe auf.

Melulla's Umarmung hatte Folgen hinterlassen, bei deren Anblick ich erstarrte. Mit Grausen dachte ich, was geschehen seyn würde, wenn

Madame F. mir einen Beweis ihrer standhaften Treue hätte geben wollen. Würde, wer alles wußte, mich haben verdammen können, wenn ich selbst mir den Tod gegeben hätte? Und das wäre gewiß geschehen.

Die Heilung ward mir binnen zwei Monaten zugesagt und auch wirklich zu Theil. Aber zum ersten Geschäft machte ich mir, meiner Geliebten alles zu gestehen. Es geschah, indem ich ihr den ganzen Zustand meiner Seele und ihre Gedanken schilderte. Sie erbebte, erblaßte und schauderte, als ich sagte, ich würde sie gerächt haben, indem ich mir selbst den Tod gegeben. Während meiner Erzählung hörte sie nicht auf, „schändliche, verdammte Melulla," zu rufen.

Eine zweite Widerwärtigkeit, die mich betraf, war, daß ich als Fähnrich, wie ich abgereiset war, nach Venedig zurückkehren sollte. Der Obergeneral vermochte nicht mir Wort zu halten, weil in Venedig selbst mir der Bastard eines Patriziers war vorgezogen worden. Deshalb beschloß ich den Kriegsdienst zu verlassen. Zugleich wandte sich das Glück gänzlich ab von mir. Meine Langeweile zu verscheuchen, überließ ich

mich dem Spiel und verlor täglich. So häufte sich alles Unglück, seitdem ich nichtswürdig genug gewesen, mich der Melulla zu überlassen. Das größte Unheil, obgleich ich es als eine Gnade ansehen mußte, war, daß zehn Tage vor dem Aufbruch der Armee M. D. R. mich wieder zu sich nahm, weil F. einen neuen Adjutanten annehmen müssen. Sie sagte mir mit gerührtem Antlitz, daß wir uns in Venedig aus mehreren Gründen nicht würden wiedersehen dürfen. Ich bat sie, mir jene Gründe nicht zu nennen, denn sie mußten mich demüthigen. Eines Tages erklärte sie mir, daß ich ihr leid thue. Das konnte sie nur empfinden, weil sie mich nicht mehr liebte, und dem traurigen Gefühl des Mitleids folgt gewöhnlich Verachtung. Seitdem sah ich sie nie wieder allein, und da ich sie noch liebte, hätte ich sie vielleicht mit dem Vorwurf, mich zu schnell vergessen zu haben, beschämen können. Gleich nach ihrer Ankunft zu Venedig faßte sie Liebe zu M. D. R. und blieb ihm treu bis zu seinem Tode. Zwanzig Jahre später ward sie blind, und ich glaube, sie lebt noch.

Die beiden letzten Monate lernte ich in

Corfu etwas kennen, das meine Leser nicht übersehen dürfen, das Mißgeschick.

Vor meiner Bekanntschaft mit Melulla befand ich mich wohl, war reich, glücklich im Spiel, besonnen, allgemein beliebt und von der schönsten Frau in der Stadt angebetet. Sprach ich, so sah ich mich von aller Welt umgeben. Aber kaum hatte ich jenes unglückbringende Geschöpf nur gesehen, so verlor ich mit reißender Schnelle Gesundheit, Geld, Credit, Laune, Achtung, Witz, Gabe der Mittheilung. Nicht Einen Menschen mehr gewann meine Ueberredungskunst, und aller Einfluß auf Madame F. verschwand. Sie ward, ohne es zu wissen, in Beziehung auf mich die gleichgültigste aller Frauen. Ich reisete ab ohne Geld, nachdem ich alle meine Habe verpfänden müssen, ja, ich machte Schulden, an deren Wiederbezahlung ich nie wieder dachte, nicht aus böser Absicht, sondern aus Sorglosigkeit. Merkwürdig war zugleich, daß, sobald man mich mager sah und mir das Geld fehlte, niemand mehr mir Achtung erwies. Man hörte mich nicht mehr, wenn ich sprach, oder fand alles das platt, was, wäre ich noch reich gewesen, als geistvoll

wäre bewundert worden. Nam bene nummatum decorat Suadela Venusque *). Man mied mich, fast, als ob mein Unglück ansteckend wäre, und vielleicht hatte man Recht.

Am Schluß des September 1745 brach die Garnison in fünf Galeeren, zwei Galeassen und mehreren kleinen Schiffen unter dem Commando des Herrn Romier auf. Wir segelten die Küste des adriatischen Meeres an der Nordseite entlang, die von dieser so reich, wie von der entgegengesetzten arm an Häfen ist. Wir liefen jeden Abend ein, und so sah ich täglich Madame F., die mit ihrem Gemahl auf der Galeasse speisete. Die Reise war glücklich; am vierzehnten October landeten wir im Hafen von Venedig, und nachdem auf der Galeasse Quarantaine gehalten worden, stiegen wir am fünfundzwanzigsten November ans Land.

Mein erster Gang war zur Orio, aber ihr Haus war leer. Ein Nachbar sagte mir, sie habe den Procurator Rosa geheirathet und wohne bei diesem. Zur Stelle suchte ich sie auf, und

*) Dem Reichen ist Suada und Venus hold.

mein Empfang war der beste. Sie sagte mir, Nanette sey Gräfin R. geworden und mit ihrem Gemahl nach Guastalla gereiset. Vierundzwanzig Jahr später sah ich ihren Sohn als Officier im Dienst des Herzogs von Parma. Marton lebte als Nonne zu Muran. Zwei Jahr später erhielt ich einen Brief von ihr, durch den sie mich beim Heiland und der heiligen Jungfrau beschwor, mich nicht wieder ihren Augen zu zeigen. Sie sagte, sie müsse mir das Verbrechen ihrer Verführung vergeben, denn das gerade würde sie durch lebenslange Reue zum ewigen Heile führen. Sie schloß den Brief mit der Versicherung, daß sie nie aufhören werde, zu Gott um meine Bekehrung zu beten. Ich sah sie nicht wieder, aber sie sah mich im Jahre 1754, und ich werde davon erzählen.

Madame Manzoni fand ich unverändert. Sie hatte mir vor der Abreise nach der Levante vorausgesagt, daß ich nicht als Soldat zurückkehren würde, sie lachte, als ich ihr sagte, ich könne das Unrecht nicht ertragen, mir einen Andern vorgezogen zu sehen, und würde Advocat

werden. Es wäre zu spät, meinte sie; ich war zwanzig Jahr alt.

Auch Grimani empfing mich gut; aber nicht gering war meine Verwunderung, von ihm, als ich mich nach meinem Bruder Franz erkundigte, zu hören, er sey auf demselben Fort St. Andrá, wo er vor der Ankunft des Bischofs mich hatte festsetzen lassen, verhaftet. Er copire dort, sagte er mir, Schlachten von Simonetti, die der Major ihm bezahle. Dieser hieß Spiridion und war ein Freund von Razetta, dem zu gefallen, er meinen Bruder festhielt. Erzürnt darüber, daß Razetta der Tyrann meiner Familie seyn sollte, erkundigte ich mich nach meiner Schwester und erfuhr, sie sey nach Dresden gegangen, dort mit ihrer Mutter zu leben.

Sogleich ging ich nach dem Fort St. Andrá und fand meinen Bruder mit dem Pinsel in der Hand, sein Schicksal weder lobend noch beklagend. Welch Verbrechen hast du begangen, das dich hieher gebracht? fragte ich ihn. „Darnach frage den Major, der dort kömmt," gab er zur Antwort.

Der Major trat ein; mein Bruder stellte mich ihm vor; ich verbeuge mich und frage, aus welchem Grunde er meinen Bruder gefangen halte. Darüber habe er mir nicht Rechenschaft zu geben, antwortete er. Darauf sage ich meinem Bruder, er möchte seinen Hut und Mantel nehmen und zu Mittag mit mir essen. Der Major sagt lächelnd, wenn die Schildwache ihn gehen lassen wolle, habe er nichts dagegen. Nun fasse ich mich und gehe allein, in der Absicht, dem Chef des Kriegswesens die Sache vorzustellen.

Am folgenden Tage suche ich ihn auf seinem Bureau auf und treffe dort meinen werthen Major Poledro, der nach dem Fort von Chiozza versetzt worden. Ich trage ihm meine Klage und meine Absicht, den Kriegsdienst zu verlassen, vor. Er sagt, er wolle mir gleich nach erhaltener Erlaubniß meine Stelle für dasselbe Geld, was ich dafür gegeben, wieder abkaufen. Der Saggio tritt ein, und alles ist abgemacht, ich erhalte die Zusicherung des Abschiedes, wenn ich einen brauchbaren Nachfolger stellen würde. Auch der Major Spiridion tritt ein, und der Saggio be=

fiehlt ihm, nach einem harten Verweis in meiner Gegenwart, meinen Bruder frei zu lassen.

Sogleich holte ich ihn ab und bezog mit ihm eine möblirte Wohnung. Nach zwei Tagen hatte ich meinen Abschied und hundert Zechinen und zog die Uniform aus.

Ich wollte blos vom Spiel leben; aber in acht Tagen besaß ich keinen Heller mehr, und nun faßte ich den Entschluß, Violinspieler zu werden. Der Doctor Gozzi hatte mir genug beigebracht, um eine Geige im Orchester eines Theaters zu kratzen, und Grimani verschaffte mir eine Stelle im Theater S. Samuel, die mir täglich einen Thaler einbrachte. Davon konnte ich leben. Ich kannte mich selbst und meine Lage sattsam, um Abschied aus allen Häusern von gutem Ton und allen Gesellschaften zu nehmen, die ich besuchte, ehe ich jenes niedrige Gewerbe ergriff. Ich wußte, daß man mich einen Taugenichts nennen würde, und lachte darüber. Mochte man mich doch verachten, ich fühlte mich nicht verachtungswerth; und schämte ich mich auch, nach manchem hohen Anspruch so tief gesunken zu seyn, so verbarg ich doch mein Ge=

heimniß. Gedemüthigt war ich, aber nicht schlecht geworden. Auch hatte ich nicht dem Glücke entsagt, sondern rechnete wieder darauf. Ich wußte, welche Macht es über alle Sterbliche, ohne sie zu Rathe zu ziehen, ausübt, so lange sie noch jung sind, und ich war noch jung.

---

# Siebentes Capitel.

Ich sinke zum vollendeten Taugenichts herab. — Ein seltner Glücksfall entreißt mich einem schimpflichen Leben. — Ich werde reicher Herr.

---

Nach einer Erziehung, eingerichtet, mir den Weg zu einem ehrenvollen Verhältniß zu bahnen, und einem jungen Menschen geziemend, der mit einer guten wissenschaftlichen Grundlage auch glückliche Geistesgaben und die Zufälligkeit eines angenehmen Aeußern verband, Eigenschaften, die stets und überall empfehlen, nach einer solchen Erziehung war ich, allen diesen Vortheilen zum Trotz, im Alter von zwanzig Jahren, herabgesunken zum gemeinsten Handlanger einer erhabenen Kunst, in welcher zwar der Ausgezeichnete bewundert, der Mittelmäßige dagegen verachtet

wird. Ich lebte als Mitglied eines Theaterorchesters und hatte in diesem Verhältniß weder Achtung zu erwarten, noch konnte ich in die geringste Betrachtung kommen; ja, es mußten mich vielmehr die verlachen, die mich erst als Doctor, dann als Geistlichen, zuletzt als Soldaten gekannt, und die gesehen hatten, daß man mich in den ausgezeichnetsten Gesellschaften berücksichtigte.

Das alles wußte ich. Die Verachtung indessen, gegen die ich nicht gleichgültig bleiben konnte, ward nicht sichtbar. Drum bot ich ihr Trotz, weil ich mir sagte, daß sie nur der Erbärmlichkeit zukäme, und Erbärmlichkeit machte ich mir nicht zum Vorwurf. Meinen Ehrgeiz wiegte ich in Schlummer. Von Niemand abzuhängen, genügte mir. So ging ich sorglos der Zukunft entgegen. Wäre ich Geistlicher geblieben, so hätte ich mir durch Heuchelei den Weg bahnen und dann mich selbst verachten müssen. Als Krieger bedurfte ich einer Geduld, die ich mir nie hätte geben können. Der Stand, den man ergreift, muß den Bedarf des Lebens sichern. Das hätte mein Sold nicht gethan, denn meine Erziehung gab mir größere Bedürf-

nisse, als Andern. Als Violinspieler konnte ich mich ohne fremde Unterstützung durchbringen. Wohl dem, der sich rühmen kann, durch sich selbst zu bestehen!

Mein Geschäft war nicht edel, doch darüber lachte ich, und binnen kurzem waren mir die Gebräuche meiner gemeinen Mitgenossen geläufig. Nach dem Schauspiele besuchte ich die Tavernen, die wir betrunken verließen, um die Nacht in schlechten Häusern zuzubringen. Fanden wir sie besetzt, so zwangen wir die frühern Besitznehmer, sie zu räumen, und wir entzogen den armen Geschöpfen, die das Elend unsern Begierden preis gab, ihren Lohn. Dergleichen Gewaltthaten brachten uns oft in die größte Gefahr.

Ganze Nächte durchstreiften wir die verschiedenen Quartiere der Stadt, indem wir alle ersinnliche Frechheiten begingen. Wir löseten die Gondeln der Privateigner vom Ufer und ließen sie hierhin und dorthin durch die Canäle schwimmen, uns im Geist an den Verwünschungen der Besitzer, welche die Gondeln am folgenden Morgen suchen würden, belustigend.

Die Hebammen störten wir im Schlaf, in-

dem wir sie zu Frauen hinbestellten, die in den Wehen liegen sollten, und die sie bei ihrer Ankunft wie Verrückte behandelten. Dasselbe geschah mit den berühmtesten Aerzten. Diese beriefen wir zu großen Herren hin, welche der Schlag gerührt haben sollte. Geistliche störten wir aus ihren Betten auf, um ganz gesunden Personen, die wir als sterbend angekündigt hatten, die Sacramente zu geben.

In allen Gassen, die wir durchschweiften, schnitten wir die Klingelzüge an den Hausthüren ab, und fanden wir eine Hausthür unverschlossen, so schlichen wir leise die Treppe hinauf und störten alle Schlafende mit der Nachricht auf, daß die Hausthür nicht verschlossen sey. Dann machten wir uns schnell davon und ließen die Hausthür offen, wie wir sie gefunden hatten.

In einer sehr finstern Nacht beschlossen wir, eine Marmortafel, die eine Art Denkmal bildete, abzuschlagen. Sie stand mitten auf dem Platz St. Angelo, und, der Sage nach, hatten, während des Krieges der Republik gegen die Ligue von Cambray, die Commissarien den für den

Dienst des heiligen Marcus angeworbenen Truppen die Löhnung darauf ausgezahlt.

Konnten wir zu den Glocken gelangen, so war es die höchste Lust für uns, bald das ganze Kirchspiel durch die Sturmglocke in Aufruhr zu bringen, die Feuer verkündigte, bald die Glockenstränge abzuschneiden. Wollten wir über einen Canal setzen, so nahmen wir nicht gemeinschaftlich eine Gondel, sondern jeder eine Gondel für sich, und beim Aussteigen machten wir uns davon, ohne die Schiffer zu bezahlen.

Die ganze Stadt führte Klage über diese nächtlichen Störungen, und wir spotteten über die Nachforschungen gegen die Urheber derselben. Wir mußten das Geheimniß auf das strengste bewahren. Denn entdeckte man uns, so konnte man sich den Scherz machen, uns zum Dienst auf der Galeere des Raths der Zehen zu verurtheilen. Diese Galeere liegt den beiden Säulen auf dem kleinen Marcus-Platze gegenüber.

Wir waren unser sieben, bisweilen auch acht; denn aus Liebe zu meinem Bruder Franz gesellte ich diesen oft unsern Unternehmungen bei.

Aber Folgendes war Ursach, daß Furcht unsern Thorheiten einen Zügel, ja ein Ende gab.

In jedem der zweiundsiebzig Kirchspiele der Stadt befindet sich eine große Weinniederlage, in der zugleich ausgeschenkt wird; während der Nacht bleibt sie offen. Man erhält den Wein dort wohlfeiler, als an den Orten, wo gespeiset wird. Auch in jenen Niederlagen ist zu speisen erlaubt, doch muß man das Essen kommen lassen. In allen Quartieren der Stadt bleibt die ganze Nacht hindurch eine Garküche offen, die gewöhnlich schlecht kocht, aber wohlfeil und dadurch für die Armuth Nutzen stiftet. In den Weinniederlagen sieht man niemals Edelleute, noch angesehene Leute vom Mittelstande, denn es ist unsauber in diesen Schenkstuben. Nur das gemeine Volk besucht sie. Man findet in einem kleinen Zimmer einen Tisch, um welchen statt der Stühle Bänke stehen.

Es war um die Carnevals-Zeit, und die Mitternachtsglocke hatte geschlagen, als wir unser acht in der Stadt umherschwärmten und darüber sannen, wie wir durch einen Streich von ganz neuer Art uns Ruhm erwerben wollten.

Indem wir an der Niederlage im Kirchspiel zum Kreuz vorübergehen, wandelt uns die Lust an, zuzusprechen. Wir treten ein und finden drei friedfertige Männer mit einem ganz hübschen Frauenzimmer in der einen Stube beim Trinken sitzend. Sogleich äußert unser Hauptmann, ein Nobile aus Venedig, von der Familie Balbi, es würde ein ganz neues und lustiges Unternehmen seyn, wenn wir die Trinker wegführten, um die Frau uns selbst zuzueignen. Er trägt seinen Anschlag vor, wir billigen ihn, und die Rollen werden ausgetheilt. Gehörig versteckt unter den Masken, treten wir ein, er voran. Ueberzeugt, nicht erkannt zu werden, nimmt er die Maske ab. Dann sagt er zu den drei nicht wenig in Schrecken gesetzten Männern folgende Worte: „Ihr folgt bei Todesstrafe uns sogleich und ohne den mindesten Lärm zu machen, auf Befehl des Präsidenten vom Rath der Zehen. Ihr, junges Frauenzimmer, habt nichts zu fürchten, man wird euch in euer Haus führen."

Nach diesen Worten bemächtigen zwei sich des Frauenzimmers, um sie nach einem verabredeten Orte zu bringen, und die Uebrigen bewäl=

tigen die drei Männer, die auf nichts weniger bedacht waren, als darauf, uns Widerstand zu leisten. Der Aufwärter läuft herbei und verlangt die Zeche. Sie wird ihm bezahlt und ihm bei Gefahr seines Lebens Stillschweigen zur Pflicht gemacht. Drauf werden die drei Männer in ein Fahrzeug gesetzt, unser Anführer bemächtigt sich des Steuers und läßt den Schiffer rudern. Dieser muß folgen, ohne zu wissen, wohin, denn der, welcher am Steuer sitzt, bestimmt den Lauf des Schiffes. Keiner von uns wußte, wohin der Hauptmann die drei armen Teufel führen wollte.

Er schlägt die Richtung ein, die hinausführt zum Canal, und hat ihn auch bald verlassen. Bei St. George in einer Viertelstunde angelangt, läßt er dort die drei Gefangenen aussteigen, und sie fühlen sich glücklich, dort gelassen zu werden, denn Ermordung war das Wenigste, was sie fürchteten. Hierauf überließ unser Anführer, weil er ermüdet war, dem Schiffer das Steuer und ließ uns nach St. Jeremias fahren. Hier entließen wir den Gondolier, nachdem er gut bezahlt worden, mit seinem Fahrzeuge.

Von dort aus begaben wir uns nach dem

Ort, wo mein Bruder und noch einer der Bande uns mit der Entführten erwartete, die in einem Winkel weinend auf dem Erdboden saß. „Weinet nicht, schöne Frau,“ sagte der Anführer, „denn Euch soll kein Leid geschehen. Wir trinken zusammen ein Glas und bringen Euch dann nach Hause.“ Sie fragt nach ihrem Gemahl, und wir sagen, sie werde ihn morgen zu Mittag sehen. Durch diese Antwort getröstet und ergeben wie ein Lamm, folgte sie uns zum Gasthof der beiden Schwerter. Hier ließen wir in einem obern Zimmer ein gutes Feuer anmachen, bestellten Wein und Essen, entsandten den Aufwärter und legten die Masken ab. Unser Anblick und Benehmen machte die Entführte ganz menschlich. Der Wein befeuerte sie, und sie versagte keine der vielen Gefälligkeiten, die von ihr verlangt wurden. Dann wurde der Wirth bezahlt, und die junge Frau nach ihrer Wohnung gebracht, wo wir sie erst verließen, nachdem wir sie ihre Thür aufschließen sahen. Wir mußten alle lachen, als sie uns höchst unbefangen ihren Dank abstattete. Hierauf gingen wir auseinander, und jeder nach Hause.

Erst am dritten Tage fing die Geschichte an Aufsehen zu erregen. Der Mann der jungen Frau war, so wie die beiden andern, ein Weber.

Alle drei vereinigt, gaben eine Klage beim Rath der Zehen ein. Die Thatsache war darin nach der Wahrheit erzählt und nur durch Verschweigung der Umstände gemildert. Sie würde mit diesen den Richtern eben so lächerlich geworden seyn, wie sie es der ganzen Stadt gewesen war. Die Schrift sagte ausdrücklich, die acht Masken hätten die Frau keineswegs mißhandelt. Die beiden, durch die sie entführt worden, hätten sie nach einem Orte gebracht, wo eine Stunde später auch die übrigen eingetroffen, und dann wären alle nach den zwei Schwertern gegangen, wo man eine Stunde beim Glase Wein zugebracht hätte. Drauf sey sie nach Hause geführt und mit der Entschuldigung entlassen worden, daß ihrem Manne ein Streich habe gespielt werden sollen. Die drei Weber hatten erst mit Tagesanbruch die Insel St. Georg verlassen können. Der Ehemann fand bei seiner Ankunft die Frau im tiefsten Schlaf; alles erzählte sie und führte nur Klage über die große

Angst, in der sie geschwebt. Deshalb ward die Gerechtigkeit in Anspruch genommen und die strengste Bestrafung verlangt. Alles in der Klage war lächerlich, denn der Ehemann sagte in dem Libell, die acht Masken würden die Kläger nicht so nachgiebig gefunden haben, wenn der Hauptmann nicht den ehrwürdigen Namen des Tribunals gemißbraucht hätte.

Diese Klage war von dreifacher Wirkung. Zuvörderst lachte die ganze Stadt darüber. Zum andern besuchten alle Müßiggänger die Heroine, um die Geschichte aus ihrem eigenen Munde zu hören. Zum dritten veranlaßte sie ein Mandat des Tribunals, welches dem Entdecker der Schuldigen fünfhundert Ducaten versprach, selbst wenn es einer von der Bande wäre, nur mit Ausnahme des Anführers. Dies hätte uns erschrecken können, wenn unser Oberhaupt, der Einzige, der seinem Charakter nach den Angeber hätte machen können, nicht Nobile gewesen wäre. Dieser Umstand versicherte mich, daß, wenn auch einer der Unsern um der funfhundert Ducaten willen die Uebrigen hätte verrathen wollen, das Gericht doch nichts gethan haben würde, um sich nicht ge-

nöthigt zu sehen, einen Patrizier zu bestrafen. Auch fand sich wirklich, obgleich wir sämmtlich arm waren, kein Verräther unter uns. Dennoch waren wir so geschreckt worden, daß unsre nächtlichen Stückchen aufhörten.

Aber nach drei Monaten setzte mich der Chevalier Nicolas Tron, der damals Staatsinquisitor war, in Erstaunen, indem er mir die ganze Geschichte erzählte und meine Cameraden einen nach dem andern bei Namen nannte.

So kam das Frühjahr des nächsten Jahrs 1746 heran, als Ghirolamo Cornaro ein Fräulein von dem Geschlechte Soranzo di S. Polo heirathete. Ich war immer einer der Violinspieler in dem Orchester, welches bei den Bällen Musik machte, die drei Tage hintereinander im Palast Soranzo gegeben wurden. Am dritten Tage, gegen den Schluß des Festes, etwa eine Stunde vor Tagesanbruch, als ich das Orchester verlasse, um nach Hause zu gehen, bemerke ich beim Hinabsteigen der Treppe einen Senator in einem rothen Talar, der sich nach seiner Gondel begeben will, und werde zugleich gewahr, daß er mit dem Herausziehen des Schnupftuches aus der Tasche

einen Brief fallen läßt. Ich hebe das Papier auf, hole den stattlichen Herrn auf der Treppe ein und stelle ihm den Brief zu. Er dankt und fragt mich nach meiner Wohnung. Nachdem ich sie angegeben, will er mich durchaus zu Hause bringen. Ich nehme das Anerbieten an und setze mich in die Gondel, ihm zur Seite, auf die Bank. Nach drei Minuten ersucht er mich, ihm den linken Arm zu schütteln, weil er ihm, wie er sagte, auf eine Weise erstarrt sey, daß er gar kein Gefühl mehr davon habe. Ich erfülle sein Verlangen nach allen Kräften, höre ihn aber mit stammelnden Worten sagen, auch in den Beinen habe er das nämliche Gefühl, und es sey ihm, als ob er stürbe.

Höchst bewegt wegen des Vorfalls, ziehe ich die Vorhänge weg, betrachte ihn genauer und erschrecke beim Anblick seines gegen das linke Ohr gezogenen Mundes und seiner sterbenden Augen.

Sogleich rufe ich den Ruderern zu, daß sie halten möchten und mich aussteigen lassen. Denn ich will einen Wundarzt rufen, dem Herrn, den

ohne Zweifel der Schlag gerührt haben mußte, zur Ader zu lassen.

Nun steige ich aus in der Bernardsstraße, an demselben Platz, wo ich drei Jahre vorher Razette ausgeprügelt, und eile nach einem Caffeehause, wo man mir die Wohnung eines Chirurgen angibt. Ich poche und rufe, bis man kömmt und den Wundarzt aufweckt, den ich fortschleppe, ohne ihm Zeit zu lassen, sich anzukleiden. Er greift nach seinem Etuis und folgt mir in die Gondel, wo er dem Sterbenden die Ader schlägt, während ich mein Hemde zerreiße, um ihm eine Bandage zu verschaffen.

Bald darauf erreichen wir seine Wohnung bei S. Marine. Die Dienerschaft wird aufgeweckt, er aber zur Gondel hinaus in sein Zimmer getragen, wo man ihn entkleidet und mehr todt wie lebendig in das Bett legt. Ich lasse nun durch einen Bedienten einen Arzt rufen, und dieser ist kaum angelangt, als er dem Kranken zum zweiten Male zur Ader läßt. Ich setze mich an sein Bett, weil ich es für meine Pflicht halte, mich nicht ferner von ihm zu entfernen.

Nach einer Stunde kömmt einer von seinen

Freunden, ein Patrizier; diesem folgt ein zweiter. Sie sind in Verzweiflung und erkundigen sich bei den Gondolieren. Ich könne am besten Auskunft geben, ertheilen diese zur Antwort. Nun fragen sie mich, und ich erzähle, was ich weiß. Sie kennen mich nicht, fragen auch nicht nach meinem Namen, und ich sage kein Wort. Der Kranke rührte sich während dessen nicht, und das Athemholen war das einzige Zeichen von Leben, welches er gab. Es werden ihm Bähungen gemacht, und der herbeigerufene Geistliche sieht seinen Tod vor Augen. Kein Besuch wird angenommen, die beiden Patrizier und ich sind die Einzigen, die nicht weichen. Ich nehme eine kleine Mittagsmahlzeit mit ihnen ein, ohne das Zimmer zu verlassen. Gegen Abend sagt mir der ältere der beiden Patrizier, daß ich, wenn ich Geschäfte hätte, mich entfernen könne; denn sie würden die Nacht über bei dem Kranken bleiben, und ließen sich zu dem Ende schon Matratzen herbeibringen. Ich erwiedere, daß ich auf dem Armstuhl, auf welchem ich saß, übernachten würde; denn ich war gewiß, der Kranke würde sterben, wenn ich mich entfernte, wie ich gewiß war, daß,

wenn ich blieb, sein Leben erhalten würde. Dies gab ich seinen beiden Freunden zur Antwort, und sie sahen sich einander verwundert darüber gegenseitig an. Bald darauf erfuhr ich, daß der Sterbende Signor Brajadio, der einzige Bruder des Procurator dieses Namens, war.

Seine Beredsamkeit, seine Fähigkeiten als Staatsmann und seine galanten Jugendabenteuer zeichneten ihn aus. Die Frauen hatten viel über ihn, und er hatte viel über sie vermocht, auch das Spiel ihm viel gekostet. Sein Bruder, der Procurator, war sein ärgster Feind. Er hatte sich eingebildet, durch ihn vergiftet zu werden, und war deshalb als Kläger beim Rath der Zehen aufgetreten, der acht Monat später den Beklagten für völlig unschuldig erklärte. Aber der Procurator hatte deshalb seine Meinung nicht verändert, und der unschuldig von seinem Bruder Unterdrückte — dieser hatte sein halbes Einkommen usurpirt — lebte indessen im Arm der Freundschaft als liebenswürdiger Philosoph. Die zwei Anwesenden, einer von dem Geschlechte der Dandalo, der andere von dem der Barbaro, beide, wie er selbst, rechtlich und lie-

benswürdig, waren seine Freunde. Er, gleich schön wie unterrichtet, unterhaltend und mild von Charakter, mochte damals funfzig Jahr alt seyn.

Der Arzt, welcher seine Heilung übernommen, Ferro mit Namen, glaubte ihn nach einer ganz eigenen Schlußfolge durch Mercurialeinreibungen auf der Brust herzustellen, und man gestattete es. Mich setzte die jähe Wirkung dieses Verfahrens, welche die beiden Freunde durchaus nicht beunruhigte, in Schrecken. Während vierundzwanzig Stunden war dem Kranken der Kopf bis zur äußersten Beängstigung erhitzt und angeschwollen. Der Doctor behauptete zu wissen, daß diese Wirkung eintreten würde, doch am folgenden Morgen würde sie abnehmen, um sich den übrigen Theilen des Körpers mitzutheilen, die durch Kunst und gleichmäßigen Umlauf der flüssigen Theile belebt seyn wollten.

Um Mitternacht war Bragadio in der fürchterlichsten Hitze und Agitation. Ich stehe auf und sehe ihn mit halbgebrochenen Augen kaum noch im Stande zu athmen. Gleich lasse ich die beiden Freunde sich von ihren Matratzen erheben

und sage ihnen, man müsse den Patienten von dem befreien, was ihn dem Tode überliefern würde. Ohne ihre Antwort abzuwarten, entblöße ich ihm die Brust, reiße das Pflaster weg und wasche sie mit lauwarmem Wasser. In drei bis vier Minuten zeigt er sich erleichtert, ruhig und in den süßesten Schlaf versunken. Wir legten uns abermals zum Schlafen nieder.

In aller Frühe stellte sich der Doctor ein und bezeigte seine Freude über das gute Befinden des Kranken. Dandalo erzählte ihm, was mit dem Patienten vorgenommen worden, und in Folge dessen er ihn minder bedenklich finde. Aber nun beklagt jener sich über die Freiheit, die man sich genommen; er will wissen, wer seine Cur gestört hat, und Bragadio, auf mich zeigend, antwortet: ein geschickterer Arzt, denn er habe ihn von dem Mercur, der ihn tödten wollen, befreit.

Ich weiß nicht, wer von beiden nun erstaunter war, ob der Arzt, weil man ihm einen jungen Menschen, den er nie gesehen, als geschickter vorstellte, oder ob ich, der es nicht seyn konnte. Ich, durch den Reiz zum Lachen, den ich unter-

drückte, gezügelt, beobachtete ein bescheidenes Schweigen, während der Arzt mich betrachtete und mit Recht für einen kühnen Charlatan nahm, der ihn aus dem Sattel gehoben. Kalt sagte er zum Kranken, er überlasse mir seinen Platz, und man nimmt ihn beim Worte. Er geht, und so bin ich der Arzt eines der vornehmsten Senatoren von Venedig geworden. Im Herzen freute mich das, und dem Kranken sagte ich, es komme jetzt nur auf das Verhalten an, denn da wir der schönen Jahreszeit entgegengingen, würde die Natur das Weitere thun.

Der verabschiedete Doctor Ferro verbreitete die Geschichte in der ganzen Stadt, und da der Kranke sich täglich besser befand, so erzählte ihm einer seiner Verwandten, der ihn besuchte, alle Welt sey verwundert, wie er einen Violinspieler aus dem Orchester zu seinem Arzt habe wählen können. Vielleicht, sagte Bragadio, versteht ein Violinspieler mehr, wie alle Doctoren von Venedig.

Dieser Herr hörte mich an wie ein Orakel, und seine staunenden beiden Freunde widmeten mir gleiche Aufmerksamkeit. Dies gab mir

Muth, ich sprach als Physiker, ich dogmatisirte und citirte Autoren, die ich niemals gelesen.

Bragadio, der schwach genug war, sich in die abstracten Wissenschaften zu vertiefen, sagte mir einst, ich wisse zu viel für einen jungen Menschen, es müsse mir etwas Uebernatürliches zu Hülfe kommen, und bat mich, ihm die Wahrheit zu sagen.

In dem Augenblick, um ihn nicht durch die Aeußerung, daß er sich irre, vor den Kopf zu stoßen, ergreife ich den sonderbaren Ausweg, ihm in Gegenwart seiner beiden Freunde das falsche und thörichte Geständniß zu machen, daß ich im Besitz einer Zusammensetzung von Zahlen sey, die mir durch das Aufschreiben einer bestimmten Frage, die ich in Zahlen umsetze, eine Antwort in Zahlen gewähre, welche mich über alles belehre, was ich wissen wolle, und was niemand mir habe beantworten können. Dies seyen, sagt Herr von Bragadio, die clavicula Salomonis, welche der große Haufe die Cabbala nennt, indem er mich befragt, wer mich darin unterrichtet. Ein Eremit auf dem Berge Carpegna habe mir während meines Arrests bei der spanischen Ar-

mee diese Kenntniß beigebracht, antworte ich. Er setzt hinzu, der Eremit müsse der Zahlenverbindung eine unsichtbare Wissenschaft beigegeben haben, denn die einfachen Zahlen könnten unmöglich die Kraft des Raisonnements besitzen. Du besitzest, fügte er hinzu, einen Schatz, und nur von dir hängt es ab, den größten Nutzen davon zu ziehen. Doch ich erklärte ihm, ich könne diesen Nutzen nicht einsehen, da ich oft so dunkle Antworten erhielte, daß ich schon seit einiger Zeit fast gar nicht mehr gefragt hätte. Dennoch, bemerkte ich weiter, würde ich schwerlich, wenn ich nicht vor drei Wochen meine Pyramide errichtet, die Ehre seiner Bekanntschaft gemacht haben.

Wie das? —

Nachdem ich am zweiten festlichen Tage im Hause Soranzo mein Orakel befragt hatte, ob ich jemand auf dem Balle begegnen würde, dem ich nicht begegnen wollen, antwortete es, ich solle um zehn Uhr das Fest verlassen. Das war eine Stunde vor Tagesanbruch. Ich folgte und begegnete Ew. Excellenz. —

Herr von Bragadio und seine beiden Freunde

standen in dem Augenblick da wie versteinert. Dandalo ersuchte mich, ihm eine Frage zu beantworten, die er selbst mir vorlegen und auslegen würde, weil nur er ihren Gegenstand kenne. Sogleich schrieb er sie auf und gibt sie mir. Ich lese sie und verstehe weder den Gegenstand, noch weiß ich etwas von seinem Bezug. Aber das thut nichts, ich muß antworten. Wenn mir die Frage so unverständlich ist, daß ich nichts davon begreife, wie soll ich die Antwort kennen? Ich antworte also mit vier Versen in gewöhnlichen Ziffern, die er allein auslegen kann, und bezeige mich sehr gleichgültig gegen die Auslegung. Dandalo liest, liest wieder und bezeigt das höchste Erstaunen. Alles versteht er und erklärt es für gültig, einzig, für einen Schatz des Himmels. Die Zahlen sind nur Vehikel, die Antwort muß in einer unsterblichen Wissenschaft beruhen. Nach Dandalo legen mir auch Barbaro und Bragadio Fragen vor; die Antworten scheinen ihnen jedesmal übermenschlich. Ich mache ihnen mein Compliment und preise mich glücklich, etwas zu besitzen, das ich bis dahin wenig genutzt, wovon ich aber für die Zukunft Gebrauch

machen will, weil ich sehe, daß ich den Excellenzen dadurch nützlich werden kann.

Einstimmig fragen mich alle drei, in welcher Frist ich ihnen die Berechnungsmethode beibringen könne. Ich erwiedere, das könne bald geschehen, und ich wolle es thun, obgleich der Eremit mir gesagt, wenn ich das Geheimniß vor meinem funfzigsten Jahre mittheile, würde ich drei Tage drauf sterben; denn ich glaube nicht an diese Drohung. Aber Bragadio antwortete mir mit ernster Stimme, ich müßte daran glauben; und weder von ihm noch von einem der Andern ward ich seitdem wieder angegangen, ihnen die Geheimnisse der Cabbala mitzutheilen. Sie glaubten, wenn sie mich an sich fesselten, sey dies so gut, als ob sie selbst das Geheimniß besäßen.

So ward ich der Hierophant dieser drei wackern, höchst liebenswürdigen Männer, denen nur der Verstand fehlte. Denn sie neigten sich sämmtlich zum chimärischen Wissen, d. h. sie hielten das moralisch Unmögliche für möglich. Sie glaubten mit mir den Stein der Weisen, die Universalmedicin, Gemeinschaft mit den Elemen-

targeistern, Kenntniß vom Ueberirdischen und die Geheimnisse aller Cabinette von Europa zu besitzen. Auch an Magie, welche sie verborgene Physik nannten, glaubten sie.

Nachdem sie sich durch Fragen über das Vergangene von der Aechtheit meiner Cabbala überzeugt hielten, sollte sie ihnen durch Auskunft über Gegenwart und Zukunft Nutzen stiften, und mir ward das Diviniren nicht schwer. Denn jede meiner Fragen war doppelsinnig, und der eine, nur mir bekannte Inhalt ließ sich stets erst nach dem Ereigniß einsehen. Meine Cabbala blieb unfehlbar, und ich ward inne, wie es den heidnischen Priestern leicht gewesen seyn muß, die unwissende leichtgläubige Welt zu beherrschen. Aber stets hat mich's gewundert, wie die heiligen Väter der Kirche, die nicht, gleich den Evangelisten, einfältig und ungelehrt waren, die Orakel, als sie das Gottähnliche ihrer Antworten nicht zu leugnen vermochten, dem Teufel zuschreiben konnten. Wären sie mit der Cabbala vertraut gewesen, würden sie nicht so verfahren seyn. Meine drei Freunde glichen den heiligen Vätern der Kirche. Da sie das Uebermenschliche meiner

Antworten einsahen und zu gutmüthig waren, mich für einen Teufel zu halten, glaubten sie, ein Engel beseele mein Orakel.

Diese drei Herren waren nicht nur als Christen ihrer Religion vollkommen treu, sondern auch wahrhaft andächtig und gewissenhaft. Sie lebten im ehelosen Stande, und nachdem sie einmal den Frauen entsagt, blieben sie deren unversöhnliche Feinde. Sie behaupteten nämlich, daß die Elementargeister vor allem Andern jene Entsagung von denen verlangten, die mit ihnen verkehren wollten. Eins schloß das Andere aus.

In der ersten Zeit meiner Bekanntschaft mit den drei Patriziern verwunderte mich am meisten, daß ihnen eigentlich der Verstand keinesweges fehlte. Aber sobald der Verstand nicht mehr unbefangen ist, raisonnirt er falsch; und richtig zu raisonniren, darauf kömmt es an. Oft mußte ich innerlich lächeln, wenn sie, von den Mysterien unserer Religion sprechend, die verspotteten, deren beschränkten Geistesgaben sie unbegreiflich waren. Das Wort Fleisch werden zu lassen, war Gott, ihrer Meinung nach, ein Geringes gewesen. Die Wiederauferstehung schien ihnen

kein Wunder; denn da das Fleisch nur das Hinzugekommene war, und Gott nicht sterben kann, so mußte der Heiland nothwendig wieder auferstehen. In der Eucharistie war ihnen die wesentliche Gegenwart und die Transsubstantiation (praemissis concessis) evident. Aller acht Tage gingen sie zur Beichte, und die Beschränktheit ihrer Beichtväter, über die sie sich beschwerten, störte sie keinesweges. Sie glaubten ihnen nur das vortragen zu müssen, was sie für Sünde hielten, und darin raisonnirten sie richtig.

Mit diesen durch ihre Rechtlichkeit, ihre Geburt, ihr Ansehn und ihr Alter achtbaren drei Originalen gefiel ich mir, wenn gleich sie sich aus Wissensdurst oft zehn bis zwölf Stunden täglich mit mir einschlossen und mich aller Welt unzugänglich machten. Ich erwarb mir ihre innigste Freundschaft, weil ich ihnen alles erzählte, was mir bis dahin im Leben wiederfahren war, obwohl nicht so, wie ich es hier aufschreibe, um ihnen nicht als verlorner Sünder zu erscheinen.

Ich weiß, daß ich sie hintergangen und nicht im strengsten Sinne des Worts als rechtlicher Mann gegen sie gehandelt habe. Wenn je-

doch mein Leser die Welt und das Leben kennt, so ersuche ich ihn, einige Betrachtungen mit mir anzustellen, bevor er mich seiner Nachsicht für unwerth hält.

Bei einem reinen moralischen Gefühl hätte ich, sagt man, mich entweder gar nicht mit ihnen einlassen, oder sie enttäuschen müssen. Das Letztere konnte ich nicht, weil ich mich nicht stark genug glaubte, ihnen den Wahn zu nehmen. Sie hätten mich verlacht, als Unwissenden behandelt und verabschiedet. Sie hätten mir keinen Lohn dafür gezahlt, und ich fühlte keinen Beruf in mir, als Apostel aufzutreten. Zum heroischen Entschluß, mich von ihnen zu trennen, sobald ich sie für Visionaire erkannt, fehlte mir aber jene misanthropische Moral, welche den Menschen mit der Natur, der Höflichkeit und sich selbst entzweiet. Konnte ich als junger Mensch, dem es Bedürfniß war, gut zu leben und sich die Genüsse zu bereiten, die mein Lebensalter mit sich brachte, die Gefahr mit ansehen, daß Bragadio starb? Konnte ich so barbarisch seyn, meine drei wackern Freunde den Betrügereien eines Gauners preiszugeben, der sich vielleicht einschlich in

ihren Kreis und sie ruinirte, indem er mit ihnen den abenteuerlichen Versuch des großen Unternehmens anstellte? Aber auch eine unbesiegliche Eigenliebe ließ nicht zu, daß ich entweder durch Unwissenheit, oder Stolz, oder Grobheit, die ich an den Tag legte, wenn ich ihre Gesellschaft verschmähte, mich ihrer Freundschaft unwerth machte.

Ich traf also die beste, anständigste und angemessenste Auskunft, die nämlich, mich in eine Lage zu setzen, die mir das Nothwendige nicht mehr versagte, und über dies Nothwendige konnte Niemand besser urtheilen, denn ich selbst. Die Freundschaft dieser drei Männer konnte mich zu einem Manne machen, der im eigenen Vaterlande Ansehn und Zutrauen besaß. Außerdem mußte mir es schmeicheln und angenehm seyn, allen denen ein Gegenstand des Gesprächs und des Nachdenkens zu werden, welche in ihrer Muße die Ursachen aller moralischen Erscheinungen, die sich ihnen anbieten, ergründen wollen. Niemand in Venedig vermochte zu begreifen, wie es möglich war, daß zwischen mir und jenen drei Männern, bei der Verschiedenheit unserer Cha-

raktere, eine Verbindung bestehen konnte, sie ganz dem Himmlischen, ich ganz der Weltlichkeit ergeben, sie von den strengsten Sitten, ich ein entschiedener Wüstling.

Mit dem Anfang des Sommers fühlte der Herr von Bragadio sich wieder so weit hergestellt, daß er in den Senat gehen konnte, und folgende Worte sagte er mir Abends zuvor, als er zum ersten Male wieder ausging:

Wer Du auch seyn magst, ich verdanke Dir mein Leben. Deine Gönner, die aus Dir einen Geistlichen, Doctor, Advocaten, Soldaten und zuletzt gar Violinspieler machen wollten, waren Thoren, die Dich nicht kannten. Ich habe Dich kennen gelernt. Wenn Du mein Sohn seyn willst, so brauchst Du mich nur für Deinen Vater zu erkennen, und von dem Augenblick an behandle ich Dich in meinem Hause, bis ich sterben werde, wie mein Kind. Dein Zimmer ist eingerichtet. Du magst Deine Habseligkeiten hineinbringen lassen. Ich halte Dir einen Bedienten, bezahle eine Gondel für Dich, gebe Dir freien Tisch und monatlich zehn Zechinen. Als ich in Deinem Alter war, gab mir mein Vater nicht

mehr. Wegen der Zukunft brauchst Du Dich nicht zu kümmern. Sey bedacht, Dich zu belustigen, und benutze mich als Deinen Rathgeber bei Allem, was Dir begegnet, oder was Du zu unternehmen gedenkst. Stets wirst Du einen Freund in mir finden.

Sogleich warf ich mich ihm zu Füßen, um ihm meine Dankbarkeit zu versichern und den süßen Namen Vater zu geben. Ich schwor ihm kindlichen Gehorsam. Die beiden andern Freunde, die in dem Palast wohnten, umarmten mich, und wir gelobten uns eine ewige Brüderschaft.

Dies, theurer Leser, ist die ganze Geschichte meiner Verwandlung und der glücklichen Epoche, die mich aus dem niedrigen Zustande eines Violinspielers in das Verhältniß eines großen Herrn übergehen ließ.

# Achtes Capitel.

Zügelloses Leben. — Zavoisky, Rinaldi. L'Abadie. Die junge Gräfin D. — Stefani, ein Capuziner. Ancilla. — Die Ramon. — Ich steige zu St. Hiob in eine Gondel, um nach Mestre zu gehen. —

Dem Glücke hatte es nun gefallen, mir seine Herrschaft dadurch zu beweisen, daß es auf einem aller Weisheit bisher unzugänglich gewesenen Weg mich zum Wohlstande führte. Aber dasselbe Glück vermochte nicht mich für Grundsätze und Lebensweisen zu gewinnen, die mir den Beistand Anderer in der Zukunft entbehrlich machten.

In völligster Unabhängigkeit von allem, was meine Neigungen beschränken konnte, begann ich zu leben. Hatte ich nur den Gesetzen genügt, so glaubte ich der Vorurtheile spotten zu können.

Ich hielt für möglich, in einem streng aristokratischen Staat vollkommen frei zu leben. Darin würde ich mich, selbst wenn ich zum Gouvernement gehört hätte, getäuscht haben. Weil der Staat von Venedig das Gesetz, sich zu erhalten, als oberstes anerkennt, so unterwirft er sich selbst den mächtigen Andeutungen der Politik. Er muß bei vorkommenden Fällen alles dieser Obliegenheit opfern, der gegenüber sogar die Gesetze ihre Unverletzlichkeit verlieren. Doch genug von dieser nur zu bekannten Sache! Der menschlichen Gesammtheit ist es längst kund geworden, daß unbedingte Freiheit weder besteht noch bestehen kann. Ich wollte mit dieser Aeußerung den Lesern nur ein Bild geben von meinem Leben im Vaterlande, wo ich in demselben Jahre noch einen Weg einschlug, der mich in's Staatsgefängniß führen mußte, das gerade darum, weil meine Verhaftung gegen die Verfassung war, jedem Zugang trotzte.

Erträglich reich, von der Natur gebildet, daß ich Eindruck machen konnte, Spieler von Profession, bodenloser Verschwender, gesprächig, und immer schneidend, fern von aller Sittlich-

keit, rastlos, Verfolger aller schönen Frauen, jeden Nebenbuhler aus dem Sattel hebend, endlich nur die Gesellschaft anerkennend, die mich vergnügte, mußte ich gehaßt seyn. Da ich stets mit meiner Person zu zahlen bereit war, hielt ich alles meiner Person erlaubt. Jeder Mißbrauch, der mich einschränkte, schien nur deshalb dazuseyn, daß ich ihm trotzte.

Dies Betragen mußte den drei Weisen, deren Orakel ich geworden, mißfallen. — Doch sie wagten nicht es mir zu entdecken. Bragadio sagte lächelnd, ich wiederhole vor seinen Augen die eigenen Thorheiten seiner Jugend, aber ich habe mich darauf gefaßt zu machen, auch Buße dafür zu erlegen, und ich würde mich in seinem Alter gleich ihm gestraft sehn. Ohne ihm die schuldige Ehrfurcht zu kürzen, zog ich seine furchtbaren Prophezeiungen ins Lächerliche und verfolgte meinen Weg. Aber auf folgende Weise äußerte sich nach drei oder vier Wochen sein Charakter gegen mich.

Im Cirkel von Madame Avagadro, einer geistvollen und trotz ihrer sechzig Jahre noch liebenswürdigen Frau, lernte ich einen sehr jun-

gen Polen, Cajetan Zavoisky, kennen. Er wartete auf Geld aus dem Vaterlande, und einstweilen halfen ihm die venetianischen Damen aus der Noth. Denn seine Gestalt und sein polnisches Betragen gefiel ihnen. Wir wurden Freunde. Ich öffnete ihm meine Börse, und er mir viel reichlicher die seine zwanzig Jahre später in München. Er war ein Mensch, gegen den sich nichts sagen ließ; seine mäßige Basis Verstand reichte grade für das aus, was er suchte. Vor etwa sechs Jahren starb er zu Dresden als Gesandter des Kurfürsten von Trier. Ich werde seiner noch gedenken. Dieser liebenswürdige Mensch, den alle Welt liebte und für geistvoll hielt, weil man ihn mit Angelo Guérin und Lucilio Vanini umgehn sah, machte mich in dem Garten de la Zuecca mit einer schönen fremden Gräfin bekannt, die mir gefallen hatte. Wir besuchten sie noch denselben Abend. Sie stellte mich ihrem Gemahl, dem Grafen Rinaldi vor und lud uns ein, zum Abendessen zu bleiben. Rinaldi machte eine kleine Bank, und ich, mit seiner Gemahlin pointirend, gewinne etwa funfzig Zechinen. Die Dame hatte mir gefallen,

am nächsten Morgen besuchte ich sie allein. Ihr Gemahl, nachdem er entschuldigt, daß sie noch im Bette sey, ließ mich eintreten. Sie hatte das Betragen, alles hoffen zu lassen, ohne etwas zu bewilligen. Beim Weggehen lud sie mich zum Abendessen ein. Ich kam, gewann gemeinschaftlich mit ihr und ging verliebt nach Hause. Ich hoffte sie am folgenden Morgen wieder zu sehen, doch es hieß, sie sey schon ausgegangen. Am Abend wiederholte ich den Besuch. Sie entschuldigte sich, und ich verlor alles gewonnene Geld wieder in Gemeinschaft mit ihr.

Nach dem Essen empfahlen sich die Fremden, nur ich und Zavoisky blieben, denn der Graf wollte mir Revenche geben. Ich spiele auf mein Wort und er legt die Karten weg, wie er sieht, daß ich in Marken fünfhundert Zechinen verloren habe. Traurig gehe ich nach Hause. Die Ehre wollte, daß ich meine Schuld am folgenden Tage abzahlte, und ich besaß keinen Heller. Die Liebe vermehrte meine Verzweiflung. Ich war auf dem Punct, die Figur eines armen Schluckers zu machen, und der Zustand meiner Seele, den meine Gesichtszüge abmalten, ent=

ging Bragadio am folgenden Morgen keineswe-ges. Er fragte und ermunterte so geschickt, daß ich ihm die ganze Geschichte erzählte. Ich schloß damit, ihm zu sagen, daß ich entehrt sey, und daß mir dies das Leben kosten würde. Er trö-stete mich, indem er mir die Abzahlung meiner Schuld zusagte, wenn ich versprechen wollte, nie mehr auf mein Wort zu spielen. Ich beschwor es, küßte seine Hand und machte sehr vergnügt einen Spaziergang. Nachmittags rechnete ich auf die Auszahlung der fünfhundert Zechinen, und mir schmeichelte die Pünctlichkeit der Auszahlung jener Schönen gegenüber, die nun ihre Gunstbe-zeigungen nicht verschieben würde. Dieser Grund genügte, mich den Verlust dieser Summe nicht sehr bereuen zu machen. Aber die Groß-muth meines Wohlthäters bestimmte mich, den Vorsatz zu fassen, nicht wieder auf mein Wort spielen zu wollen.

Heiter nahm ich mit ihm und den beiden Freun-den das Mittagsessen ein. Der unangenehmen Geschichte ward nicht gedacht. Kaum sind wir aufgestanden, als ein Bedienter Bragadio einen Brief und ein Packet überreicht. Dieser liest

und antwortet: es ist gut. Der Ueberbringer geht, Bragadio ruft mich in sein Zimmer. Hier ist ein Päckchen, das Dir gehört. Ich öffne und finde dreißig bis vierzig Zechinen. Da er meine Verwunderung sieht, lacht er und reicht mir den Brief hin. Ich lese Folgendes:

„Herrn Casanova versichere ich, daß unser Spiel in voriger Nacht auf Wort nur ein Scherz war. Er ist nichts schuldig. Meine Frau überschickt ihm die Hälfte seines Verlustes beim Spiel um baar Geld. —

Graf Rinaldi."

Ich sehe Bragadio an, der sich zum Lachen aufbläset, wie er mein Erstaunen sieht. Ich begreife Alles und sage meinen Dank, indem ich ihn umarme, und verspreche künftig vernünftiger zu seyn.

In dem Augenblick wird mir's im Innern klar, ich fühle mich von der Liebe geheilt und schäme mich, daß der Mann und die Frau mich so anführen konnten.

Deiner wartet, sagte mein weiser Arzt, heut ein frohes Abendessen bei der reizenden Gräfin. —

Heut speise ich bei Ihnen. Sie haben mir eine meisterhafte Lection gegeben. —

Du wirst gut thun, beim ersten Male, wo Du wieder auf Wort spielst, nicht zu bezahlen. —

Das würde mich entehren. —

Und wenn auch. Du gewinnst bei der Eile im Entehren. Denn Du wirst, sobald Du nicht zahlen kannst, Dich entehren müssen. Drum ist es besser, diesen widerwärtigen, doch unfehlbaren Augenblick nicht abzuwarten.

Ich vermeide ihn sichrer wenn ich nur um baar Geld spiele. —

Gewiß. Denn Du rettest Ehre und Geld. Aber, weil Du das Hazardspiel einmal liebst: setze nie, sondern schneide. Du wirst dabei gewinnen. —

Wenig. —

So wenig, wie Du willst; Du hast doch etwas. Wer pointirt, ist hingerissen. Der Banquier überlegt. Er sagt: ich wette, daß Du nicht räthst. Der Pointier sagt: ich wette, daß ich rathe. Wer ist der Thor? —

Der, welcher pointirt. —

Also, um des Himmels willen, sey gescheidt! Und begegnet Dir es, daß beim Pointiren Du glücklich anfängst, so wisse, daß Du ein Narr bist, wenn Du mit Verlust aufhörst. —

Wie so ein Narr? das Glück wechselt. —

Drum gib es auf, sobald es anfängt zu wechseln, und gewinnst Du auch nur einen Deut damit, Du hast für immer gewonnen. —

Ich hatte Plato's Werke gelesen und freute mich, einen Mann zu finden, der wie Sokrates philosophirte.

Am folgenden Morgen besuchte mich Zavoisky, mir zu sagen, man habe mich beim Abendessen erwartet und die Pünctlichkeit gelobt, mit der ich das verlorne Geld bezahlt. Ich machte Miene es zu glauben, und sah den Grafen nebst der Gräfin erst nach sechzehn Jahren zu Mailand wieder. Zavoisky erfuhr die Geschichte vierzig Jahr später zu Carlsbad. Ich fand ihn harthörig.

Etwa vier Wochen später gab mir Bragadio eine zweite noch stärkere Probe seines Charakters. Zavoisky hatte mich mit einem Franzosen, Namens l'Abadie, bekannt gemacht, und

dieser hielt beim Gouvernement um die Stelle eines Inspecteur bei den Truppen an. Der Senat hatte zu wählen, und ich stellte ihn meinem Gönner vor. Dieser versprach auch seine Stimme; doch Folgendes hinderte, daß er Wort hielt.

Als ich, weil Schulden zu bezahlen waren, ihn um hundert Zechinen bat, fragte er mich, weshalb ich l'Abadie nicht darum anginge. Ich wage das nicht, erwiederte ich. Wage es dreist, sprach er, l'Abadio leiht sie dir. Ich zweifle, aber ich will versuchen, war meine Antwort.

Am folgenden Morgen besuche ich l'Abadie, und nach einer kurzen, ziemlich höflichen Einleitung bringe ich meinen Antrag vor. Eben so höflich entschuldigt er sich, indem er alles das auskramt, womit man sich entschuldigt, wenn man diesen oder einen ähnlichen Dienst nicht leistet. Zavoisky kam; ich ging und erzählte meinem Patron die Vergeblichkeit des Versuchs. Er lachte und sagte, dem Franzosen fehle es an Verstand.

Denselben Tag ward das Decret wegen des Inspecteurs über die Truppen der Republik im Senat vorgetragen. Ich bringe meinen Tag hin, wie gewöhnlich, komme nach Mitternacht nach

Hause und lege mich, weil Bragadio noch nicht da ist, zu Bett. Früh sage ich ihm einen guten Morgen und äußere, daß ich den neuen Inspecteur becomplimentiren würde. Aber er versetzt, ich könne mir das ersparen, der Senat habe ihn zurückgewiesen. Wie das? frage ich. Vor drei Tagen war er vom Gegentheil überzeugt. —

Er hatte nicht Unrecht. Das Decret wäre genehmigt worden, wenn nicht ich dagegen gesprochen hätte. Ich setzte dem Senat auseinander, daß richtige Politik uns untersage, jene Stelle einem Fremden zu geben. —

Ich erstaune. Gestern meinten Euer Excellenz das nicht. —

Ich kannte ihn zu wenig. Erst gestern sah ich, daß der Mann für die Stelle nicht Kopf genug besaß, die er nachsuchte. War er verständig, Dir die hundert Zechinen abzuschlagen? — Seine Weigerung hat ihn um dreitausend Thaler jährlich gebracht, die er jetzt haben könnte. —

Ich gehe und begegne Zavoisky mit l'Abadie ganz in Wuth. Hätten Sie, sagte Letzterer, mir gesagt, daß die hundert Zechinen Bragadio zum Schweigen bringen könnten, hätte ich gesorgt,

daß Sie solche erhielten. Sie hätten es rathen müssen, versetzte ich, wenn Sie den Kopf zum Inspecteur besaßen.

Der Mann stiftete mir Nutzen, indem er die Geschichte überall erzählte. Wer Bragadio's Stimme brauchte, erfuhr den Weg, den er zu gehen hatte. Ich tilgte alle meine Schulden.

Um diese Zeit kam mein Bruder Johann nach Venedig. Er war ein großer Gemäldekenner und reisete auf Kosten des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Er hatte den Ankauf der Gallerie des Herzogs von Modena für hunderttausend Zechinen vermittelt. Er ging nach Rom und blieb in der Schule des berühmten Mengs. Nach vierzehn Jahren werde ich von ihm sprechen. Jetzt muß ich als treuer Historiker ein Ereigniß erzählen, von dem das Glück einer der liebenswürdigsten Frauen Italiens abhing, die elend geworden wäre, wenn ich vernünftiger war.

Am Anfang des Octobers, als die Theater offen waren, ging ich maskirt zum römischen Thor hinaus und verfolgte meinen Weg, als ich die Gestalt eines Frauenzimmers ansichtig ward,

das, den Kopf in den Capuchon des Mantels gewickelt, aus dem eben angekommenen Frachtschiff von Ferrara stieg. Da ich sie allein sah und die Ungewißheit ihres Ganges bemerkte, trieb mich eine heimliche Gewalt, ihr näher zu treten und ihr meine Dienste anzubieten, wenn sie deren bedürfen sollte. Mit ängstlicher Stimme antwortete sie, daß ihr einige Zurechtweisung Noth thue, und ich sagte, der Quai, auf dem wir uns befänden, sey kein schicklicher Ort, um dort zu verweilen. So lade ich sie ein, mit mir in ein Weinhaus zu gehen, wo wir ungezwungen sprechen könnten. Sie steht an, ich werde dringend, sie gibt nach. Bis zur Niederlage waren kaum zwanzig Schritte. Wir treten ein und finden uns einander allein gegenüber. Ich demaskire mich, und Höflichkeit zwingt sie, den Capuchon zurückzuschlagen. Ein reicher Aufsatz läßt mich nur ihre Augen, Nase, Mund und Kinn sehen. Aber mehr bedurfte es nicht, um deutlich Jugend, Schönheit, Trauer, Adel und Güte zu entdecken. Dieser mächtige Empfehlungsbrief nahm mich über die Maaßen für sie ein. Nachdem sie einige Thränen abgewischt, ge=

stand sie mir, daß sie ein Mädchen von Stande und ganz allein dem älterlichen Hause entflohen sey, um einen jungen Venetianer aufzufinden, der sie verführt, betrogen und unglücklich gemacht. —

Sie hoffen ihn also zu seiner Pflicht zurückzuführen? Ich bilde mir ein, daß er Ihnen seine Hand versprochen haben wird. —

Schriftlich hat er mir Treue gelobt. Meine Bitte an Sie ist, mich zu ihm zu führen, dort zu lassen und zu schweigen. —

Rechnen Sie auf die Gesinnungen eines Mannes von Ehre. Denn der bin ich, und nehme schon an Allem Theil, was Sie betrifft. Wer ist Ihr Geliebter? —

O Himmel! So gebe ich mich denn meinem Schicksal hin. —

Bei diesen Worten zog sie ein Blatt aus dem Busen und gab es mir zu lesen. Ich erkenne die Handschrift von Janetto Steffani, dessen Familie ich kannte, kaum erst geschrieben. Er verspricht der Gräfin A. S., sie binnen acht Tagen in Venedig zu ehlichen. Drauf gebe ich das Papier zurück, sage, daß ich den Schreiber

kenne, daß er in der Canzlei angestellt und ein Wüstling sey, den nach dem Tode seiner Mutter Vermögen erwarte, jetzt aber Schulden drücken, und dem der Ruf nichts Gutes nachsage. —

Führen Sie mich zu ihm! —

Alles, was Sie befehlen, soll geschehen. Aber hören Sie auf mich und bezeigen Sie mir Vertrauen! Ich rathe, daß Sie nicht zu ihm gehen. Hat er Sie verlassen, so dürfen Sie auf keinen erwünschten Empfang rechnen, wenn Sie ihn antreffen sollten. Ist er aber nicht zu Hause, so machen Sie sich gefaßt auf Mißhandlungen von seiner Mutter, wenn Sie von ihr erkannt werden. Vertrauen Sie mir und seyn Sie des Glaubens, daß der Himmel mich Ihnen zum Beistand gegeben hat! Sie sollen, das versichere ich, spätestens morgen erfahren, ob Steffani in Venedig ist, wohin seine Absichten mit Ihnen gehen und wozu man ihn anhalten kann. Ehe das geschehen, dürfen Sie ihn weder Ihre Gegenwart zu Venedig, noch Ihren Aufenthalt wissen lassen. —

Wo werde ich diese Nacht zubringen? —

An einem unverdächtigen Ort. —

Bei Ihnen, wenn Sie verheirathet sind. —

Ich bin ehelos. —

Meine Absicht war, sie zu einer Wittwe in einer Straße ohne Ausgang zu führen, deren Sitten ich kannte, und wo zwei Zimmer bereit standen. Sie läßt sich bereden und besteigt eine Gondel mit mir. Dem Gondolier sage ich, wo er mich absetzen soll, und sie erzählt mir unterwegs, daß Steffani vor einem Monate in ihrer Vaterstadt verweilt habe, um einen zerbrochenen Wagen ausbessern zu lassen, und daß er an dem nämlichen Tage ihre Bekanntschaft in einem Hause gemacht, wo sie mit ihrer Mutter eine Neuvermählte besucht hatte. An dem Tage war ich so unglücklich, ihm Liebe einzuflößen, rief sie. Er dachte nun an keine Abreise ferner, sondern blieb vier Wochen in C., ohne den Tag über seinen Gasthof zu verlassen, und brachte die Nacht unter meinem Fenster zu, wo ich ihn sprach. Weil er stets von seiner Liebe und der Reinheit seiner Absichten redete, sagte ich ihm, er solle sich meinen Eltern entdecken und um mich anhalten. Doch er wußte mir gute oder schlechte Gründe anzugeben, die mir beweisen

sollten, daß nur ein unbegrenztes Vertrauen auf ihn sein Glück machen könnte. Ich mußte mich entschließen heimlich mit ihm abzureisen. Meine Ehre, sagte er, solle darunter nicht leiden, denn drei Tage nach meiner Entweichung würde die ganze Stadt es vernehmen, daß ich seine Frau geworden, und er versprach mir, mich öffentlich zurückzuführen. Ich Unglückliche! So hatte mich die Liebe verblendet. Ich glaubte ihm und willigte ein. Er gab mir die Schrift, die Sie gesehen haben, und in der nächsten Nacht gestattete ich ihm, durch das Fenster, wo wir uns gesprochen, in mein Zimmer zu steigen. Ich gab meine Einwilligung zu einem Vergehen, das nach drei Tagen ausgelöscht seyn sollte. Er verließ mich mit dem Versprechen, in folgender Nacht wieder unter meinem Fenster zu seyn, um mich in seine Arme aufzunehmen. Konnte ich daran nach dem großen Fehltritt zweifeln, den ich begangen? — Ich packte meine Sachen zusammen und erwartete ihn, aber umsonst. Am Morgen erfuhr ich, daß das Ungeheuer in seinem Wagen mit seinem Diener eine Stunde später abgereiset war, als er durch das Fenster von mir scheidend die Ver=

sicherung gab, er würde um Mitternacht wiederkommen, mich abzuholen. Denken Sie sich meine Verzweiflung! Ich schlug nun denselben Weg ein, den er mir angegeben, und der nur ein unrechter seyn konnte. Ich verließ ganz allein eine Stunde vor Mitternacht mein Haus und vollendete so meine Entehrung, fest entschlossen zu sterben, wenn der Räuber meines liebsten Gutes, den ich hier zu finden für gewiß annahm, nicht Wort halten sollte. Die ganze Nacht und fast den ganzen folgenden Tag ging ich zu Fuß, ohne das Geringste zu mir zu nehmen, bis zum Augenblick, wo ich in die Barke stieg, die mich in vierundzwanzig Stunden hiehertrug. Fünf Männer und zwei Frauenzimmer, die sich auf derselbenbe fanden, haben weder mein Gesicht gesehen, noch den Ton meiner Stimme gehört. Ich blieb die ganze Zeit über auf meiner Bank sitzen, in stetem Kampfe mit meiner Müdigkeit und dies Gebetbuch in meinen Händen haltend. Man ließ mich in Frieden; Niemand sprach ein Wort zu mir, und ich dankte meinem Schöpfer dafür. Kaum war ich am Quai abgestiegen, als Sie mir keine Zeit ließen, nachzudenken, wie ich es

anfangen sollte, den Weg zu Steffani's Hause bei S. Samuel in der Straße Garzoni einzuschlagen. Denken Sie sich den Eindruck, den auf mich der Anblick einer maskirten Mannsperson machen mußte, der, als hätte er, bekannt mit meinem Elend, mich erwartet, mir seine Dienste anbot, wenn ich deren bedürftig seyn sollte. Nicht nur hinderte mich kein Widerwille, Ihnen zu antworten, sondern ich hielt mich sogar verpflichtet, durch Vertrauen in Sie mich Ihres Anerbietens würdig zu beweisen, wenn schon Klugheit mich taub gegen Ihre Worte und die Aufforderung, Ihnen nach dem angegebenen Ort zu folgen, hätte machen sollen. Nun wissen Sie Alles, und ich bitte Sie, ziehen Sie aus meinem Leichtsinn keinen ungünstigen Schluß auf meinen Verstand und Charakter. Erst seit einem Monat habe ich aufgehört besonnen zu seyn. Die Erziehung, die ich genossen, und die Bücher, welche ich gelesen, haben mich erst mit der Welt bekannt gemacht. Aber Liebe und Mangel an Erfahrung ließen mich straucheln. Ich bin nun in Ihren Händen und bereue nicht, mich denselben anvertraut zu haben.

Ich bedurfte dieser Rede, mich in dem mir erregten Interesse zu befestigen. Ohne Schonung sagte ich ihr, Steffani habe sie verführt und absichtlich betrogen; an Rache dürfe sie nicht mehr denken. Sie schauderte, den Kopf in ihre Hände drückend. Als wir am Hause der Wittwe angekommen waren, ließ ich ihr ein gutes Zimmer geben, bestellte ein kleines Abendessen und empfahl die größte Sorgfalt. Es sollte ihr an nichts fehlen. Nun ging ich, mit der Versicherung, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Mein erster Schritt, nachdem ich sie verlassen, war ein Gang zu Steffani. Einer der Condoliere seiner Mutter sagte mir, daß er vor drei Tagen eingetroffen, aber vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft wieder abgegangen sey, und daß Niemand, selbst nicht seine Mutter wisse, wo er sich befände. Ferner zog ich am nämlichen Abend im Schauspiel Nachricht über die Familie der Unglücklichen bei einem Abbé aus Bologna ein, der sie zufällig genau kannte. Ein Bruder des Mädchens stand bei den päpstlichen Truppen. Als ich am folgenden Morgen zu ihr wollte, sagte mir die Wirthin, daß sie noch schliefe.

Sie habe mit Appetit gegessen, ohne ein Wort zu sprechen, und dann sich eingeschlossen. Sobald sie sich hören ließ, trat ich ein, und jede Entschuldigung, die sie mir machen wollte, abschneidend, theilte ich ihr Alles, was ich erfahren, mit. Die Farben ihres Gesichts hatten sich erhöht; sie war traurig, aber minder beunruhigt. Ich mußte ihre Urtheilskraft bewundern, als sie sagte, es sey nicht wahrscheinlich, daß Steffani abgereiset sey, um nach C. zurückzukehren. Ich bot mich an, dorthin abzugehen und alles Nöthige einzuleiten, um auch sie dahin zu bringen. Mit Entzücken hörte sie Alles an, was ich von ihrer achtungswerthen Familie vernommen. Dem Anerbieten, nach C. zu reisen, widerstand sie nicht, nur wollte sie Aufschub. Sie hoffte, Steffani werde bald zurückkommen, und sie dann mit kaltem Blute einen Entschluß fassen können. Ich bestärkte sie in dem Gedanken und bat um die Erlaubniß, mit ihr zusammen zu frühstücken. Als ich nach dem, was ihr am meisten Freude mache, fragte, nannte sie mir Bücher und Musik. Ihr Clavier gehe ihr über Alles, sagte sie. Am Abend fand ich mich wieder ein mit einem kleinen Korbe

voll Bücher, einem Clavier und einigen neuen Arien. Sie war verwundert und ward es noch mehr, als ich drei Paar Pantoffeln von verschiedener Größe aus der Tasche zog. Sie dankte mir, indem sie feuerroth ward. Der lange Weg zu Fuß hatte ihre Schuhe zerrissen, und darum gestattete sie, daß ich die Pantoffeln auf ihre Commode stellte, ohne das Paar zu versuchen, welches ihr passen würde. Da ich ihre Dankbarkeit gewahr ward, und jeder Plan, der ihre Tugend bestürmen sollte, mir fern lag, wurden die günstigen Gefühle, die mein Betragen ihr einflößen mußten, nur ein behaglicher Genuß. Nur ihr Herz wollte ich beruhigen und die Meinung darin auslöschen, welche der schändliche Steffani ihr über die Männer eingeflößt haben konnte. Liebe in ihr zu erregen, hatte ich durchaus nicht im Sinne; ja, ich hielt es für unmöglich, daß ich selbst Liebe zu ihr fassen könnte. Ich schmeichelte mir, sie würde mich nur als eine Unglückliche interessiren, welche die ganze Freundschaft eines Mannes verdiente, dem der Besitz ihres Vertrauens, ohne daß sie ihn kannte, zur Ehre gereichte. Auch durfte ich sie in ihrer

schrecklichen Lage für keine neue Neigung empfänglich halten, und der Gedanke, sie durch meine Aufmerksamkeit mir gefällig zu machen, würde, wenn er mir gekommen wäre, mich erschreckt und empört haben.

Nur eine Viertelstunde blieb ich und verließ sie, um der Verlegenheit ein Ende zu machen, worin ich sie sah. Sie wußte in der That nicht, welche Worte sie wählen sollte, mir ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Ich war ein verfängliches Verhältniß eingegangen, dessen Ausgang sich nicht absehen ließ, doch das kümmerte mich wenig. Ich fühlte keine Verlegenheit, es zu unterhalten, drum war mir auch der Ausgang gleichgültig, und die heroische Intrigue, in die das Glück mich zum ersten Male verwickelte, schmeichelte mir aufs höchste. Ich war auf dem Wege, eine Erfahrung an mir selbst zu machen, denn ich überzeugte mich, daß ich mich selbst noch nicht genug kannte. Kurz, ich fühlte mich gespannt.

Am dritten Tage, nachdem sie sich in Danksagungen erschöpft, sagte sie, es sey ihr unbegreiflich, wie ich eine gute Meinung von ihr be-

gen könne, da ich sie bereit gefunden, mit mir in ein Weinhaus zu gehen. Und ich sah sie lächeln, als ich antwortete: mir sey nicht minder unbegreiflich, wie ich trotz meiner Maske ihr als Anhänger einer Tugend habe erscheinen können, als deren Feind mich vielmehr mein Aufzug und Aeußeres hätte ankündigen müssen. Denn ich, fuhr ich fort, sah ja auf Ihrem schönen Gesicht Adel, Gefühl und die Tugend einer Unglücklichen. Das himmlische Gepräge der Wahrheit in Ihren ersten Worten zeigte mir, daß die Liebe Sie verleitet, die Ehre aber gezwungen hatte, Ihre Familie und Ihr Vaterland zu verlassen. Ihr Vergehen war ein verführtes Herz, worüber die Vernunft alle Macht verloren. Ihre Flucht aber war die That einer großen Seele, deren Ruf nach Rache Sie vollkommen rechtfertigt. Durch seinen Tod, nicht durch eine Verbindung mit Ihnen muß Steffani sein Verbrechen abbüßen. Er ist nach seiner That Ihres Besitzes unwerth geworden; ihn sich erzwingen wollen, statt seine Schuld zu bestrafen, hieße ihn belohnen. —

Sie haben in jedem Ihrer Worte Recht. Ich

hasse den Schändlichen, und ich habe einen Bruder, der ihn im Zweikampf tödten soll. —

Darin irren Sie. Steffani ist ein Feiger, der sich nie eines ehrenvollen Todes werth zeigen wird. —

In dem Augenblick griff sie in die Tasche, und nach kurzer Ueberlegung zog sie ein zehn Zoll langes Stilet hervor, das sie auf den Tisch legte. Was ist das? frage ich, und sie antwortet: Eine Waffe, auf die ich bis jetzt nur gerechnet hatte, um sie gegen mich selbst zu brauchen. Doch Sie haben mir ein Licht gegeben. Ich bitte Sie, bringen Sie mir Steffani! Ich rechne auf Ihre Freundschaft. Ich bin überzeugt, Ihnen soll ich Ehre und Leben verdanken.

In diesem Augenblick ergriff sie mich. Ich nahm den Dolch und verließ sie in einer Verwirrung, welche mir die Schwäche eines Heldenmuths ankündigte, den als lächerlich zu betrachten ich unterlassen hatte. Indessen behauptete ich ihn bis zum siebenten Tage.

Es trug sich nun ein Vorfall zu, der, indem er mir einen beleidigenden Verdacht wegen der Dame erweckte, mir Unmuth gab. Denn

war er gegründet, so sah ich mich hinters Licht geführt. Das hätte mich gedemüthigt. Da sie nämlich von ihrer Liebe zur Musik gesprochen, so hatte ich noch an dem nämlichen Tage ein Instrument besorgt, und drei waren verflossen, ohne daß sie es auch nur geöffnet. Wenigstens sagte mir das die Wirthin. Mir schien, sie habe mich für das Geschenk mit einer Probe ihres Talents zu entschädigen. Sollte sie mir eine Lüge gesagt haben? — Dann wäre sie verloren gewesen. Zwar verschob ich das Urtheil noch, aber der Ungewißheit wollte ich ein Ende machen.

Am nächsten Tage besuchte ich sie, wider meine Gewohnheit, nach dem Mittagsessen, entschlossen sie zu bitten, mich ihre Kunst hören zu lassen. Sie saß, als ich eintrat, in ihrem Zimmer an einem Spiegel, und hinter ihr stand die alte Wirthin, die ihr die langen Haare, deren Feinheit und Goldglanz allen Ausdruck überstieg, in Ordnung brachte. Sie entschuldigte sich damit, daß sie mich nicht erwartet habe, und verfolgte ihr Geschäft, das, wie sie sagte, nicht aufzuschieben gewesen. Zum ersten Male sehe ich nun ihre ganze Gestalt, den Hals und die Hälfte

der Arme. Ich bewundre und kann kein Wort sagen. Ich lobe den Wohlgeruch ihrer Pomade, und die Alte sagt mir, die Pomade, der Puder und die Kämme hätten die drei Livres, die Madame ihr gegeben, ganz hinweggenommen. Meine Verwirrung stieg aufs höchste. Sie hatte mir gesagt, daß sie mit zehn Paoli von C. abgereiset sey. Daran mußte ich denken, aber ich nehme mich zusammen und schweige.

Kaum waren die Haare durchgekämmt, als die Wittwe sich entfernt, um uns Caffee zu machen. Ich nehme von ihrem Tisch ein in einen Ring gefaßtes Bild, und indem ich es betrachte, lache ich über den Eigensinn, daß sie sich als Mann mit schwarzen Haaren habe malen lassen. Es sey das Bild ihres Bruders, der ihr gleiche, antwortet sie. Er war zwei Jahr älter und, wie gesagt, im päpstlichen Kriegsdienst.

Ich verrathe ihr nun meinen Wunsch, den Ring auf ihren Finger zu stecken. Sie streckt ihn aus, und wie der Reif ihn umschließt, will ich nach hergebrachter Galanterie ihr die Hand küssen. Erröthend aber zieht sie selbige zurück. In aller Gutmüthigkeit bitte ich um Vergebung,

wenn ich die Hochachtung gegen sie verletzt haben sollte, und sie antwortet: in ihrer Lage müsse sie sich mehr gegen sich selbst, wie gegen mich vertheidigen. Das Compliment schien mir so fein, so zu meinem Vortheil, daß ich glaubte, es fallen lassen zu müssen. Sie sollte in meinen Augen lesen, daß, mir gegenüber, ein unbegründetes Verlangen nicht am Platz war, noch sie mich undankbar finden dürfe. Aber meine Liebe entwickelte sich in jenem Augenblick aus ihrer Kindheit, und ich vermochte nicht ferner mich zu verstellen.

Mir wegen der Bücher dankend, die ich ihr gebracht, indem ich ihren Geschmack errathen — denn sie liebte nicht Romane — entschuldigte sie sich, daß sie, obwohl sie gewußt, ich liebe die Musik, nie sich erboten, mir eine Arie vorzusingen. Nun athmete ich wieder. Die Schöne aber setzte sich nach diesen Worten an den Flügel und spielte unvergleichlich mehrere Stücke ohne Noten. Darauf, nachdem sie sich etwas bitten lassen, begleitete sie ihr Spiel mit einer Arie, auf eine Weise, daß die Liebe mich augenblicklich in ihren Himmel erhob. Mit Augen, sterbend vor Liebe, erbat ich mir ihre Hand zum Kusse,

und sie reichte mir nicht nur dieselbe, sondern ließ sie ganz in meinem Besitz. Aber trotz dem wußte ich mich so zu zügeln, daß ich sie nicht verzehrte. Glühend vor Liebe und auf dem Punct, mich zu erklären, verließ ich das Zimmer. Aller Zwang wird Thorheit, wenn wir gewahr werden, daß das geliebte Wesen unsre Gefühle theilt. Indeß bedurfte ich noch immer Ueberzeugung.

Wer Steffani kannte, sprach in der Stadt über sein Weggehen. Ich hörte Alles und sagte kein Wort. Man kam überein, die Mutter, weil sie seine Schulden nicht bezahlen wolle, sey die Ursache. Es hatte Wahrscheinlichkeit. Doch mochte er wiederkehren oder nicht, ich vermochte nicht meine Resignation bis zur Abtretung des Schatzes, den ich in Händen hatte, zu steigern. Aber die Ungewißheit, wodurch und wie ich dessen Genuß erleichtern wollte, stürzte mich in ein Labyrinth. Kam mir der Gedanke, Bragadio darüber zu Rathe zu ziehen, entgegen, so wies ich ihn mit Abscheu zurück. Ich hatte ihn zu praktisch, zu erfahrungsreich in dem Handel mit Rinaldi, und noch mehr bei dem Vorgange mit l'Abadie kennen gelernt. Meine Furcht vor seinen Mitteln

war so groß, daß ich lieber sterben, als durch deren Hülfe gesund werden wollte.

Aus Albernheit fragte ich eines Morgens die alte Wittwe, ob meine Dame sich darnach erkundigt habe, wer ich sey. Ich erkannte meinen Fehler augenblicklich, als ich, statt eine Antwort zu erhalten, die Frage hörte: „Sie weiß also nicht, wer Sie sind?“ — „Ich verlange Antwort und keine weitere Frage,“ erwiederte ich nun. —

Jene hatte Recht. Ihre Neugier über das Bewenden der Sache war nun erwacht. Ein Geträtsch, das meine Unbesonnenheit veranlaßt hatte, mußte nothwendig beginnen. Wahrlich, man sollte nie behutsamer seyn, als dann, wenn man an halbdumme Menschen eine Frage richtet. Seit zwölf Tagen, während welcher ich meine Schützlingin in der Obhut hatte, gab sie mir kein Zeichen ihrer Neugier über meine Person. Folgte daraus, daß ihr diese gänzlich abging? — Keineswegs. Ich aber, wollte ich meine Sache gehörig anfangen, mußte ihr am ersten Tage sagen, wer ich war. Nun verabsäumte ich nicht, am Abend sie besser, wie jeder Andre es thun

konnte, selbst über mich zu unterrichten. Ich entschuldigte mich nämlich, daß ich so lange damit gezögert. Sie dankte, mit der Versicherung, daß sie in Augenblicken wohl recht neugierig, doch nie so albern gewesen sey, sich bei der Wirthin nach mir zu erkundigen.

Wir sprachen über das Unbegreifliche in Steffani's langer Abwesenheit, und sie meinte, ihr Vater müsse glauben, er halte sich mit ihr irgendwo versteckt. Er werde die nächtlichen Unterredungen mit ihr erfahren, und dann ihre Einschiffung mit dem Postschiffe von Ferrara erforscht haben. Selbst seine Anwesenheit in Venedig, zur heimlichen Veranstaltung, sie von dort wegzuführen, war ihr glaublich. Da er bei Concußi zu wohnen pflegte, trug sie mir auf, mich dort zu erkundigen.

Von Steffani sprach sie nur mit entschiedenem Haß, und ihr einziger Gedanke war, ihrem Vaterlande fern, in ein Kloster zu gehen, wo der Welt ihre schimpfliche Geschichte unbekannt bliebe.

Nach ihrem Vater mich zu erkundigen, hatte ich nicht nöthig. Denn Barbaro that einst fol-

gende Aeußerung beim Abendessen: Man hat mir einen jungen Menschen aus den päpstlichen Staaten empfohlen. Ich soll ihn mit meinem Credit unterstützen, und zwar in einer bedenklichen und kitzlichen Sache. Ein Einwohner unserer Stadt hat seine Schwester entführt und scheint sich seit vierzehn Tagen an einem Orte zu befinden, den Niemand kennt. Man muß die Sache vor den Rath der Zehen bringen. Die Mutter des Räubers will mit mir verwandt seyn; doch ungern möchte ich mich in die Sache mischen.

Ich that, als sey mir das alles gleichgültig, eilte aber am folgenden Morgen der Schönen die wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Sie schlief noch, und da die Sache Eile hatte, ließ ich ihr durch die Wirthin sagen, ich müßte sie, um ihr etwas Wichtiges zu sagen, auf zwei Minuten sprechen. Sie empfing mich im Bette, bis über das Kinn zugedeckt.

Als sie kaum, was ich zu sagen hatte, gehört, bat sie mich, Barbaro zu bewegen, den Vermittler zwischen ihr und ihrem Vater zu machen; denn sie war entschlossen, lieber zu sterben, als den Abscheulichen zu heirathen. Mir wollte sie

Steffani's Heirathsversprechen einhändigen, um ihrem Vater die Art der Ueberlistung des Ungeheuers vorzulegen. Das Blatt aus der Tasche zu nehmen, mußte sie mir ihren völlig unbekleideten Arm zeigen. Sie erröthete dabei, und es geschah gewiß nur deswegen, weil sie mir verrathen mußte, daß sie ohne Hemde im Bette lag. Ich versprach, Abends wiederzukommen.

Barbaro zu dem Beabsichtigten zu vermögen, hätte ich ihm entdecken müssen, wer in meiner Obhut war; das konnte ihr schaden. Ich entschloß mich also gar nicht; denn ich sah die Gefahr, sie zu verlieren, und wollte diesen Verlust nicht beschleunigen.

Nach dem Essen ward der Graf A. S. bei Barbaro angemeldet. Er trat ein, mit seinem in Uniform gekleideten Sohn, dem leibhaften Ebenbild seiner Schwester. Beide gingen mit Barbaro in dessen Zimmer, um über die Sache zu sprechen. Nach einer Stunde entfernten sie sich. Dann ward ich, meiner Erwartung entsprechend, von Barbaro aufgefordert, den geheimen Engel in mir zu befragen, ob er sich der Angelegenheit des Grafen A. S. annehmen sollte. Er selbst

schrieb die Frage auf. Mit höchster Ruhe antwortete ich ihm in Ziffern: er solle sich der Sache annehmen, jedoch nur, um den Grafen zu vermögen, daß er seiner Tochter verzeihe und den Gedanken einer Verbindung mit dem Bösewicht aufgebe; denn Gott habe diesen zum Tode verdammt.

Man war über diese Antwort erstaunt, nicht minder, wie ich selbst, der sie gegeben. Denn ich hegte eine Ahnung, Steffani werde durch irgend Jemand umkommen. Die Liebe gab mir das ein. Bragadio, weil ihm mein Orakel untrüglich war, sagte, es habe sich noch nie so deutlich erklärt, und Steffani müsse in derselben Stunde, wo es gesprochen habe, gestorben seyn. Zugleich sagte er Barbaro, er werde am nächsten Tage den Vater und den Sohn einladen. Es mußte langsam vorgeschritten werden. Denn, um den Vater zur Freisprechung der Tochter zu bewegen, war nöthig, der Letztern Aufenthalt zu wissen. Fast lachen mußte ich, als Barbaro sagte: wenn ich nur wollte, so würde ich ihren Wohnsitz angeben können. Ich vertröstete ihn auf morgen. So

gewann ich Zeit, zuvörderst die Absichten des Vaters und Sohnes zu erfahren. Abermals mußte ich lachen, wenn mir einfiel, ich könne, um meine Divinationskraft zu retten, Steffani umbringen müssen. Den ganzen Abend brachte ich bei der jungen Gräfin zu. Sie hoffte gleich sehr auf ihres Vaters Verzeihung, wie sie mir vertraute. Unbeschreiblich freute sie sich, zu hören, daß ich am folgenden Tage mit ihrem Vater und Bruder speisen und ihr deren Aeußerungen hinterbringen würde. Welche Freude aber für mich, daß ich überzeugt war, ich müsse ihr werth seyn! Ohne mich wäre sie verloren gewesen, in einer Stadt, deren Gouvernement Zügellosigkeit der Sitten für einen Bestandtheil dort herrschender Freiheit betrachtete. Wir priesen unser glückliches Zusammentreffen auf dem Quai und die Uebereinstimmung unserer Wünsche. Es entzückte uns, es nicht der Anziehungskraft unserer Physiognomien beimessen zu dürfen, daß sie meiner Aufforderung nachgegeben, ich aber sie dringend aufgefordert, mir zu folgen und sich meinem Rathe hinzugeben. Ich war maskirt, und sie durch den Capuchon gleichfalls. Weil es vom Gewöhnlichen ab-

wich, hielten wir alles für eine unmittelbare Einwirkung des Himmels, der Vorsehung und unserer Schutzengel. So faßten wir gegenseitig Liebe für einander. Ich möchte wissen, ob ein Leser verwegen genug seyn könnte, dies für Aberglauben zu erklären. Es beruht auf der tiefsten Philosophie, obwohl es, nur auf uns bezogen, Wahrheit behauptet. Gestehen Sie, sagte ich ihr in einem Augenblick des Entzückens, meine Lippen auf Ihre schönen Hände drückend, daß, wenn Sie einen Liebhaber in mir ahnten, Sie mich fürchten würden! — Ach, antwortete sie, nur Ihren Verlust fürchte ich.

Diese Antwort, mit einem Blick begleitet, der ihre Wahrheit bestätigte, machte, daß ich sie an mein Herz schloß, den holden Mund zu küssen, der das gesprochen. Keine stolze Verachtung in ihren Augen, keine kalte Gefälligkeit, von unwürdiger Furcht, mich zu verlieren, hervorgebracht, hinderten mich, meine Zärtlichkeit walten zu lassen. Nur Liebe und eine Dankbarkeit, welche fern davon, die Reinheit jener zu mindern, ihren Triumph vielmehr erhöhte, zeigten sich meinen Augen.

Kaum hatte ich sie aus meinen Armen gelassen, als ihre Blicke sich senkten und ich einen tiefen Seufzer vernahm. Ich ahnte, was ich fürchtete, und bat, ihr zu Füßen stürzend, um Vergebung.— „Welche Beleidigung hätte ich Ihnen zu vergeben? Wahrlich, Sie errathen meine Gedanken schlecht. Als ich Sie zärtlich gegen mich sah, erwog ich mein Glück, und eine traurige Betrachtung entriß mir einen Seufzer. Stehen Sie auf," war ihre Antwort.

Mitternacht hatte geschlagen. Ihre Ehre fordre meinen Abschied, sagte ich, nahm die Maske vor und ging. Die Furcht, das zu erlangen, was mir noch unverdient vorkam, gab meinem Weggehen einigen Anschein von Trotz. Ich hatte eine unruhige Nacht, eine jener Nächte, wo der von Liebe entflammten Jugend ihr Gegenstand mangelt, und sie in diesem Entbehren einen Genuß findet, weil, wie bei mir, die Hoffnung keine stumme Rolle mehr in dem Stücke spielt. Dennoch ist jene vielgepriesene Hoffnung nur eine Schmeichlerin, welche die Vernunft lediglich hegt, weil auch sie Palliative braucht. Drum sind die glücklich zu preisen, die weder

der Hoffnung noch der Vorgefühle bedürfen, um ihr Leben zu genießen.

Als ich aufwachte, setzte mich mein Ausspruch gegen Steffani in einige Verlegenheit. Ich hätte ihn gern, sowohl zur Ehre meines Orakels, als um Steffani's willen widerrufen. Denn mein Haß verschwand, sobald ich ihn als den betrachtete, der eigentlich das Glück vermittelt hatte, welches meine Seele in dem Augenblick genoß.

Der Graf und sein Sohn fanden sich zur Mittagstafel ein. In Jenem fand ich einen einfachen Mann, in dem nichts angenommen war. Das Ereigniß bekümmerte ihn und gab ihm Unruhe wegen des Ausganges. Der Sohn, schön wie die Liebe, verband Geist mit edlem Anstand. Sein zwangloses Betragen gefiel mir. Ich wollte seine Freundschaft gewinnen und beschäftigte mich deshalb nur mit ihm.

Beim Desert wußte es Barbaro dem Grafen so anschaulich zu machen, wir wären vier Personen, aber nur Ein Geist, daß Letzterer ohne allen Rückhalt sprach. Nachdem er uns seine Tochter auf jede Weise gelobt, versicherte er uns, daß Steffani keinen Fuß in sein Haus gesetzt.

Er könne daher nicht begreifen, durch welche Bezaubrung er sie, die er nur einige Male Nachts am Fenster gesprochen, dahin habe bringen können, daß sie zwei Tage nach ihm allein auf der Post abgereiset sey. Barbaro folgerte daraus den Einwand, daß man ihr den Vorwurf, entführt worden zu seyn, keineswegs machen, auch nicht beweisen könne, daß Steffani sie verführt habe. —

Auch unbewiesen bleibt es gewiß, und so gewiß, daß Steffani, da man seinen Aufenthalt nicht kennt, sich nothwendig bei ihr befinden muß. Ich verlange nichts, als daß er sie heirathe. —

Man sollte keine gezwungene Heirath wünschen. Ihre Tochter wird unglücklich dadurch, denn Steffani gehört zu den verworfensten Individuen unter unsern Secretarien. —

Mich, sagte Bragadio, würde an Ihrer Stelle die Reue der Tochter erweichen und zur Verzeihung stimmen. —

Wüßte ich nur, wo sie ist, in meine Arme wollte ich sie schließen. Aber wie kann ich mir mit dem Gedanken ihrer Reue schmeicheln, da sie gewiß bei Steffani sich aufhält? —

Wissen Sie denn, daß sie hieher kam, als sie abreisete von C.? —

Vom Inhaber des Postschiffes habe ich es erfahren und weiß, daß sich sogleich eine maskirte Mannsperson zu ihr fand. Niemandem ist bekannt, wo sie hingegangen. —

Jener war vielleicht Steffani. —

Nein. — Steffani ist klein, die Maske war groß; und ohnehin weiß ich, daß Jener einige Tage zuvor abgereiset war. Die Maske muß ein Freund von Steffani gewesen seyn, der sie zu diesem bringen wollte. —

Das sind Vermuthungen. —

Vier Personen, welche den Maskirten sahen, wollten ihn kennen, aber sie stimmten nicht in dem Namen überein. Hier stehn die von ihnen angegebenen Namen geschrieben. Ich muß sie dem Rath der Zehen anzeigen, wenn Steffani ableugnet, meine Tochter bei sich zu haben.

Nun gab er mir den Zettel, der nicht nur die ihm angegebenen Namen, sondern auch die Namen der Angeber enthielt. Barbaro las sie und zuletzt meinen Namen. Ich machte eine Miene dazu, daß meine drei Freunde laut aufla-

chen mußten. Darüber stutzte der Graf, und Bragadio glaubte ihn in folgenden Worten aufklären zu müssen. Casanova, den Sie dort sehen, ist mein Sohn, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihre Tochter gesichert ist, wenn sie sich bei ihm befindet, mag er mir auch sonst nicht der Mann scheinen, dem man Mädchen anvertrauen sollte.

Des Sohns und Vaters Erstaunen und Verlegenheit bildeten ein sonderbares Gemälde. Letzterer bat mich unter Thränen um Verzeihung und beschwor mich, seine Lage zu erwägen. Ich beruhigte ihn, indem ich ihn umarmte. Der mich erkannt hatte, war ein Gelegenheitsmacher gewesen. Vor einigen Wochen hatte ich ihn ausgeprügelt, und wer weiß, wohin er die Gräfin geführt hätte, wenn ich sie ein Weilchen später anredete.

Die Folge war, daß der Graf seinen Antrag beim Rath der Zehen verschob, bis Steffani's Aufenthalt kund seyn würde. Seit einem halben Jahre, sagte ich, habe ich ihn nicht gesehn. Doch, wie er mir erscheint, soll ihn ein Duell tödten. Mit einer Ruhe und Kälte, die

mir gefiel, sagte der junge Graf: Erst nachdem er mich getödtet hat, werden Sie ihn tödten. Bragadio aber konnte es nicht unterdrücken, zu sagen: Keiner von Ihnen wird ihn tödten, denn er ist bereits todt. — Todt? — fragte der Graf. — Nicht buchstäblich, antwortete Barbaro, aber moralisch, an der Ehre nämlich.

Nach diesem merkwürdigen Auftritt, der mir zeigte, daß die Sache beinahe entdeckt war, suchte ich meine Holde auf, indem ich dreimal die Gondel wechselte. Dadurch allein entgeht man in dem großen Venedig den Spionen, die sich einem anhängen, zu erfahren, wohin man geht.

Der Gräfin, die mich mit klopfendem Herzen erwartete, berichtete ich Wort für Wort, was ich hier niedergeschrieben habe. Mit Thränen in den Augen hörte sie die Botschaft, daß ihr Vater sie in seine Arme schließen wolle, und sie fiel, Gott zu danken, auf ihre Kniee nieder, als ich ihr sagte: Niemand wisse etwas davon, daß der Verführer ihr Zimmer betreten.

Als ich ihr die mit großer Fassung gesprochenen Worte des Bruders: „Sie werden ihn

erst tödten, nachdem er mich getödtet," wiederholte, mußte sie den Thränen ihren Lauf lassen und mich ihren Retter und Engel nennen. Ich versprach, den theuern Bruder ihr spätestens übermorgen zu bringen. Ohne der Rache oder Steffani's zu gedenken, speiseten wir froh zu Abend und widmeten die Zeit vor Mitternacht den Zärtlichkeiten der Liebe. Länger wollte ich nicht bleiben. Die Wirthin sollte nicht sagen dürfen, ich habe eine Nacht bei dem schönen Mädchen zugebracht.

Wäre ich anders verfahren, so hätte ich viel eingebüßt. Meine drei Freunde erwarteten mich noch mit höchster Ungeduld, um mir eine überraschende Neuigkeit mitzutheilen, die Bragadio in der Rathsversammlung gehört. Steffani, sagte er, lebt nicht mehr, wie Paralis, unser Engel, in seiner übermenschlichen Sprache uns anvertraut hat. Er ist der Welt abgestorben, indem er die Capuzinerkleidung angelegt, und der gesammte Rath ist davon unterrichtet. Indessen, wir wissen, daß dies seine Strafe war. Darum wollen wir Gott und seinen heiligen Einfluß anbeten, der uns enthüllt, was Andere nicht zu er-

kennen vermögen. Jetzt müssen wir das Werk zu Ende bringen und den würdigen Vater trösten. Paralis muß uns sagen, wo sich das Mädchen aufhält. Denn unmöglich kann sie bei Steffani sich befinden, da sie ja nicht zur Capuzinerin verdammt ist.

Ich brauche meinen Engel nicht erst zu befragen, gab ich zur Antwort. Denn aus Gehorsam zu ihm machte ich bisher ein Geheimniß aus dem Ort, wo die junge Gräfin sich befindet. Nun erzählte ich ihnen die ganze Geschichte ihrer vollkommensten Wahrheit nach, mit Ausnahme dessen, was sie nicht zu wissen brauchten. Denn weil die Frauen diese achtbaren Herren zu mancher Thorheit verleitet, so waren die Verbrechen der Liebe ihnen furchtbar geworden. Barbaro und Dandolo bezeigten ihre Verwunderung, als sie erfuhren, daß das Mädchen schon seit einigen Wochen in meinen Händen sey. Bragadio aber erklärte im Ton eines Adepten dies für nichts weniger denn wunderbar, vielmehr den Regeln der Cabbala gemäß und ihm vielleicht nicht unbekannt. Nur müsse man, meinte er, es dem Grafen bergen, bis Gewißheit da sey, daß er seiner Tochter ver-

zeihen und sie nach der Heimath oder sonst einem beliebigen Orte führen werde. Er muß ihr verzeihen, sagte ich, weil das herrliche Geschöpf nie C. ohne das Heirathsversprechen hier würde verlassen haben, welches meine Hände halten. Sie ging bis zum Postschiffe zu Fuß, schiffte sich ein und stieg in dem Augenblick aus, wo ich durch das römische Thor ging. Eine Eingebung trieb mich, ihr zu nahen und sie mit mir gehen zu heißen. Sie gehorsamte, und ich brachte sie nach einem unzugänglichen Ort, zu einer gottesfürchtigen Frau.

Es war, als ständen drei Statuen vor mir, so aufmerksam hörten meine Freunde mir zu. Ich rieth ihnen, die beiden Grafen auf übermorgen einzuladen. Denn ich brauche Zeit, Paralis über das weitere Verfahren zu befragen. Barbaro rieth ich, den Grafen über die Art von Steffani's Tod zu benachrichtigen. Nach vier bis fünf Stunden Schlafs ging ich zu meiner Wittwe und sagte dieser, sie dürfe uns nicht eher, als bis wir rufen würden, das Frühstück bringen, denn wir möchten drei bis vier Stunden zu schreiben haben.

Die Gräfin traf ich beim Eintritt noch im Bette. Aber ihr vor zehn Tagen noch trauriges Gesicht glänzte vor Freude. Wir eilten, das Glück unserer Liebe nicht aufzuschieben. Wenn der geliebte Gegenstand noch neu ist, so sind es auch alle Schönheiten für die Begierden eines Liebhabers. Und der Gräfin mußte alles noch so gut wie neu seyn, denn sie hatte es ja erst mit einem Menschen genossen, der nicht gemacht schien, einer Frau Liebe einzuflößen.

Erst nach einiger Zeit erzählte ich die Unterhaltung, die ich vor dem Schlafengehen mit meinen Freunden gehabt. Schon hatte ihr die Liebe den Hauptgegenstand zur Nebensache gemacht.

Steffani's Eintritt in den Capuzinerorden erregte ihr höchstes Staunen. Sie stellte sehr philosophische Betrachtungen darüber an, ja sie beklagte ihn. Beklagt man, so haßt man nicht mehr; aber das begegnet nur großen Seelen. Sie billigte, daß ich meinen Freunden anvertraut, wo sie sich befände, und überließ mir die Mittel, sie zu ihrem Vater zu bringen.

Als wir der Zeit unserer Trennung gedach-

ten, brach unser Erschrecken und Erstaunen hervor. Sie war überzeugt, daß, wäre mein Stand ihrem gleich gewesen, sie nie mehr meinen Armen sich entwunden haben würde. Sie sagte, nicht Steffani's Bekanntschaft hätte sie unglücklich gemacht, sondern meine. Muß nach einer Vereinigung, die zwei Herzen beglückt, nicht der Augenblick der Trennung Trauer über sie ausschütten? —

Bei Tische sagte mir Barbaro, er habe Madame Steffani, seiner angeblichen Verwandtin, einen Besuch gemacht, und sie nicht ungehalten wegen des Schritts gefunden, den ihr einziger Sohn gethan. Er habe, sagte sie ihm, zwischen Tod und Eintritt in den Capuzinerorden zu wählen gehabt. Seine Wahl sey die eines Weisen gewesen. Sie sprach, wie es einer guten Christin ziemte. Indeß, wäre sie nicht geizig gewesen, so würde sich ihr Sohn weder umgebracht haben, noch Capuziner geworden seyn. Die Welt ist reich an grausamen Müttern dieser Art. Nur wenn sie die Natur zu Boden treten, halten sie sich für brav. Es sind schändliche Weiber.

Der eigentliche Grund aber von Steffani's Verzweiflung blieb der Welt unbekannt, und erst, wenn Niemand mehr ein Interesse dabei hat, sollen meine Memoiren ihn kund geben.

Der Graf und sein Sohn, beide durch das Ereigniß betroffen, dachten nun auf nichts, als den geliebten Gegenstand wieder zu erhalten, um ihn nach C. zurückzuführen.

Ihn auszumitteln, wollte der Vater die zehn Personen, die ihm angegeben worden, mit Ausnahme meiner vorladen lassen. Es ward also nothwendig, ihn zu benachrichtigen, daß seine Tochter sich in meinen Händen befand. Bragadio wollte ihn davon in Kenntniß setzen, und zwar am nächsten Tage. Wir waren alle vom Grafen zum Abendessen geladen, aber Bragadio hatte sich entschuldigt. Dies Abendessen hinderte mich, die Gräfin zu besuchen. Jedoch mit dem Anbruch des Morgens war ich bei ihr, und weil ich mir vorgesetzt, heut alles ihrem Vater zu entdekken, so blieben wir bis Mittag zusammen. Wir konnten auf keine nochmalige Zusammenkunft rechnen. Ich versprach, sie Nachmittags mit ihrem Vater und Bruder zu besuchen.

Wie erstaunten beide, als Bragadio beim Aufstehen von Tisch ihnen sagte, die Gräfin sey gefunden. Indem er Steffani's Heirathsversprechen aus der Tasche zog und es ihnen vorhielt, sagte er: dies hat ihr die Besinnung genommen, als sie hörte, jener sey ohne sie aus C. abgereiset. Zu Fuße folgte sie nun ihm allein nach und begegnete, kaum ans Land gestiegen, zufällig dem großen jungen Menschen, den Sie dort sehen. Er überredete sie, ihm in ein anständiges Haus zu folgen. Aus diesem hat sie keinen Fuß gesetzt, sie wird es nur verlassen, um Ihnen, sobald sie der Verzeihung ihres Fehltritts gewiß ist, in die Arme zu stürzen.

Sie soll nicht an meiner Vergebung zweifeln, antwortete der Vater und wandte sich zu mir, mich bittend, ich möchte den Augenblick nicht verzögern, von dem die Beruhigung seines Lebens abhinge. Ich umarmte ihn und sagte: er solle morgen die Gräfin sehen, aber seinem Sohn würde ich in jedem von ihm selbst zu bestimmenden Augenblick die theure Zusammenkunft verschaffen, die sie noch immer fürchte. Barbaro wollte uns begleiten, und der junge Graf,

entzückt dieser Anordnung wegen, schwor mir ewige Freundschaft.

Wir bestiegen sogleich eine Gondel, die uns nach einem Landungsplatz brachte, wo wir eine andere nahmen, welche uns dahin führte, wo ich meinen Schatz unter gehöriger Obhut bewahrte. Ich stieg zuerst aus und bat die Andern, zu warten. Als ich der Gräfin sagte: ich brächte ihr Barbaro und ihren Bruder, ihren Vater aber würde sie erst morgen sehen, sagte sie: so bleiben uns ja vielleicht noch einige trauliche Stunden. Eile und bringe sie herauf!

Welch eine Scene! Geschwisterliebe, nach einem Urbilde in den beiden englischen Physiognomien abgedrückt; reine Freude in den zarten Umarmungen glänzend, denen ein Schweigen folgte, das mit Thränen endete; dann Rückkehr zur gesellschaftlichen Höflichkeit, die das Mädchen in Verwirrung setzte, weil sie vergessen, was sie einem achtbaren Herrn schuldig war, den sie noch niemals gesehen hatte. Und ich, der Anordner des köstlichen Auftritts, als stummer Zuschauer ganz vergessen gelassen! Nach einer Weile setzt man sich auf ein Canapee; die Grä-

sin zwischen Barbaro und ihrem Bruder, ich vor ihnen auf einem Tabouret. Wem, fragt der Bruder, verdanken wir das Glück, Dich wiedergefunden zu haben? Meinem Engel, antwortete sie, mir die Hand reichend. Diesem, der mich erwartete, ohne mich zu erwarten, der mich gerettet und vor Beschimpfung bewahrt hat, die mir noch unbekannt war, und der zum ersten Male, wie du siehest, meine Hand küßt. Dann nahm sie das Schnupftuch vors Gesicht, ihre Thränen darin aufzufangen, die von den unsrigen begleitet wurden. Und das war reinste Unschuld und Tugend, Tugend, welche in dem Augenblick, der eine Lüge hervorbrachte, Tugend blieb. Denn die junge Gräfin wußte in der That in diesem Augenblick nicht, daß sie log. Ihre reine Seele wollte in dem Moment erröthen, und sie hinderte es nicht. Ihre Tugend verlangte von ihr, sich so darzustellen, als wolle sie sagen, daß trotz ihrer Verirrungen sie sich nie von derselben getrennt habe. Ein Mädchen, wenn sie mit wahrem Gefühle im Herzen sich der Liebe hingibt, kann kein Unrecht begehn,

denn wie will sie sich Vorwürfe deshalb machen können?

Dem zärtlichen Besuch folgte das Geständniß ihrer Ungeduld, zu des Vaters Füßen zu liegen; doch verlangte sie das erst gegen Eintritt der Nacht, um das Geschwätz der Nachbarn nicht aufzuregen. So verschob sich die Entwicklungsscene bis zum andern Morgen.

Wir speiseten mit dem alten Grafen in einer Restauration. Weil er mir seine Ehre durch das schuldig zu seyn glaubte, was ich seiner Tochter gethan, verließ er mich keinen Moment mit dem Auge der Bewunderung. Für den folgenden Tag lud uns Barbaro ein.

Es war nicht ohne Gefahr, den ganzen Morgen mit der Holdseligen zuzubringen, die mich verlassen sollte. Doch was wäre Liebe, wenn sie nicht der Gefahren spottete! Wir vergaßen nicht, daß dies Beisammenseyn unser letztes war. Sie sah das Zerfließen meiner Seele und goß innige Tropfen der ihrigen hinzu.

Nachdem sie sich angekleidet und ihre Schuhe angezogen, küßte sie die Pantoffeln, die sie für ihr ganzes Leben aufzubewahren gewiß war. Ich

bat sie um Haare zu einem Bande, wie das, welches ich noch von der F. trug, um ihr Andenken zu bewahren.

In der Abenddämmerung sah sie mich mit Vater und Sohn, auch Dandolo und Barbaro wieder, die Zeugen der schönen Zusammenkunft seyn wollten. Beim Anblick ihres Vaters stürzte sie zu dessen Füßen. Er hob sie auf, umarmte sie und behandelte sie mit aller der Güte, die sie nur verlangen konnte. Nach einer Stunde brachen wir auf, begaben uns zum Gasthof, und nachdem ich den drei Abreisenden Lebewohl gesagt, ging ich mit meinen beiden Freunden zu Bragadio.

Am folgenden Morgen sahen wir die ganze Gesellschaft in einer Peotte mit sechs Rudern beim Hotel anhalten. Sie wollten Barbaro, mir und Bragadio, der sonst die Aehnlichkeit der beiden reizenden Wesen nicht hätte bewundern können, nochmals ihren Dank abstatten. Nach einer Tasse Caffee, die sie einnahmen, sahen wir sie abschiffen. Sie erreichten in vierundzwanzig Stunden die Grenze des venetianischen Gebiets und Kirchenstaates. Nur meine Augen konnten

der Gräfin sagen, was ich bei dem grausamen Abschiede fühlte, und aus den ihrigen las ich, was sie mir zu sagen hatte.

Bald darauf reiseten wir alle vier nach Padua ab, um dort bis zum Anfange des Herbstes zu bleiben. Doctor Gozzo fand ich nicht mehr. Er war Pfarrer in einem Dorfe geworden, wo er mit Bettine lebte, der es nicht möglich war, mit dem Schelm vereint zu bleiben, der sie um ihr ganzes Heirathsgut gebracht hatte.

In der ruhigen Muße dieser großen Stadt fesselte mich die berühmteste aller damaligen Courtisannen von Venedig. Sie hieß Ancilla und heirathete später den Tänzer Campioni, der sie nach London führte. Hier war sie die Ursach des Todes von einem jungen liebenswürdigen Engländer. Vier Jahr später habe ich von ihr zu erzählen; jetzt muß ich eines Ereignisses gedenken, welches schuld war, daß meine Liebe nur drei bis vier Wochen währte.

Graf Medini, ein junger Wüstling und Spieler, wie ich, ganz von denselben Neigungen beseelt, stellte mich ihr vor. Man spielte dort. Er war der begünstigte Liebhaber und

hatte mich eingeführt, blos um mich, die Karten in der Hand, hinters Licht zu führen. Unachtsam, wie ich war, bemerkte ich das erst, als ich mich auf das augenscheinlichste betrogen sah, und sagte ihm das, indem ich die Pistole auf seine Brust setzte. Ancilla ward ohnmächtig. Er gab mir mein Geld wieder und forderte mich auf, mit ihm zu gehen, um unsre Degen zu messen. Ich nehme das an und folge ihm, indem ich die Pistolen auf dem Tische liegen lasse. Wir gehen in den Prato della valle, und ich war glücklich genug, ihm beim Mondenlicht die Schulter zu beschädigen. Er mußte mich bitten, ihm Quartier zu geben, denn er konnte seinen Arm nicht mehr ausstrecken. Dann begab ich mich zur Ruhe. Doch am folgenden Morgen glaubte ich Bragadio's Rath befolgen und Padua verlassen zu müssen, um ihn in Venedig zu erwarten. Medini blieb Zeitlebens mein Feind, und der Leser wird von ihm hören, wenn ich wieder in Neapel bin. Ich verlebte nun den Rest des Jahres nach meiner alten Weise, bald zufrieden, bald unzufrieden mit dem Glück, spielte und suchte Abenteuer.

Zu Ende des Januars 1747 empfing ich einen Brief der jungen Gräfin A. S., die aber jenen Namen nicht mehr trug. Sie schrieb mir aus einer der schönsten Städte Italiens, woselbst sie als Marquise *** lebte, und bat mich, zu thun, als kenne ich sie nicht, wenn der Zufall mich einmal nach der Stadt führen sollte, wo sie glücklich mit einem Gemahle lebte, der, nachdem sie ihm die Hand gegeben, auch ihr Herz gewonnen. Schon von ihrem Bruder hatte ich vernommen, wie ihre Mutter sie zu Verwandten nach der Stadt gebracht, von welcher aus sie mir schrieb, und wo sie sich mit dem Manne vermählt, der sie glücklich gemacht. Im folgenden Jahre sah ich sie, und ich hätte mich ihrem Gemahl vorstellen lassen, wenn jener Brief nicht erfolgt wäre. Die Süßigkeiten der Liebe haben einen höhern Werth, wie die Reizungen der Liebe. Aber indem man liebt, denkt man nicht so.

Um dieselbe Zeit legte mir einige Wochen lang eine junge sehr schöne Venetianerin Fesseln an. Ihr Vater, Ramon, stellte sie der Bewunderung des Publicums aus, indem er sie ein

Ballet tanzen ließ. Diese Verheirathung brach unser Verhältniß ab. Ihre Gönnerin, Cäcilia Valmarana, gab ihr einen angemessenen Ehemann in dem französischen Tänzer Binet, der sich Binetti nannte. Aber seine Frau veränderte deshalb nicht ihre venetianische Weise, vielmehr fand sie nun erst rechte Gelegenheit, ihre Gewalt in mehreren Liebeshändeln zu entwickeln, die sie berühmt machten. Auch mir führte sie deren mehrere herbei, die meine Leser am gehörigen Orte werden beschrieben finden. Die schönste aller Gaben der Natur hatte diese Binetti begünstigt. Nie zeigte sich auf ihrem Körper das Alter mit jener Unbescheidenheit, deren schlimmste nicht blos die Frauen erfahren. Allen ihren Liebhabern, selbst den feinsten Kennern der Züge des Alters, erschien sie beständig jung. Mehr verlangen die Männer nicht. Und sie haben Recht, sich nicht mit Berechnungen und Betrachtungen zu quälen, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß der Anschein sie betrogen habe. Aber die Frauen, die vor unsern Augen altern, thun gleichfalls nicht Unrecht, wenn sie eine, die nicht altert, verschreien. Die Binetti indessen ging

ihren Weg unbekümmert fort und erwarb sich Liebhaber, indem sie über jene Art der Verleumdung spottete. Der Letzte, den sie vom übertriebenen Genuß der Liebe sterben sah, war der Pole Moscinsky, den sein Verhängniß vor etwa acht Jahren nach Venedig führte. Sie war damals dreiundsechzig Jahr alt.

Ich hätte mit meinem Leben in Venedig zufrieden seyn können, wenn das Bassettespiel nicht gewesen wäre. Beim Ridotto durfte sich nur der Adel einfinden, unmaskirt, in der Patrizierkleidung mit der großen Perücke, die seit dem Anfang des Jahrhunderts ein constitutioneller Artikel geworden war. Ich spielte und that Unrecht daran. Weder hatte ich Kraft aufzuhören, wenn das Glück sich ungünstig zeigte, noch zu unterlassen einen Nachschuß an Gelde herbeizuholen. Eigentlich verführte mich eine Art Geiz zum Spiel. Ich liebte nun einmal Verschwendung und bereuete sie, wenn nicht das Spiel mir das Geld dazu verschafft hatte. Geld, das im Spiel gewonnen worden, kam mir vor, als habe michs nichts gekostet.

Noch am Ende desselben Monats Januar

brauchte ich fünfhundert Zechinen, und Madame Manzoni ließ mir durch eine andere Dame einen Brillanten leihen, der wenigstens fünfhundert Zechinen werth war. Ich beschloß nach Treviso zu gehen, um ihn in Versatz zu geben, denn dort befindet sich ein mons pietatis, der gegen 5 Procent auf Pfänder leiht. Treviso ist funfzehn Meilen von Venedig. Hier in Venedig sind die Juden mächtig genug, jene treffliche Anstalt zu hindern.

In aller Frühe stand ich auf. Masken zu tragen, war nicht mehr erlaubt, denn es war der Tag vor Mariä Reinigung, sonst auch Lichtmeßtag genannt.

Zu Fuß gehe ich bis zü Ende des Canals Regio, in der Absicht, eine Gondel nach Mestre zu nehmen, wo ich eine Postkutsche miethen wollte, die mich in weniger denn zwei Stunden nach Treviso gebracht hätte. Dort gedachte ich, nachdem der schöne Ring verpfändet worden, abzureisen, um noch nach Venedig zurückzukehren.

Im Hin- und Hergehen auf dem Quai S. Hiob sehe ich in einer zweirudrigen Gondel eine Mädchengestalt im Anzuge einer Bäuerin, aber

reich geschmückt. Ihr Gesicht gefällt mir so sehr, daß ich anhalte, sie genauer zu betrachten. Der Ruderer am Steuer, der mich stehen bleiben sieht, bildet sich ein, ich suche eine Gelegenheit nach Mestre, und steuert an das Ufer. Ich zögre keinen Augenblick, steige ein und gebe drei Livres, um mich zu versichern, daß Niemand mehr nachfolgen werde. Ein alter Geistlicher, neben der Schönen sitzend, will mir seinen Platz einräumen, aber ich bitte ihn, ruhig sitzen zu bleiben.

---

## Neuntes Capitel.

Liebschaft mit Christine. — Ich finde einen Gemahl, der ihrer würdig ist. — Ihre Hochzeit. —

Diese Kahnführer haben Glück, sagte der alte Priester zu mir. Sie nahmen uns für dreißig Sous beim Rialto unter der Bedingung auf, noch mehrere Passagiere, wenn sich deren unterwegs finden sollten, einsteigen zu lassen. Gleich meldet sich einer, und es werden noch mehrere folgen. —

Wenn ich, mein ehrwürdiger Herr, in einer Gondel sitze, gibt es keine Plätze mehr darin zu vermiethen. — Dies sagend, zahle ich den Schiffern vierzig Sous, und sie sind zufrieden, geben mir sogar, indem sie sich bedanken, die Excellenz. Der Abbé entschuldigt sich, daß er meinen Titel

nicht gewußt, und ich versetze, dieser Titel komme mir nicht zu, weil ich kein Adlicher von Venedig sey. Das freut mich, sagt das Mädchen.

Weshalb? Mademoiselle. —

Weil ich mich in der Nähe eines Edelmanns, ich weiß nicht, weshalb, fürchte. Ich bildete mir ein, Sie wären ein Curtissimo. —

Nichts weniger wie das: ich bin Schreiber eines Advocaten. —

Das freut mich noch mehr. Denn ich bin gar zu gern mit Leuten, die nicht mehr sind, wie ich. Mein Vater war Pächter; dieser Mann, den Sie hier sehen, Pfarrer zu Pr., mein Onkle, ist sein Bruder. Ich erbe alles, auch das Vermögen meiner Mutter, die krank ist und nicht so lange mehr leben kann. Es thut mir freilich leid, aber der Doctor sagt es. Zwischen dem Schreiber eines Advocaten und der Tochter eines reichen Pächters ist, wie ich glaube, der Unterschied nicht groß. Ich sage das nur beiläufig, denn ich weiß wohl, daß man auf Reisen mit Jedermann gleich ist, ohne daß dies weitere Folgen hat. Nicht wahr, lieber Oheim? —

Ja, liebe Christine. Das kannst Du an dem Herrn sehen, der sich zu uns gesetzt hat, ohne zu wissen, wer wir sind. —

Glauben Sie, daß es geschehen wäre, auch wenn die Schönheit Ihrer Nichte mich nicht angezogen hätte? — sagte ich zum ehrlichen Pfarrer, der nun mit seiner Nichte laut auflachte. Da von meiner Seite nichts Lächerliches geschehen war, machte ich, ohne deshalb unzufrieden zu seyn, den Schluß, meine Reisegesellschafter müßten des Verstandes nicht zu viel haben, und fragte: Weshalb lachen Sie, mein schönes Kind? Vielleicht, damit ich Ihre Zähne sehen soll? Denn wirklich sind mir in Venedig keine zu Gesicht gekommen, die so weiß gewesen wären.

O nein! Und doch hat mir alle Welt in Venedig das nämliche Compliment gemacht. Ich versichre Sie, in Pr. haben alle Mädchen eben so hübsche Zähne, wie ich. Nicht wahr, lieber Oheim? —

Ja, liebe Nichte. —

Ich muß, fuhr sie fort, über etwas lachen, das ich Ihnen nie sagen werde. —

Ich bitte, sagen Sie es mir! —

Nein, das geschieht gewiß nun und nimmermehr. —

So werde ich es Ihnen sagen, fiel der Pfarrer ein. —

Ich will es nicht, sagte die Nichte, ihre schwarzen Augenbraunen zusammenziehend, oder ich mache mich davon. —

Versuch' es, sagte der Oncle. Wissen Sie, was sie sagte, als wir Sie auf dem Quai sahen?: Der junge Mensch dort, der mich ansieht, ist recht hübsch. Schade, daß er nicht bei uns ist! Und sie hat in die Hände geklatscht vor Freude, als Sie zur Gondel traten. —

Die Nichte, außer sich über diese Indiscretion, gab ihm mehrere Schläge auf die Schulter. Weshalb, sage ich, verdrießt es Sie, daß ich erfahre, Ihnen gefallen zu haben, während mich es glücklich macht, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich Sie reizend finde?

Auf einen Augenblick! O, ich kenne jetzt die Venetianer. Alle haben mir gesagt, sie wären von mir bezaubert, und keiner hat das erklärt, was ich wünschte. —

Was wünschten Sie denn?

Die Erklärung, daß man mich heirathen wolle in der Kirche und vor Zeugen. Aber umsonst. Und doch waren wir vierzehn Tage in Venedig. Nicht wahr, lieber Oheim? —

Das Mädchen da, sagte dieser, ist eine gute Partie, denn sie hat dreitausend Thaler. Sie will sich nicht zu Pr. verheirathen und hat vielleicht Recht. Sie spricht beständig, sie wolle einen Venetianer zum Manne. Deshalb habe ich sie hergeführt, damit sie Bekanntschaft mache. Eine anständige Frau hat sie vierzehn Tage lang bei sich beherbergt und in Häuser geführt, wo sie mehrere junge Männer sahen, die sie hätten heirathen können. Die, welche ihr gefielen, wollten nichts vom Heirathen wissen, und die, welche sich anboten, behagten ihr nicht. —

Glauben Sie denn, daß eine Heirath fertig ist wie ein Eierkuchen? Vierzehn Tage in Venedig sind nichts. Wenigstens sechs Monat muß man dort zubringen. Ich z. B. finde Ihre Nichte reizend wie die Liebe selbst und priese mich glücklich, wenn die mir vom Himmel beschiedene Frau ihr gliche. Aber sie könnte mir jetzt funfzigtausend Thaler zubringen, und ich

würde sie nicht heirathen. Ein vernünftiger junger Mensch muß, ehe er eine Frau nimmt, erst ihren Charakter kennen, denn der, nicht Reichthum macht glücklich.

Was verstehen Sie unter Charakter? Ist es eine gute Handschrift? —

Nein, lieber Engel! Ich muß lachen; Herz und Verstand meine ich. Seit drei Jahren, daß ich mich verheirathen will, suche ich den Gegenstand von einem Tage zum andern, aber umsonst. Ich habe viele, fast eben so hübsche Mädchen wie Sie, alle mit reicher Aussteuer, gekannt; aber nachdem ich einige Monate lang mich mit ihnen unterhalten, konnten sie mir nicht gefallen. —

Was fehlte ihnen? —

Sie dürfen es wissen, denn Sie kennen sie nicht. Eine, die ich gewiß geheirathet hätte, denn ich liebte sie sehr, war voll unerträglicher Eitelkeit. Ich entdeckte es nach zwei Monaten. Sie hätte mich durch Putz und Kleider zu Grunde gerichtet. Denken Sie, einen Ducaten gab sie monatlich an den Friseur, und eben so viel verthat sie für Pomade und Riechwasser. —

Das war eine Närrin. Ich brauche das

ganze Jahr für zehn Sous Wachs, das mische ich mit Ziegenfett, und so habe ich eine herrliche Pomade, die ich brauche, mein Toupet in Ordnung zu bringen. —

Eine Andre, die ich vor zwei Jahren liebte, war von einem Gesundheitszustand, der mich unglücklich gemacht hätte. Nach vier Monaten verließ ich sie. —

Was für ein Zustand war denn das? —

Sie hätte nie Kinder gebären können, und das ist schrecklich; denn ich heirathe nur, um Kinder zu haben. —

Das hängt freilich von Gott ab. Aber ich weiß von mir, daß ich gesund bin. Nicht wahr, lieber Oheim? —

Eine Andere war zu fromm. Alle drei oder vier Tage ging sie zur Beichte. Ich verlange eine Frau, die eine gute Christin ist, gleich mir. Die Beichte von Jener aber dauerte eine Stunde jedesmal. —

Das war gewiß eine große Sünderin oder eine Närrin. Ich beichte einmal monatlich und sage alles in zwei Minuten. Nicht wahr, lieber

Oheim? Wenn Sie mich fragten, ich wüßte nichts zu antworten. —

Eine Andre war klüger, wie ich. Noch Eine stets traurig; ich liebe Frohsinn. —

Sehn Sie nun, lieber Oheim! — Sie und die Mutter tadeln stets meine Lustigkeit. —

Eine Andere, die ich aber gleich aufgab, war in steter Furcht, mit mir allein zu seyn, und sagte, wenn ich ihr einen Kuß geben wollte, es jedesmal gleich ihrer Mutter wieder. —

Die war recht dumm. Ich habe noch niemals einem Liebhaber zugehört, denn in Pr. gibt es nur gemeine Bauern; aber gewisse Dinge würde ich meiner Mutter niemals wiedersagen. —

Eine Andere, deren Gesichtsfarbe mir gefallen, schminkte sich. Fast alle Mädchen haben diese abscheuliche Gewohnheit. Und deshalb heirathe ich vielleicht nie. Auch muß meine Frau durchaus schwarze Augen haben, und jetzt haben fast alle Mädchen das Geheimniß gelernt, sie sich zu schwärzen. Aber mich wird man nicht anführen, ich verstehe mich darauf. —

Sind meine Augen schwarz? —

Nun! nun! —

Sie lachen? —

Ich lache, weil sie schwarz aussehen und doch es nicht sind. Aber dabei behalten Sie immer schöne Augen. —

Das ist sonderbar. Sie halten meine Augen für geschwärzt und wollen doch ein Kenner seyn? Meine Augen, sie mögen schön oder häßlich seyn, sind, wie der Himmel sie mir gegeben hat. Nicht wahr, lieber Oheim? —

Ich habe es wenigstens immer geglaubt, sagte dieser. —

Und Sie glauben es nicht? fragte sie mit Lebhaftigkeit. —

Nein. Sie sind zu schön, als daß ich sie für natürlich halten könnte. —

Beim Himmel! das ist sonderbar.

Verzeihen Sie, schönes Mädchen! Ich bin gern offen, aber ich war es zu sehr. —

Ein Stillschweigen folgte dem Streite. Der Pfarrer lächelte von Zeit zu Zeit, aber die Nichte konnte ihren Verdruß nicht besiegen. Ich beobachtete sie heimlich und sah sie dem Weinen nahe. Das that mir leid, denn sie war verführerisch

schön. Ihr Kopfputz, welcher der einer reichen Bäuerin war, mochte hundert Ducaten an Goldstiften werth seyn, welche die Flechten ihrer Haare, schwärzer wie Ebenholz, hielten. Die langen Ohrgehänge von echtem Golde und eine feine Goldkette, die wenigstens zwanzigmal ihren Hals, weiß wie carrarischer Marmor, umzingelte, warfen einen blendenden Glanz auf die Lilien und Rosen ihrer Glieder. Zum ersten Male sah ich eine ländliche Schönheit in diesem Schmuck und Reiz. Sechs Jahr früher hatte mich Lucie zu Pasean, aber auf eine gänzlich verschiedene Weise, hingerissen.

Das junge Mädchen sagte kein Wort. Sie mußte außer sich seyn. Denn die Augen waren ihre größte Schönheit, und ich hatte die Grausamkeit, sie ihr auszureißen. Ich fühlte, sie mußte mich innerlich bis auf den Tod hassen, und sie sprach nicht, weil ihr Gemüth in Wuth war, aber ich wollte sie nicht mit einem Male enttäuschen, es mußte schrittweise geschehen.

Wir waren kaum in dem langen Canal von Marghera, als ich den Pfarrer fragte, ob er ei-

nen Wagen nach Treviso habe. Nach Pr. mußte er durch diese Stadt fahren. —

Ich werde zu Fuße gehen, denn meine Pfarre ist schlecht, und Christinen werde ich einen Platz in irgend einem Wagen aufsuchen. —

Sie würden mir einen wahren Gefallen thun, wenn Sie beide in meinem viersitzigen Wagen die Reise machen wollten. —

Das ist ja ein Glück, welches uns unerwartet kömmt, sagte der Oheim; Christine aber: ich mag nicht mit dem Herrn reisen. —

Weshalb nicht, meine liebe Nichte, wenn ich dabei bin? —

Ich will einmal nicht. —

Da sieht man, sagte ich, ohne sie anzusehen, wie die Offenherzigkeit gewöhnlich belohnt wird. —

Das ist nicht, sagte sie trotzig, Offenherzigkeit, sondern Vorurtheil und Schlechtigkeit. Für Sie gibt es in der ganzen Welt keine schwarzen Augen, und das ist mir recht, gerade weil Sie schwarze Augen lieben. —

Sie irren sich, schöne Christine; ich habe ein Mittel, die Wahrheit zu erfahren. —

Und welches? —

Ich wasche sie mit etwas lauwarmem Rosenwasser. Auch wenn ein Mädchen weint, verschwindet die ganze künstliche Farbe.

Nun folgte ein reizendes Schauspiel. Christinens Gesicht, voll Zorn und Unwillen, verwandelte sich in ein Bild der Heiterkeit und Befriedigung. Sie lächelte, und das gefiel dem Pfarrer um der freien Fuhre willen, die ihm gar sehr am Herzen lag. —

Meine liebe Nichte, sagte er, der Herr muß Deinen Augen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Sie weinte wirklich, aber vor Lachen, und meine Seele sprudelte in übermüthiger Freude dieser Wendung wegen. Beim Aussteigen gab ich ihr vollkommne Genugthuung, und sie nahm das Anerbieten der Kutsche an. Ich ließ, während wir frühstückten, einen Kutscher anspannen. Der Pfarrer sagte mir aber, er müsse zuvor die Messe lesen. — Geschwind, sagte ich, wir werden sie mit hören, und Sie werden es nach meinem Wunsche einrichten. Dies ist mein gewöhnliches Almosen. Es war ein Ducaten, der ihn

so verblendete, daß er nahe daran war, mir die Hand zu küssen. Er macht sich auf den Weg nach der Kirche, und ich biete meinen Arm Christinen, die ungewiß, ob sie ihn annehmen soll, mich fragt, ob ich glaube, daß sie nicht allein gehn könne. —

Das nicht, sage ich, aber die Welt wird mich entweder für unhöflich halten, oder glauben, es sey ein zu großer Abstand zwischen uns. —

Wenn ich aber Ihren Arm nehme, was wird man dann sagen? —

Daß wir uns vielleicht lieben könnten und für einander gemacht schienen. —

Wenn es aber Jemand Ihrer Geliebten erzählt, er habe Sie gesehen einem fremden Mädchen den Arm bieten? —

Ich habe keine Geliebte und mag auch keine, denn in Venedig ist kein Mädchen, wie Sie. —

Das verdrießt mich Ihrethalb, denn ich komme gewiß nie wieder nach Venedig. Und wenn es geschähe, wie soll ich es machen, sechs Monate dort zu bleiben, da Sie sechs Monate brauchen, ein Mädchen kennen zu lernen?

Ich könnte die Kosten des Aufenthalts bezahlen. —

Geschwind! Sagen Sie es meinem Oheim, und er überlegt es vielleicht, denn ganz allein kann ich nicht nach Venedig gehen. —

In sechs Monaten können Sie mich dann auch kennen lernen. —

O, was mich betrifft, ich kenne Sie schon. —

Also, Sie könnten mit mir zufrieden seyn? —

Weshalb nicht? —

Sie würden mich lieben? —

Auch das. Aber erst müßten Sie mein Mann seyn. —

Ich staunte das Mädchen an. Sie kam mir vor wie eine Fürstin, als Bäuerin verkleidet. Ihr Kleid von blauem gros-de-tour mit Gold gestickt war der höchste Luxus, denn es kostete das Doppelte eines Stadtkleides, und die goldenen Spangen am Arme, der Halskette entsprechend, waren ausnehmend reich. Ihr Wuchs, den ich in der Gondel nicht so hatte untersuchen können, glich dem einer Nymphe; und da die Landmädchen keine Mäntel trugen, so entdeckte ich am Umriß des bis an den Hals zugeknüpf-

ten Kleides die Schönheit ihres Busens. Der Rand des mit Gold besetzten Rockes reichte nur bis zu den Knöcheln und ließ durch den kleinen Fuß die Feinheit des Beines errathen. Der anmuthige, nicht gezierte Gang riß mich hin. Ihr frohes Gesicht schien zu sagen: „es freut mich recht, daß Sie mich hübsch finden.“ Ich begriff nicht, wie das Mädchen vierzehn Tage hatte in Venedig seyn können, ohne daß sich Jemand gefunden, der sie geheirathet oder hintergangen und verführt.

Vertieft in diesen Betrachtungen und entschlossen, alles aufzubieten, diesem Meisterstück der Natur auf meine Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wartete ich ungeduldig auf das Ende der Messe.

Nach dem Frühstück hatte ich alle Mühe, dem Pfarrer begreiflich zu machen, daß ich den letzten Platz einnehmen müßte; dagegen ward es mir leicht, gleich nach dem Eintreffen in Treviso ihn zu vermögen, daß er bis zum Mittagsessen verweilen und mit mir in einem Gasthof zu Nacht essen wollte, den fast kein Mensch besuchte. Er war gewonnen, sobald ich ihm nur

die Versicherung gegeben, daß er nach dem Abendessen eine Kutsche finden würde, die ihn beim hellsten Mondenlicht nach Pr. bringen solle. Es drängte ihn nichts, als die bevorstehenden Feiertage und die Nothwendigkeit, in der Kirche die Messe zu lesen.

Wir stiegen also in dem Gasthof ab, ich ließ Feuer machen, bestellte ein gutes Mittagsmahl und überlegte, ob ich nicht den Pfarrer selbst vermögen könnte, meinen Ring zu versetzen. Dann blieb ich eine Stunde allein mit seiner Nichte. Ich ersuchte ihn um die Gefälligkeit und gab vor, weil ich unbekannt zu bleiben wünsche, nicht selbst gehen zu dürfen. Er war erfreut, auf irgend eine Weise mir seine Dienstfertigkeit beweisen zu können, und geht. Ich sitze während dessen in Gesellschaft des reizenden Geschöpfes am Feuer. Eine Stunde verstreicht in Unterhaltungen, die durch die Naivetät der Sprecherin eben so sehr meine Neigung erweckten, wie ich bemüht war, ihr solche für mich einzuflößen. Nie konnte ich ihre fleischige Hand fassen, daß ich nicht vor Begierde sie zu küssen hätte sterben mögen.

Aber der Pfarrer kömmt mit dem Ringe zurück und sagt, erst übermorgen könne ich, des Festes wegen, ihn versetzen und den Pfandschein lösen; der Cassirer vom mons pietatis habe ihm aber gesagt, er wolle, wenn ich es wünsche, mir das Doppelte der Summe, die ich begehrt, gegen mein Pfand verabreichen. Darauf erkläre ich ihm, mir geschehe der größte Gefalle, wenn der Geistliche von Pr. zurückkommen wollte, das Geschäft abzumachen, denn es könne Verdacht entstehen, sobald ein Anderer den Brillant brächte. Ich versprach den Wagen zu bezahlen, er, daß er wiederkommen wollte, und ich hoffte es so einzurichten, daß die Nichte ihn begleitete.

Immer mehr fand ich während des Mittagsessens Christine meiner Aufmerksamkeit würdig. Aus Furcht, ihr Vertrauen zu verscherzen, widerstand ich einigen mangelhaften Genüssen, die der Tag mir gewähren konnte. Ich wollte den Pfarrer dahin bringen, daß sie wiederkam, um fünf bis sechs Monate in Venedig zu bleiben. Dort, hoffte ich, sollte die Liebe sich regen und so genährt werden, wie es nöthig war. Indem ich dem Pfarrer also auch den Vorschlag mache,

verspreche ich die Kosten zu tragen und eine Familie auszumitteln, bei der Christinens Ehre gesichert seyn solle, wie in einem Kloster. Erst nach näherer Bekanntschaft war eine Verheirathung mit ihr möglich, dann aber wohl unausbleiblich. Der Pfarrer sagte mir, er selbst wolle das Mädchen sogleich nach Venedig bringen, wie ich nur ein Unterkommen für sie gefunden haben würde. Christine ist hingerissen über diese Verabredung, ich aber verspreche Wort zu halten und in spätestens acht Tagen alles abzumachen; doch war es mir nicht angenehm, als sie, indem ich sagte, ich würde an sie schreiben, erwiederte, daß der Oheim für sie antworten solle, denn obgleich sie gut lesen könne, habe sie doch nie schreiben lernen wollen. —

Wie wollen Sie, ohne schreiben zu können, einen Venetianer heirathen? Dergleichen habe ich nie gehört; sage ich. —

Ist das ein Wunder? Bei uns kann kein Mädchen schreiben. Nicht wahr, Oheim?

Das ist wohl wahr, versetzt er, aber keine denkt auch daran, sich in Venedig verheirathen

zu wollen. Der Herr hat Recht, Du mußt es lernen. —

Ich will es, und noch ehe ich nach Venedig komme, denn man möchte mich auslachen. Sie werden traurig. Mißfällt es Ihnen? —

Allerdings, denn in acht Tagen kann man nicht schreiben lernen. —

Ich verpflichte mich, fiel der Oheim ein, wenn Du recht fleißig seyn willst, Dich in vierzehn Tagen so viel zu lehren, daß Du Dich allein vervollkommnen kannst. —

Das ist ja ein übler Umstand! Doch er soll nichts hindern. Ich verspreche Tag und Nacht mich zu befleißigen, und morgen will ich anfangen. —

Während des Essens sagte ich dem Pfarrer, statt in der Nacht zu fahren, sey es besser, hier zu schlafen und eine Stunde vor Tages mit Christinen aufzubrechen, denn er käme dann noch zur rechten Zeit an. Er nahm es an, weil es seiner Nichte, die, nachdem sie gut gegessen, müde war, zu gefallen schien. Ich bestellte darnach den Wagen und sagte dem Pfarrer, er möchte die Wir=

thin rufen, damit sie mir ein anderes Zimmer gebe und Feuer darin mache. —

Das ist, sagte zu meinem Erstaunen der alte würdige Herr, nicht nöthig. In diesem Zimmer sind zwei große Betten, und es wäre überflüssig, in einem andern aufbetten zu lassen, denn Christine schläft mit mir. Wir ziehen uns nicht aus; aber Sie können, ohne ein Bedenken zu tragen, sich entkleiden. Weil Sie nicht mit uns reisen, können Sie ja nach Gefallen im Bette bleiben. —

Nein, sagte Christine, ich muß mich ausziehen, denn sonst schlafe ich nicht. Doch Sie sollen nicht warten, ich brauche nicht mehr wie eine Viertelstunde. —

Ich sagte nichts, aber ich konnte mich kaum erholen. Christine, reizend, um einen Xenokrates wankend zu machen, schlief ohne Kleider mit ihrem Oheim, dem Pfarrer, der freilich alt, fromm und fern von allem war, was die Lage unerlaubt machen konnte; aber er war Mensch, war es gewesen und mußte wissen, welcher Gefahr er sich ausstelle. Meine fleischliche Vernunft fand das unerhört. Die Sache war unschuldig, das

ließ sich nicht bezweifeln, so sehr, daß Beide an kein Verhehlen dachten, denn sie hielten es für unmöglich, daß Jemand Arges dabei denken könne. Das sah ich ein, aber doch konnte ich mich nicht fassen. Späterhin fand ich, daß in allen Ländern, wo ich reisete, das bei den unverdorbenen Menschen gewöhnlich war, ich wiederhole: bei den unverdorbenen Menschen, zu denen ich mich nicht zähle.

Nachdem ich ohne Fleisch und ziemlich schlecht gegessen, gehe ich hinunter zur Wirthin und sage: Nach der Rechnung frage ich nicht, ich verlange ein ausgesuchtes Abendessen, gute Fische, Trüffeln, Austern und was es sonst Gutes auf dem Markt von Treviso gebe, vor allem guten Wein. —

Wenn Sie die Kosten nicht scheuen, so lassen Sie mich nur machen, Sie sollen Wein della Gatta haben. —

Wie ich wieder hinaufgehe in das Zimmer, sehe ich Christine, die ihren alten Oheim, welcher nach fünfundsiebenzig Jahren aussah, streichelte. Er lachte und sprach: Wissen Sie wohl, wovon die Rede ist? Meine Nichte bittet mich, ich

möchte sie bis zu meiner Rückkehr hier lassen. Sie sagt, während der Stunde, daß ich Sie mit ihr allein gelassen, seyen Sie mit ihr umgegangen wie ein Bruder mit seiner Schwester, und das glaube ich. Aber sie vergißt, daß sie Ihnen zur Last fallen wird. —

Im Gegentheil, sie wird mich ergötzen, denn sie ist höchst liebenswürdig. In dem aber, was wir einander schuldig sind, können Sie ihr wie mir trauen. —

Das bezweifle ich nicht. Behalten Sie sie dann bis übermorgen, wo Sie mich wiedersehen werden, Ihre Angelegenheit zu berichtigen.

So sehr verwunderte mich diese unerwartete Anordnung, die keine Weitläufigkeiten gekostet hatte, daß mir das Blut zu Kopfe stieg und ich eine Viertelstunde lang stark aus der Nase blutete. Mich machte das nicht besorgt, denn es begegnete mir oft, wohl aber den Pfarrer, der einen Blutsturz fürchtete. Er ging seinem Geschäft nach und sagte, mit anbrechender Nacht würden wir uns wiedersehen.

Kaum waren wir allein, so dankte ich Christinen für ihr Zutrauen. —

Glauben Sie, sagte sie, ich kann es nicht erwarten, daß Sie mich kennen lernen. Sie sollen sehen, daß ich keinen der Fehler habe, der einem die Mädchen in Venedig verleidet, und ich verspreche, daß ich gleich will schreiben lernen.

Sie sind zum Anbeten und die Gutmüthigkeit selbst. Aber seyn Sie verschwiegen in Pr.! Niemand darf wissen, daß Sie eine Verabredung mit mir getroffen. Sie müssen in allem Ihrem Oheim folgen. Dann schreibe ich alles. —

Seyn Sie überzeugt, daß meine Mutter nichts erfahren soll, wenn Sie es nicht erlauben. —

Ich blieb den ganzen Tag bei ihr und that nichts, als was ihre Liebe zu mir erregen mußte. Ich erzählte meine Liebesgeschichten, die ihr gefielen, und deren Ende ich ihr verschwieg. Sie errieth es niemals, aber gab sich die Miene davon. Denn sie wollte nicht neugierig scheinen, blos damit ich sie nicht für unwissend halten möchte. Es waren Scherze, die ihrer Natur entsprachen, aber einem durch Erziehung verdorbenen Mädchen der Stadt mißfallen hätten. Einem Landkinde mußten sie gefallen, denn sie trie-

ben ihm nicht das Blut nach dem Kopfe. Als ihr Oheim ankam, beschäftigte ich mich mit Planen, sie zu heirathen, und hatte schon beschlossen, sie eben da unterzubringen, wo die Gräfin gewohnt hatte.

Um drei Uhr nach italienischer Glocke gingen wir zu Tisch und waren herrlich bewirthet. Ich mußte Christinen im Essen vorangehen, denn noch niemals hatte sie Austern und Trüffeln gegessen. Der Wein della Gatta berauscht nicht, sondern macht heiter. Man trinkt ihn ohne Wasser; er hält sich kaum ein Jahr. Eine Stunde nach Mitternacht legten wir uns nieder. Ich erwachte zeitig; aber der Pfarrer war schon so leise davongegangen, daß ich nichts gemerkt hatte.

Nach dem Bette hinsehend, erblickte ich nur Christine, die noch schlief. Ich sage ihr einen guten Morgen, und sie öffnet die Augen, ermuntert sich, lacht, stützt den Kopf auf die Ellenbogen und sagt: mein Oheim ist abgereiset. Ich sage ihr, sie sey schön wie ein Engel. Sie lacht und bedeckt sich den Busen etwas mehr, ich aber fahre fort ihr zu versichern, daß ich vor Ver=

langen sterbe, ihr einen Kuß zu geben. So gib ihn mir, wenn das der Fall ist, antwortet sie. Unverzüglich verlasse ich mein Bett, und der Anstand will, daß ich schnell hinlaufe nach dem ihrigen. Es war kalt, und sie aus Höflichkeit oder Schüchternheit zieht sich zurück. Da dies nicht geschehen kann, ohne mir Platz zu machen, so denke ich, daß ich ihn einnehmen muß. Die Kälte, die Liebe, alles vereinigte sich, mich unter ihre Bettdecke zu jagen, und nichts geschieht, um dessenwillen ich hätte widerstreben können. So halte ich Christine in meinen Armen und bin in den ihrigen. Auf ihrem Gesicht sehe ich Erstaunen, Unschuld und Zufriedenheit. Sie konnte auf dem meinen nur zärtliche Dankbarkeit und das Feuer einer Liebe lesen, welche sich eines Sieges freut, der ohne Kampf ihr geworden.

In diesem glücklichen Begegnen, größtentheils der Folge des Zufalls, dem kein Plan, kein Ueberlegen vorangegangen war, geschah nichts, weshalb wir uns hätten rühmen oder anklagen können. Unfähig zu sprechen, ließen wir einige Minuten vorübergehen, indem Jeder beschäftigt war, Küsse zu geben und zu empfangen. Aber die

Fluth derselben machte uns ernst und führte einen Zustand herbei, der bei längerer Dauer uns an unserm Daseyn hätte zweifeln machen. Doch er war nur vorübergehend. Natur und Liebe in höchster Eintracht setzten nach einem kurzen Sturme sich wieder in Gleichgewicht, und wir überließen uns einander ganz. Nach einer Stunde schienen wir ruhig und sahen uns gegenseitig an. Christine brach zuerst das Schweigen und sagte, Ruhe und Milde im Antlitz: was haben wir gethan? —

Uns verheirathet. —

Was wird mein Oheim morgen sagen? —

Er erfährt es erst, nachdem er selbst uns in seiner Pfarrkirche den Segen gegeben. —

Wann wird das geschehen? —

Sobald wir alle Anstalten getroffen, die eine ausgesprochene Ehe fordert. —

Wie viel Zeit ist dazu nöthig? —

Etwa ein Monat. —

Aber man kann sich in den Fasten nicht verheirathen. —

Ich verschaffe mir Dispensation. —

Und Du wirst mich nicht hintergehen? —

Nein, denn ich bete Dich an. —

Also brauchst Du mich nicht mehr kennen zu lernen? —

Nein, ich kenne Dich ganz und weiß, Du wirst mich glücklich machen. —

Du aber mich beglücken. Laß uns aufstehen und in die Messe gehen! Wer hätte das denken sollen, daß ich, um mir einen Mann zu holen, nicht nach Venedig gehen, sondern nach Hause zurückreisen muß! —

Wir standen auf, frühstückten und gingen in die Messe. Dann ward ein leichtes Mittagsessen eingenommen. In Christinens Wesen entdeckte ich eine Veränderung, und ich fragte nach der Ursache. Sie antwortete, es möchte vielleicht die nämliche seyn, welche auch mich nachdenkend machte. —

Mein Nachdenken, liebe Christine, sagte ich, ist das der Liebe, die mit der Ehre Ueberlegung anstellt. Die Sache ist ernsthaft geworden, und die erstaunte Liebe sieht sich genöthigt nachzusinnen. Wir sollen uns vor dem Altar verbinden und können es erst in der Fastenzeit, denn die Zeit vorher ist zu kurz, der Aufschub bis Ostern

aber zu lang. Wir brauchen also eine förmliche Dispensation, um unsre Hochzeit in den Fasten zu feiern. Habe ich nicht Recht, wenn ich daran denke? —

Aufstehen, um mich zärtlich und dankbar zu umarmen, war die Antwort. Was ich ihr gesagt, hatte freilich Grund, aber alles, was mich nachdenklich machte, konnte ich ihr nicht gestehen. Ich sah mich in einem Verhältniß, das mir zwar nicht mißfiel, aber zu dringend war. Ich konnte den Anfall von Reue, der mein verliebtes und gutdenkendes Herz durchschlich, nicht verbergen. Das machte mich traurig, obwohl ich gewiß war, daß das unvergleichliche Geschöpf durch mich nicht unglücklich werden sollte.

Sie hatte mir gesagt, daß sie noch kein Theater und kein Schauspiel gesehen habe, ich beschloß also, ihr dies Vergnügen zu gewähren. Der Wirth ließ einen Juden kommen, der alles anschaffte, was nöthig war, sie zu maskiren, und wir machten uns auf. Ein Verliebter kann kein größeres Vergnügen finden, als das, welches vom Gegenstand seiner Liebe ausgeht. Nach dem Schauspiel führte ich sie zum Cassino, wo die

lange Pharobank, die sie zum ersten Male sah, ihr Erstaunen erregte. Selbst zu spielen, hatte ich nicht Geld genug, aber sie ließ ich ein kleines Spiel machen. Ich sagte ihr, was sie, obgleich sie die Karten nicht kannte, zu thun habe, und gab ihr zehn Zechinen. Man machte ihr Platz, und nach einer Stunde war sie im Besitz von fast hundert Zechinen. Nun gab ich ihr den Rath aufzuhören, und wir gingen nach dem Gasthof zurück. Wie sie all das Geld zählte und hörte, es sey das ihrige, hielt sie es für einen Traum. Was wird mein Oheim sagen! —

Nach einem mäßigen Abendessen brachten wir die Nacht in den Armen der Liebe zu und trennten uns bald, um nicht vom Pfarrer überrascht zu werden, der bald kommen mußte.

Er traf uns schlafend, Jeden in seinem Bett. Christine blieb liegen; ich gab ihm den Ring. Nach zwei Stunden brachte er mir zweihundert Zechinen und den Schein. Er fand uns angekleidet und am Feuer sitzend.

Wie verwundert war der gute Mann, als Christine ihm all ihr Geld zeigte. Er dankte Gott. Alles schien ihm ein Wunder, und er

schloß damit, daß wir geboren seyn müßten, einander glücklich zu machen.

Beim Abschiede von ihm und der Nichte versprach ich Beide in den Fasten zu besuchen, unter dem Beding, daß Niemand meinen Namen noch mein Geschäft dürfe erfahren haben. Er händigte mir den Taufschein seiner Nichte und die Uebersicht ihrer Mitgabe ein. Nachdem ich sie abreisen gesehen, kehrte ich verliebt nach Venedig zurück, fest entschlossen, dem Mädchen Wort zu halten.

Nichts hinderte mich, kraft des bewußten Orakels, die drei Freunde zu überzeugen, daß meine Heirath im großen Buche des Schicksals geschrieben stehe.

Ungewohnt, mich drei Tage lang zu vermissen, überhäufte sie meine Ankunft mit Freude. Ein Unglück könne mich betroffen haben, das glaubten sie, bis auf Bragadio, welcher meinte, mir könne, weil mich Paralis schütze, nichts Widerwärtiges begegnen.

Schon am nächsten Morgen faßte ich den Entschluß, Christine glücklich zu machen, ohne sie zu heirathen. Der Gedanke fiel mir schon ein,

als ich sie noch liebte wie mich selbst. Denn nach dem Genuß hatte die Wage sich so gerichtet, daß meine Eigenliebe den Eindruck ihrer Reize besiegte. Unmöglich konnte ich all den Hoffnungen entsagen, welche sich an meinen völlig freien Zustand knüpften. Und doch überwältigte mich das Gefühl. Das unschuldige Mädchen zu verlassen, schien mir eine zu schwarze Handlung, um sie begehen zu können, ich schauderte bei dem Gedanken. Sie konnte schwanger seyn, und mir grausete, wenn ich bedachte, wie sie der Hohn ihres Dorfes quälen könne, wie sie mich dann hassen und verabscheuen müsse, ohne daß sie hoffen dürfte, einen ihrer würdigen Mann zu finden, weil sie selbst sich dessen unwerth gemacht. So beschloß ich denn zum Werke zu schreiten und einen Mann für sie auszusuchen, der sie mehr verdiente, wie ich selbst, einen Mann, um den sie mir nicht nur das Unrecht vergäbe, das ich an ihr verübt, sondern auch mich meines Betruges wegen desto mehr liebte. Einen solchen zu finden, konnte nicht schwierig seyn. Denn Christine war nicht blos schön und von unbeflecktem Rufe, sondern hatte auch, wie ich

nun sah, viertausend Ducaten. Ich machte mich also an das Werk.

Mit den drei Verehrern meines Orakels eingeschlossen, die Feder in der Hand, thue ich die Frage, die mir am Herzen liegt. Die Antwort ist: ich solle sie an Serenus richten. Das war der cabbalistische Name von Bragadio. Dieser unterwirft sich allem, was Paralis befiehlt. Ich mußte ihn unterrichten und antworte daher: es komme darauf an, augenblicklich in Rom vom Papst zu Gunsten eines sehr tugendhaften Mädchens die Erlaubniß auszuwirken, daß sie in ihrer Pfarrkirche während der Fasten getraut werden könne. Es sey eine Bäuerin. Zugleich zeige ich den Taufschein und sage, man kenne den Bräutigam noch nicht, aber das dürfe kein Hinderniß geben. Er antwortet mir, er wolle morgen selbst an den Gesandten schreiben und den Brief durch einen Expressen absenden. Ich muß, fügte er hinzu, dieser Sache das Ansehn einer Staatsangelegenheit geben. Denn Paralis gehorchen ist Pflicht. Ich glaube, einer von uns wird der Bräutigam seyn, und Gehorsam darf hier nicht fehlen.

Das Lachen zu unterdrücken, kostete mir

keine geringe Anstrengung. Denn wollte ich, so konnte ich Christine zu einer venetianischen Patrizierfrau machen; aber wahrlich, ich dachte nicht daran. Ich frage Paralis nach dem Bräutigam, und er antwortet: Dandalo habe ihn auszuspähen, jung, schön und verständig, auch geschickt genug, um in den Staatsdienst zu treten, sey es nun für die inneren oder äußeren Angelegenheiten. Aber kein Engagement sollte er eingehen, ohne vorher mich um Rath gefragt zu haben. Er faßte Muth, als ich ihm sagte, das Mädchen habe viertausend Ducaten baar im Vermögen. Ihm waren vierzehn Tage vergönnt, um die Wahl zu treffen. Bragadio, froh, nicht mit der Sache belastet zu seyn, blähte sich schon zum Lachen auf. Nach diesen beiden Einleitungen fing ich an mein Herz zu beruhigen. Ich war moralisch überzeugt, der Gemahl ganz nach Wunsch würde sich finden. Ich dachte nur darauf, das Carneval gut zu beschließen und mich so einzurichten, daß mit dem Ende desselben, wenn ich Geld brauchte, meine Börse nicht leer wäre.

Das Glück war mir so günstig, daß ich alle

meine Schulden bezahlt und gegen tausend Ducaten baar hatte. Die Dispensation von Rom kam zehn Tage drauf an, nachdem sie Bragadio nachsuchen lassen. Ich händigte ihm die hundert römischen Thaler ein, welche die römische Datarie dafür bezog. Kraft dieser Dispensation konnte sich Christine in jeder Kirche trauen lassen, nur war noch die Recognition der Canzelei des Bischofs über die Diöcese nöthig, um auch vom Aufgebot zu entbinden. Der Bräutigam fehlte noch. Dandalo hatte deren schon drei oder vier vorgeschlagen, die ich aus guten Gründen verwerfen mußte. Doch endlich fand sich der passende.

Der Ring mußte vom mons pietatis wieder eingelöset werden. Weil ich das nicht in Person thun wollte, bat ich den Pfarrer darum, und daß er sich zu einer Stunde, die ich ihm bestimmte, in Treviso einfinden möchte. Es überraschte mich nicht, ihn mit Christinen eintreffen zu sehen. Ueberzeugt, ich sey nach Treviso gekommen, um alles für die Hochzeit zu verabreden, that sie sich keinen Zwang an. Sie schloß mich, ich sie in die Arme. Da hieß es: lebe wohl,

Standhaftigkeit! Wäre der Onkel nicht zugegen gewesen, so hätte ich ihr neue Gewißheit gegeben, Niemand anders, denn ich, würde ihr Bräutigam seyn. Sie glänzte vor Freude, als ich die Erlaubniß, daß sie sich während der Fasten mit Jedem, den sie wählte, dürfe trauen lassen, dem Pfarrer übergab. Ich sey für einen Dritten thätig gewesen, fiel ihr nicht ein. Da der Erfolg noch ungewiß war, mußte ich sie schonen. Ich versprach in acht bis zehn Tagen nach Pr. zu kommen, um dort alles ins Reine zu bringen. Nachdem wir ganz heiter zu Abend gegessen, gab ich dem Pfarrer meinen Schein und das Geld, um den Ring einzulösen. Dann legten wir uns nieder. Zum Glück war im Zimmer, in welchem wir uns befanden, nur ein Bett, ich mußte also in einem andern schlafen.

Früh Morgens trete ich in Christinens Zimmer. Sie war noch nicht aufgestanden. Ihr Onkel hatte sich aber schon aufgemacht, seine Messe zu lesen und den Ring einzulösen. Dies gab Veranlassung, daß ich an mir selbst eine Entdeckung machte. Christine war reizend, und ich liebte sie. Aber weil ich sie als den Gegenstand eines frem-

den Besitzers betrachten und über ihr Herz zu Gunsten eines Andern schalten sollte, hielt ich es für Pflicht, Beweise von Zärtlichkeit, die sie erwarten durfte, zurückzuhalten. Eine Stunde lang umschlossen sie meine Arme und verschlangen meine Augen und Lippen ihre Schönheiten, ohne daß ich die Flamme, welche sie in mir anzündete, gelöscht hätte. Ich fand sie verliebt und betroffen, mußte aber ihr tugendhaftes Gefühl bewundern, das ihr nicht erlaubte, mir entgegen zu kommen. Sie kleidete sich an und zeigte sich weder verdrießlich noch gekränkt. Eins von beiden wäre sie gewiß gewesen, hätte mein Betragen sich einer Verschmähung zuschreiben lassen.

Der Onkel kam zurück, gab mir den Edelstein, und wir setzten uns zu Tisch. Nach dem Essen erlebte ich ein kleines Wunder. Christine hatte schreiben gelernt und ließ, mich zu überzeugen, sich einige Worte in meiner Gegenwart in die Feder dictiren.

Ich reisete von ihnen ab und erneuerte das Versprechen, sie in wenigen Tagen wieder zu sehen.

Am zweiten Sonntag in den Fasten sagte

mir Dandalo, indem er aus der Predigt kam, mit siegreicher Miene: der glückliche Bräutigam sey gefunden, und er wisse, ich würde ihn genehmigen. Er nannte mir Carl * * *, den ich von Ansehn kannte. Es war ein sehr hübscher Mensch von guten Aeltern und im glücklichen zweiundzwanzigjährigen Alter. Er war Schreiber bei Xavier Constantini und Pathe des Grafen Algarotti, dessen eine Schwester mit dem ältern Bruder von Dandalo vermählt war. Der Bursche, sagte er mir, hat jetzt weder Vater noch Mutter, und ich bin überzeugt, sein Taufpathe wird Caution für die Mitgabe der künftigen Frau stellen. Ich forschte näher nach und vernahm, daß er sich gern mit einem anständigen Mädchen verheirathen würde, wenn ihre Mitgabe hinreichte, eine Stelle zu kaufen, die er bereits, jedoch als Commis, bekleidete. —

Das ist herrlich, versetzte ich, doch kann ich noch nichts dazu sagen. Ich muß ihn erst darüber hören. —

Er wird morgen mit uns essen. —

Wirklich fand ich am andern Tage den jungen Menschen ganz des Lobes würdig, welches

Dandalo ihm gegeben, und wir stifteten Freundschaft. Er hatte Sinn für Poesie. Ich zeigte ihm einige meiner Versuche, und er, als ich ihn am folgenden Tage besuchte, von den seinigen. Dann stellte er mich seiner Tante vor, bei der er mit seiner Schwester wohnte. Ihr Charakter und ihre Aufnahme bezauberten mich.

Als ich wieder mit ihm allein in seinem Zimmer war, fragte ich ihn, wie er es mit der Liebe halte und was er darüber denke. Er erwiederte, er sey unempfindlich gegen sie, wünsche sich aber zu verheirathen, und wiederholte alles, was ich durch Dandalo wußte. Diesem sagte ich am nämlichen Tage, er könne seine Unterhandlungen anfangen; und er wendete sich zuerst an den Grafen Algarotti, der sogleich mit Carl sprach.

Dieser erklärte, er könne weder ja noch nein sagen, bevor er nicht die künftige Frau gesehen, sie gesprochen und von allem Kenntniß gewonnen, was sie betreffe. Graf Algarotti sagte, er stehe für seinen Pathen, und wolle ihm viertausend Ducaten versichern, wenn die Mitgabe das werth wäre. Nach diesen Einleitungen kam die

Reihe an mich. Carl trat in mein Zimmer mit Dandalo, durch den er schon wußte, daß alles, was die Braut anlangte, in meinen Händen sey. Er fragte mich, wenn ich so gefällig seyn wollte, ihm deren Bekanntschaft zu verschaffen, und ich bestimmte ihm den Tag, hinzusetzend, er habe sie gänzlich mir zu verdanken, denn sie wohne zweiundzwanzig Meilen von Venedig. Ich sagte, wir würden mit ihr speisen und noch an demselben Tage wieder in Venedig seyn. Er versprach mit Tagesanbruch sich bereit zu halten.

Sogleich schickte ich einen Expressen zum Pfarrer, ihm die Stunde anzuzeigen, in welcher ich mit noch einem Freunde bei ihm eintreffen würde, um mit ihm und Christinen zu Vieren zu speisen.

Carl, sagte ich, indem ich ihn nach Pr. führte, ich habe zufällig vor einem Monat auf einer Reise nach Mestre die Bekanntschaft gemacht und würde mich selbst zum Gemahl angeboten haben, wenn ich Sicherheit wegen der viertausend Ducaten hätte stellen können.

Zwei Stunden vor Mittag trafen wir beim Pfarrer in Pr. ein, und Christine erschien eine

Viertelstunde nachher, indem sie auf die ungezwungenste Weise ihren Onkel begrüßte und mir sagte, wie sie sich freue, mich wieder zu sehen. Gegen Carl machte sie eine leichte Verbeugung, indem sie fragte, ob er auch Schreiber eines Advocaten, wie ich, sey. Ich antwortete: er sey Gerichtsschreiber, und sie that, als wisse sie, was das wäre. Sie sollen meine Schreibereien sehen, fuhr sie fort, und dann wollen wir zu meiner Mutter gehen, wenn es Ihnen recht ist. Wir speisen erst um zwei Uhr. Nicht wahr, lieber Oheim? —

Ja, liebe Nichte. —

Bezaubert durch Carls Lobpreisungen ihrer Schrift, nachdem dieser gehört, daß sie erst seit zwei Monaten schreiben gelernt, bat sie uns, ihr zu folgen. Unterwegs fragte Carl sie, weshalb sie bis zum neunzehnten Jahre gewartet, um schreiben zu lernen. — Wie interessirt Sie das? antwortete sie; wissen Sie, daß ich erst siebenzehn Jahr alt bin! —

Carl machte seine Entschuldigungen, indem er über ihre trotzige Weise lächelte.

Sie war in der Tracht ihres Dorfes, aber

sehr sauber mit goldenen Ketten um Hals und Handgelenke verziert. Ich bat sie, unsere Arme zu nehmen, und sie that es nach einem Blick, der mir Gehorsam ankündigen sollte. Ihre Mutter ward durch Hüftweh im Bette gehalten. Ein Mann von gutem Aeußern saß ihr zur Seite, stand auf und umarmte Carl. Man sagte mir, er sey ein Arzt, und das war mir willkommen.

Nachdem der guten Mutter die hergebrachten Complimente gemacht worden, die mehrentheils den Verdiensten ihrer Tochter galten, die auf dem nämlichen Bette saß, erkundigte sich der Arzt nach der Gesundheit von Carls Schwester und Tante. Indem von der Kränklichkeit der Schwester die Rede ist, ersucht Carl ihn um ein Gespräch unter vier Augen. Darauf gehen sie hinaus, und ich bin mit Mutter und Tochter allein.

Nun fange ich an den jungen Menschen zu loben. Ich spreche von seinem Verstand, seiner Anstellung und dem Glück, das seiner künftigen Frau bevorstehe. Sie stimmen nach Wunsch in mein Lob ein und sagen, sein Aussehn bestätige alles, was ich von ihm gesagt. Zeit durfte nicht

verloren werden; drum sagte ich Christinen, sie möchte sich bei Tisch in Acht nehmen, vielleicht könne der Himmel ihr diesen jungen Menschen bestimmt haben. Mir? fragt sie, und ich antworte: ja, Dir! Der junge Mensch hat seines Gleichen nicht, Du bist mit ihm glücklicher, wie mit mir. Da der Arzt ihn kennt, mag der Dir alles sagen, was ich jetzt nicht Zeit habe, Dir mitzutheilen.

Man denke sich, was diese Erklärung aus dem Stegreif mir gekostet, und meine Verwunderung, Christine ruhig und unerschüttert zu sehen. Es war ein Phänomen, das meine dem Weinen nahen Empfindungen zurückhielt. Nach einem nur augenblicklichen Schweigen fragt sie mich, ob ich gewiß sey, daß der junge Mensch sie zur Frau nehmen wolle. Diese Frage, die mir ihren Gemüthszustand verrieth, beruhigte und tröstete mich. Bisher hatte ich Christine noch nicht gekannt. Ich antworte, sie könne Niemand mißfallen, und halte an, ihr mehr vom Einzelnen zu sagen. Es sollte geschehen, wenn ich wieder nach Pr. kam. Drum fahre ich fort: Während des Essens, liebe Christine, wird mein

Freund Dich beobachten, und Du brauchst nur alle die liebenswürdigen Eigenschaften glänzen zu lassen, welche der Himmel Dir verliehen hat. Laß ihn nicht errathen, in wie vertrauter Freundschaft wir gestanden! —

Das ist höchst sonderbar. Weiß mein Oheim diese Veränderung der Sache? —

Nein. —

Und sollte ich dem Fremden gefallen, wann wird er mich heirathen? —

In acht bis zehn Tagen, ich werde alles einrichten. In einer Woche sehe ich Dich wieder. —

Carl und der Arzt traten wieder ein, Christine verließ das Bett ihrer Mutter und setzte sich uns gegenüber.

Sie ging mit sehr richtigem Sinn auf jede von Carls Aeußerungen ein und erregte oft durch Natürlichkeit, nie durch Albernheit, ein Lachen. Jene ist das reizende Kind des Gemüths und der Unschuld; ihre Anmuth bezaubert, sie darf alles sagen, ohne daß der Ausdruck jemals verletzt. Doch, wie widert sie an, wenn die Natürlichkeit ihr abgeht! Als Kunst ist sie der Gi-

pfel, wenn sie erdichtet ist und dennoch mit allen Eigenschaften der Wahrheit sich darbietet.

Während des Essens blieb ich stumm und gab Christinen keinen Blick, um sie zu hindern, mich anzusehen. Carl beschäftigte sie ganz, und sie ließ ihn niemals in Stich. Ihr letztes Wort zu ihm beim Aufstehen ging mir durch die Seele. Sie sey gemacht, einen König zu beglücken, hatte er gesagt, und sie erwiederte, ihr genüge es, ihn zu beglücken. Diese Worte setzten mich in Flammen, er umarmte mich, und wir reisten ab.

Christinens Einfalt war nicht jene des Verstandes, die ich Beschränktheit nenne, es war die des Herzens, wo sie Folge der Naturanlage und doch Tugend ist. Christine war eben so schlicht in ihrem Betragen, mithin aufrichtig, frei von aller falschen Schaam, gezierter Ehrbarkeit und dem Hang sich zur Schau zu stellen.

Wir kamen nach Venedig zurück, nachdem Carl mir auf der Reise nur von dem Glück gesprochen, ein solches Mädchen zu besitzen. Er sagte mir: er würde morgen zum Grafen Algarotti gehen, und ich möchte den Pfarrer einladen, mit allem, was ein Heirathsvertrag erfordert,

versehen, nach Venedig zu kommen, denn er könne nicht erwarten, ihn zu unterschreiben. Er lachte, als ich sagte, daß ich Christinen die Erlaubniß aus Rom, sich in den Fasten trauen zu lassen, zum Geschenk gemacht. Um so mehr, sagte er, sey Eile nöthig.

In der Conferenz zwischen Algarotti, Dandalo und Carl am folgenden Morgen ward beschlossen, den Pfarrer und seine Nichte nach Venedig zu berufen. Ich übernahm das und reisete nach Pr. ab, indem ich zwei Stunden vor Tag von Venedig ausfuhr. Dem Pfarrer sagte ich, er müsse sogleich mit seiner Nichte aufbrechen, um ihren Ehecontract mit Carl abzuschließen. Er verlangte nur noch so viel Zeit, als das Messelesen erforderte. In der Zwischenzeit ging ich zu Christinen, um sie von allem zu unterrichten, indem ich ihr eine sentimentale väterliche Rede hielt, die darauf hinauslief, sie zeitlebens mit einem Gatten glücklich zu machen, der sich mit jedem Tage ihrer Achtung und Zärtlichkeit würdiger zeigte. Ich belehrte sie, wie sie sich gegen Carls Tante und Schwester zu benehmen habe, die ihre ganze Freundschaft gewinnen würden.

Der Schluß meiner Rede war pathetisch und gereichte mir selbst zum Vorwurf. Denn indem ich ihr die Pflicht der Treue einprägte, mußte ich sie meiner eigenen Verführung und Falschheit wegen um Vergebung bitten. Sie unterbrach mich mit der Frage, ob ich, als ich nach dem Schritt der Schwäche, den wir gethan, ihr die Ehe versprochen, damals schon im Sinne gehabt, ihr nicht Wort zu halten. Als ich nein: antwortete, erwiederte sie: dann hätte ich sie auch nicht betrogen; vielmehr müsse sie mir danken, daß ich meine Lage mit kaltem Blut überdacht und ihr, statt sie durch eine Ehe mit mir unglücklich zu machen, einen beständigeren Gatten ausgesucht, den ich mit seltenem Glücke auch gefunden. Mit heiterer Miene fragte sie mich: was sie ihm antworten könne, wenn er sie in der ersten Nacht nach dem fragen sollte, durch den sie aufgehört habe, Jungfrau zu seyn. Ich erwiederte: es sey von dem anständigen und bescheidenen Carl nicht zu erwarten, daß er jene grausame Frage an sie thun werde. Sollte es aber geschehen, so müsse sie sagen, sie hätte noch nie einen Geliebten

gehabt und sey so gut, wie jede Andere, noch Mädchen.

Wird er es glauben? —

Gewiß, denn ich sogar würde es glauben. —

Wenn er es aber nicht glaubt? —

So verdient er Deine Verachtung und wird selbst Ursache finden, es zu bereuen. Ein verständiger wohlerzogener Mensch, liebe Christine, wagt solche Frage niemals, denn er mißfällt dadurch und erfährt doch nicht die Wahrheit. Schadet diese Wahrheit einmal der guten Meinung, worin jede Frau bei ihrem Manne stehen will, so wird nur eine Alberne sich entschließen können, sie ihm zu sagen. —

Ich verstehe ganz, was Du meinst. Umarme mich denn zum letzten Male! —

Nein, denn wir sind allein und meine Tugend ist schwach. Ach, ich liebe Dich noch. —

Weine nicht, lieber Freund! Denn, in Wahrheit, ich kümmere mich nicht mehr um Deine Thränen. —

Bei diesem Grunde, über den ich lachen mußte, hörte ich auf zu weinen. Sie zog sich an wie eine Königin des Bauernstandes. Nach

einem guten Frühstück reisten wir ab. Vier Stunden brachten uns nach Venedig, ich ließ vor einem guten Gasthof anlegen und eilte zu Bragadio, um dort Dandalo zu sagen, wo sich der Pfarrer sammt seiner Nichte befände, und daß er sich mit Carl wegen der Stunde vereinigen möchte, um welche ich sie vorstellen könnte. Mich weiter in die Sache zu mischen, verbiete die Ehre der Eltern und Verwandten, so wie meine eigene.

Er fühlte das ganze Gewicht meiner Worte und handelte darnach. Zuerst berief er Carl, und ich stellte ihn dem Pfarrer und seiner Nichte vor. Dann nahm ich eine Art Abschied von ihnen. Ich erfuhr, daß sie zu Algarotti, dann zu Carls Tante und hierauf zum Notar gegangen, den Heirathscontract und das Instrument wegen der Mitgift aufsetzen zu lassen. Dann reisten sie nach Pr. in Carls Gesellschaft ab. Dieser setzte den Tag fest, an welchem die Trauung in der Kirche des Pfarrspiels geschehen sollte.

Nach seiner Rückkunft von Pr. machte Carl mir einen sehr verbindlichen Besuch. Er sagte mir, seine Braut habe durch Schönheit und Cha-

rakter seine Tante, seine Schwester und seinen Taufpathen Algarotti hingerissen. Dieser habe alle Kosten der Hochzeit, die an einem schon bestimmten Tage zu Pr. gefeiert werden sollte, übernommen. Er lud mich ein und wußte mir, als ich anstand, einen so triftigen Grund anzugeben, daß ich nachgeben mußte. Seine Schilderung des Eindrucks, den Christinens ländlicher Luxus, ihr Geplauder und ihr natürlicher Charakter auf seine Tante gemacht, gewährte mir viel Freude. Er gestand, daß er auf das äußerste verliebt und eitel wegen der vielen Complimente sey, die man ihm mache. Das Geplauder im bäurischen Dialekt, meinte er, würde Christine in Venedig ablegen, weil Neid und Bosheit ihr dort ein Verbrechen daraus machen würde. Da alles mein Werk war, so empfand ich viele Freude darüber, obwohl ich ihm im geheimen sein Glück beneidete. Die Wahl Algarotti's zu seinem Taufzeugen lobte ich sehr.

Da Carl Dandalo und Barbaro gleichfalls eingeladen hatte, so machten wir die Reise zusammen. Die Domestiken des Grafen hatten eine Tafel für zwölf Personen beim Pfarrer ser-

virt und für alles Weitere gesorgt. Christinens Anblick trieb mich in ein anderes Zimmer, damit Niemand meine Thränen sähe. Sie war himmlisch, wie ein Gestirn, und doch nur als Bäuerin angezogen. Nie haben weder ihr Mann noch der Graf sie bewegen können, im venetianischen Anzug und mit gepudertem Haar zu gehen. Sie versprach Carl, sobald sie mit ihm in Venedig seyn würde, sich auf venetianisch zu kleiden, daß man sie aber zu Pr. in der Tracht sehen würde, welche sie stets getragen, um so den Spott der Mädchen, mit denen sie erzogen worden, zu vermeiden.

Für Carl war Christine ein übernatürliches Wesen. Er hatte sich bei der Frau, wo sie vierzehn Tage gewohnt, nach den beiden Liebhabern erkundigt, die sie ausgeschlagen, und war verwundert darüber, weil sie alle Eigenschaften besaßen, sie annehmlich zu machen. Er sagte mir, Christine sey ein Glücksloos gewesen, welches der Himmel ihm beschieden, und ich habe ihm dazu verholfen. Seine Dankbarkeit gefiel mir, und ich dachte nicht daran, Gebrauch von

ihr zu machen; mir genügte, beide Wesen beglückt zu haben.

Als wir eine Stunde vor Mittag in die Kirche traten, waren wir erstaunt, kaum einen Platz zu finden. Ein großer Theil des Adels war gekommen, sich zu überzeugen, ob man wirklich die Hochzeit einer Bäuerin in einer Zeit mit Festlichkeiten beging, wo die Kirchendisciplin das untersagte. Aller Welt war es ein Wunder. Denn man brauchte nur einen Monat zu warten, um der Dispensation überhoben zu seyn. Man vermuthete einen geheimen Grund und war unzufrieden, ihn nicht errathen zu können. Doch Carls und Christinens Erscheinen überzeugte alle Welt, daß das reizende Paar eine Auszeichnung und Abweichung von allen Regeln verdiente.

Eine Gräfin F. aus Treviso, eine Taufzeugin Christinens, trat nach der Messe beim Herausgehen aus der Kirche zu ihr und umarmte sie wie eine zärtliche Freundin, indem sie sich darüber beklagte, daß jene, bei der Durchreise durch Treviso, ihr nichts von dem glücklichen Ereigniß mitgetheilt. Christine gab mit der Natürlichkeit ihres Geistes die bescheidene und ge-

fällige Antwort, sie müsse, daß es übersehen worden, einer Eile zuschreiben, die sogar das Haupt der christlichen Kirche gebilligt. Kaum hatte sie diese verständige Antwort gegeben, als die Gräfin Christine ihrem Gemahl vorstellte, und die Getraute bat den Grafen, ihren Pathen, die Gräfin, ihre Taufzeugin, zu ersuchen, das Hochzeitmahl durch ihre Gegenwart zu ehren. Es ward sogleich angenommen. Diese Wendung, welche man vornehmer Erziehung und Weltkenntniß hätte beimessen sollen, war in Christinen nichts, denn die Frucht eines richtigen und zwanglosen Gefühls, das minder geglänzt haben würde, wenn die Kunst es hätte glänzender machen wollen.

Kaum war die Neuvermählte wieder im Saale, als sie vor ihrer Mutter niederkniete, die unter Thränen der Freude sie und ihren Gemahl segnete. Diese gute Mutter empfing die Glückwünschungen der ganzen Gesellschaft in einem Lehnstuhl, den zu verlassen ihre Krankheit sie hinderte.

Man setzte sich zu Tisch, Christine und ihr Gemahl hatten die ersten Plätze, ich den letzten und war sehr damit zufrieden. Alles war aus-

gesucht, aber ich aß und sprach nicht. Christine that nichts, als sich einem Jeden aus der Gesellschaft bald durch Fragen, bald durch Antworten mitzutheilen und dabei noch stets nach ihrem Gemahl zu blicken, als wolle sie erforschen, ob er das billige, was sie gesprochen. Seiner Tante und Schwester that sie einige Male Aeußerungen mit einer solchen Grazie, daß sie aufstehen mußten, um sie und ihren Mann zu küssen, den sie den glücklichsten aller Sterblichen nannten. In der Freude meiner Seele hörte ich Algarotti zweimal der Gräfin F. sagen, er habe noch keinen froheren Tag erlebt.

Nach fünf Uhr sagte ihr Carl etwas ins Ohr, und nun verbeugte sie sich gegen die Gräfin, welche aufstand. Die Neuvermählte entfernte sich nach den gewöhnlichen Glückwünschungen. Allen Mädchen des Dorfs, welche im anstoßenden Zimmer waren, theilte sie Tüten voll Zuckerwerk aus, die in einem großen Korbe herbeigebracht worden. Dann nahm sie Abschied von ihnen, indem sie sie ohne das geringste Zeichen von Stolz umarmte. Nach dem Caffee bat der Graf Algarotti die ganze Gesellschaft, in ei-

nem Hause, das er in der Nähe besaß, zu übernachten. Auf den folgenden Tag war alles zum Mittagsessen eingeladen. Der Pfarrer entschuldigte sich, und von der Mutter konnte keine Rede seyn. Sie befand sich nach diesem glücklichen Ereigniß mit jedem Tage kränker und starb in zwei oder drei Monaten.

Christine verließ nun ihr Haus und ihr Dorf, um einem Gemahl zu folgen, dessen Glück sie ausmachte. Algarotti, die Gräfin und meine beiden vornehmen Freunde reisten zusammen, Carl mit seiner Frau allein, ich nahm die Tante und Schwester in meinen Wagen.

Diese Schwester war eine fünfundzwanzigjährige Wittwe, nicht ohne Annehmlichkeit. Aber ich zog die Tante vor. Sie sagte, ihre neue Nichte sey ein wahrer Juwel, werth, von aller Welt angebetet zu werden. Doch würde sie erst, wenn sie venetianisch spräche, sie einführen. Ihre Heiterkeit und Natürlichkeit, sagte sie, ist der Geist, den man eben so wie ihren Körper in das Gewand der Mode unsers Vaterlandes kleiden muß. Die Wahl unsers Neffen macht uns viel

Freude, er hat gegen Sie eine Verpflichtung, die nie aufhören darf, und Niemand hat auch etwas dagegen zu sagen. Ich hoffe Sie künftig stets in unserm Kreise zu sehen.

Gerade das Gegentheil geschah, und man wußte mir Dank dafür. Alles war Glück in dieser reizenden Heirath. Erst nach einem Jahre schenkte Christine ihrem Manne einen Knaben.

In Treviso fanden wir uns trefflich einlogirt und gingen, nachdem wir einige Flaschen Limonade getrunken, zu Bette.

Ich befand mich am Morgen mit Algarotti und meinen Freunden im Gesellschaftszimmer, als der junge Gemahl, schön wie ein Engel und frisch von Angesicht, eintrat. Nachdem er mit Verstand auf die gebräuchlichen Begrüßungen geantwortet, bat er die Tante und Schwester, seiner Frau einen guten Morgen zu sagen. Sie verschwanden sogleich, und ihn konnte ich nicht unbefangen ansehen, als er mich freundschaftlich umarmte.

Man wundert sich oft über die frommen Bösewichte, welche den Schutz ihrer Heiligen

anrufen und ihnen danken, wenn ihre Frevelthaten gelungen sind. Man hat Unrecht. Es muß ein gutes Gefühl seyn, das in ihnen wohnt, denn es bekämpft den Atheismus.

Nach einer Stunde erschien in der Mitte, zwischen Tante und Schwester, die junge Gemahlin, schön und glänzend. Algarotti ging ihr mit der Frage entgegen, ob sie eine gute Nacht gehabt. Statt aller Antwort trat sie zu ihrem Gemahl und umarmte ihn. Dann ihre schönen Augen auf mich richtend, sagte sie, daß sie glücklich sey und mir es danke. Nun folgten die Besuche, zuerst der Gräfin, darauf der Uebrigen, und währten fort, bis man sich zur Tafel setzte.

Nach dem Essen fuhren wir in einer großen Peote nach Mestre, von da nach Venedig, wo die Vermählten vor ihrer Wohnung ausstiegen. Dann machten wir uns auf, Bragadio mit Lachen zu belustigen, indem wir ihm das schöne Abenteuer erzählten. Dieser auf eine eigenthümliche Art verständige Mann stellte tausend tiefsinnige und abgeschmackte Betrach-

tungen über diese Hochzeit an. Sie schienen mir alle lächerlich, denn weil sie auf einem falschen Grunde beruhten, wurden sie ein verschrobenes Gemisch von ganz weltlichem Verstande und falscher Metaphysik.

---

Der Verleger dieser Denkwürdigkeiten empfiehlt den Lesern derselben nachfolgende in seinem Verlage erschienene Schriften, die um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind:

**Alfieri (Vittorio)**, Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von **Ludw. Hain.** 8. 2 Theile 1812. 3 Thlr.

Briefe von Joseph dem Zweiten. Zweite Auflage. gr. 8. 1822. 1 Thlr.

Briefe eines hannöverschen Officiers aus Columbia an seine Freunde. 8. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

**Dutens (L.)**, Memoiren eines Reisenden, der ausruht. Herausgegeben von **J. F. von Meyer.** 8. 1803. 2 Bände. 2 Thlr. 16 Gr.

**Förster (Dr. Friedrich)**, der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt und seine Umgebungen. Mit Kupfern. gr. 8. 1821. ord. Druckp. 2 Thlr. 6 Gr.; fein Papier 3 Thlr.

**Friedländer (Dr. Hermann)**, Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816. 2 Theile. 8. 1818—20. 3 Thlr. 12 Gr.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Vom Freiherrn **von Hormayr.** gr. 8. 1817. 2 Thlr. 6 Gr.

**Iken (Dr. C. J. L.)**, Hellenion. Ueber Cultur, Geschichte und Literatur der Neugriech n. Erstes Heft. gr. 8. 1822. Mit 3 illum. Abbildungen. 1 Thlr. 16 Gr.; mit denselben Abbildungen schwarz 1 Thlr. 8 Gr.

**Körte (Wilhelm)**, das Leben L. N. M. Carnot's. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poesien Carnot's. 8. 1820. 2 Thlr. 6 Gr.

**Kotzebue's (August von)**, Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. (Von Dr. Fr. **Cramer.**) 8. 1820. 2 Thlr. 12 Gr.

**Morgan** (der Lady) Reisen. I. Frankreich. 2 Thle. 8. 1821—22. 3 Thlr. 12 Gr.

— — II. Italien. Erster Theil. 8. 1822. 2 Thlr. 8 Gr.

**Müller (Dr. Christian)**, Reise durch Griechenland und

die ionischen Inseln. In den Monaten Junius, Julius und August 1821. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Petrarca, Francesco, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen. Herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 1818. 1 Thlr. 12 Gr.

Reichardt (Joh. Friedr.), vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten, zu Ende des Jahres 1808, und zu Anfange 1809. 2 Bände. 8. 1810. 3 Thlr.

— — Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807 — 1809. Neue Auflage. 1816. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Sand, Carl Ludwig: Acten-Auszüge aus dem Untersuchungs-Prozeß über; nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und Augusts von Kotzebue. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1821. 1 Thlr. 16. Gr.

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1818. 1 Thlr 16 Gr.

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 2 Bänden. 8. 1818. 4 Thlr.

Stael (Frau von), zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 1822. 2 Thlr. 8 Gr.

Tasso's (Torquato), Leben und Charakteristik, nach Ginguené dargestellt und mit ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen seiner Werke begleitet von Dr. F. A. Ebert. 8. 1818. 1 Thlr. 8 Gr.

Vaux's (Hardy), eines zweimal nach Botany Bay Verbannten, Denkwürdigkeiten seines Lebens. In 2 Theilen. Aus dem Englischen. 8. 1821. 3 Thlr.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erste Reihe in 6 Bänden oder 24 Heften. gr. 8. 1816 — 21. Jedes Heft auf Druckpapier 1 Thlr.; auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. Alle 24 Hefte zusammen im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 16 Thlr.; auf Schreibp. 24 Thlr.

Zeitgenossen ꝛc. Neue Reihe. Erster Band in 4 Heften, und zweiten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. XXV bis XXX der gesammten Folge.) gr. 8. 1821—22. Jedes Heft auf Druckpapier 1 Thlr.; auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

262
306
13
615
70/1

157
284

12 1/2
37/8
80/4
75
88
223/

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Casanova, Giacomo Girolamo,

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb

Bd.: 2

Leipzig (1822)

Rem.II 11-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10780220-3